

Buntstiftchen

Hat diese Finsternis einen Namen?

Inhaltsangabe

Man sagte immer, dass Tom Riddle diese eine Macht, die Macht der Liebe, nicht gekannt hätte.

Ich bin die einzige Person auf dieser Welt, die weiß, dass das nicht stimmt.
Denn Tom Riddle liebte.

Tom Riddle liebte mich.

Vorwort

Hat diese Finsternis einen Namen?

Diese Grausamkeit, dieser Hass...

Wie haben sie uns gefunden?

*Haben sie sich in unser Leben gestohlen oder haben wir sie gesucht und mit
offenen Armen empfangen?*

Was ist nur mit uns passiert?

Wir schicken unsere Kinder in die Welt, wie junge Männer in einen Krieg...

*in der Hoffnung auf eine sichere Rückkehr.
ihnen unterwegs verloren gehen werden....*

Aber wir wissen dass einige von

*Wann haben wir uns verirrt?
von den Schatten...
ganz und gar verschluckt von der Dunkelheit.*

Verzehrt

Hat diese Finsternis einen Namen?

Ist es dein Name?

Inhaltsverzeichnis

1. Herzen
2. Augenblicke
3. Bitterkeit
4. Ausstrahlung
5. Schicksal
6. Scham
7. Personen
8. Netze
9. Verteidigung
10. Eindringling
11. Faszination
12. Gewitter
13. Gedanken
14. Welten
15. Grenzen
16. Verrücktsein
17. Falle
18. Angst
19. Umbruch
20. Veränderung
21. Wollen
22. Schuld
23. Feigling
24. Verhandlungen
25. Manchmal
26. Monster
27. Geräusche
28. Diamant

Herzen

Man sagte immer Albus Dumbledore wäre der einzige gewesen, vor dem sich Tom Riddle je gefürchtet hätte.

Ich bin die einzige Person auf dieser Welt, die weiß, dass das nicht stimmt.

Es gab nämlich noch eine weitere Person.
Eine Person, die Tom Riddle mehr als alles andere gefürchtet hatte.
Mehr noch, als er den Tod gefürchtet hatte.

Und diese eine Person, die war ich.

Nicht, weil ich mächtiger als er gewesen wäre.
Das war ich niemals und werde ich niemals sein.

Auch nicht, weil ich stärker als er gewesen war.
Auch das war ich sicherlich nicht.
Im Gegenteil, ich war unendlich schwach gewesen.

Er fürchtete mich deshalb so sehr, weil ich als einziger Mensch dieser gottverdammten Welt Macht über ihn hatte.

Ich hatte Macht über Tom Riddle.

Doch das war noch nicht alles.

Denn ich hatte noch etwas anderes.

Während er seine Seele zerriss, bedenkenlos und brutal, während er mordete und die Welt mit sich in den Abgrund zog, gab es einen Menschen, der sein Herz beschützte.
Ein Mensch bewahrte sein Herz vor all dem Grauen.

Und dieser eine Mensch, der war ich.

Ich besaß das Herz von Tom Riddle.

Man sagte immer, dass Tom Riddle diese eine Macht, die Macht der Liebe, nicht gekannt hätte.

Ich bin die einzige Person auf dieser Welt, die weiß, dass das nicht stimmt.

Denn Tom Riddle liebte.

Tom Riddle liebte mich.

Augenblicke

Im Laufe meines Lebens gab es unendlich viele Augenblicke, in denen ich dem Tod näher gewesen war, als dem Leben.

Es gab Augenblicke, in denen die Hoffnungslosigkeit alles andere überschattete, was ich tat und was ich fühlte.

Es gab Augenblicke, da war ich gelähmt von Furcht und Angst.

Es gab Augenblicke, da erstickte ich in Trauer und grenzenlosem Schmerz.

Es gab Augenblicke, da rang mich die Grausamkeit meiner Welt gnadenlos zu Boden.

Ich habe Momente erlebt, in denen ich flehte, darum bettelte, ins Nichts zu fallen.

Es gab Momente, in denen ich brutal umgestoßen wurde.

Ich bin oft hingefallen, aber genauso oft wieder aufgestanden.

Ich habe wahrhaft grauenvolle Dinge gesehen in meinem Leben.

Ich habe gnadenlose Menschen kennengelernt.

Bis heute kann ich nicht begreifen, wie Menschen so werden können.

Ich habe Menschen gesehen, die für die Liebe alles opferten.

Für die Liebe in den Tod gingen.

Ihn willkommen hießen.

Menschen, die kämpften. Nicht für sich selbst, sondern um ihre Liebsten zu retten. Und sie kämpften verbissener als jeder andere.

Bis zum Ende.

Bis zum bitteren Ende.

Ich war mutig in meinem Leben. Ich bin niemals weggelaufen.

Ich war unendlich stark.

Ich habe Freunde verraten, sie in den Tod gehen sehen. Ich habe zugesehen, wie sie starben. Alle.

Einer nach dem anderen.

Solange, bis ich allein war.

Ich habe gekämpft. Und ich habe vieles verloren.

Menschen, Erinnerungen, Hoffnungen, Träume, Gedanken, das Gute in mir.

Ich habe alles zurückgelassen, was ich kannte und was mir wichtig war.

Ich bin an seiner Seite gegangen.

Auf einem Weg, an dem mich Schmerz und Tod erwarteten.

In meinem Leben habe ich wahrlich viel erlebt.

Und ich habe die Welt bewegt.

Nur bin ich müde geworden, mit der Zeit.

Müde von all dem.

So unendlich müde.

Heute ist die Sonne der Welt wieder aufgegangen. Meine Sonne ist jedoch untergegangen.

Ich werde den Tod nun willkommen heißen.

Er soll mich mit sich nehmen und mich zu meinen Freunden bringen.

Und dieses eine Mal bin ich mir sicher.

Dieses Mal wird er mich holen.

Dieses eine Mal werde ich recht behalten.

Dieses Mal wird er mich nicht schon wieder zurücklassen.

Es ist mir egal, wohin er mich bringt.

Und wenn es die Hölle ist.

Keine Hölle ist schlimmer als diese Welt.

In meinem Leben bin ich zerrissen worden, zerfetzt und zerbrochen und zerstört.

Und ich bin gefallen.

Und ja, ich habe es genossen.

Jeden einzelnen Augenblick.

Bitterkeit

Viele, die Tom Riddle in seiner Schulzeit gekannt hatten, sagten später, sie hätten schon damals gespürt, dass er anders gewesen war.

Es wäre eine Lüge, wenn ich sagen würde, ich hätte es nicht gespürt.

Ich wäre ein Lügner, wenn ich sagen würde, mich hätte niemand gewarnt.

Viele sagten auch, sie hätten versucht sich von ihm fernzuhalten, so gut es ging.

Ich habe es auch versucht. Oh ja. Und wie ist es versuchte.

Wie oft hab ich gedacht, ich sollte lieber fliehen vor ihm, solange ich es noch kann?

Wie oft wollte ich ihn vergessen und aus meinem Kopf verbannen? Wie oft wollte ich sterben, um endlich von ihm los zu kommen? Wie sehr wollte ich mich und meine Liebsten retten? Und wie kläglich bin ich gescheitert? Jedes Mal.

Er brauchte nicht viel, um mich zu halten. Das wusste er, so wie ich es wusste. Ich war an ihn gebunden, so wie er an mich.

Rief er nach mir, dann war ich bereit ihm blind zu folgen. Selbst zur Hölle wäre ich gegangen mit ihm. Bin ich gegangen mit ihm.

Als ich ihn zum ersten Mal sah, war ich elf Jahre alt gewesen.

Ein kleines Mädchen mit langem, kupferfarbenem Haar und großen unschuldigen Augen stand damals auf dem Bahnsteig, eingehüllt in den Rauch der scharlachroten Dampflock und hatte noch keinen Schimmer von dem, was es erwartete. Es stand dort, verloren, verirrt im Nebel, im Rauch, und wusste nicht, was kommen würde. Es sah mit elf Jahren zum ersten Mal die Augen, die es niemals mehr loslassen würden.

Niemals wieder.

Die Augen, die in sein Innerstes zu sehen vermochten.

Ich erinnere mich, als wäre es gestern gewesen.

Die Sonne hatte geschienen und sie hatte mich geblendet. Es war ein so schöner Tag gewesen.

Ich hatte den kleinen Staubpartikeln zugesehen, die im grellen Sonnenlicht herumgewirbelt waren.

Ich war aufgeregt gewesen.

Mein erstes Jahr in Hogwarts stand bevor.

Die anderen Kinder um mich herum waren auch aufgeregt gewesen. Aber sie waren anders als ich. Alle waren anders als ich. Schon immer.

Vielleicht habe ich ihn deshalb so gemocht? Weil auch er anders war?

Die Kinder hatten geschrien und gelacht und fangen gespielt. Sie hatten sich kreischend gegenseitig über den Bahnsteig verfolgt. Sie waren laut gewesen und hatten mich oft angerempelt ohne sich zu entschuldigen oder sich auch nur umzudrehen.

Es war mir gleichgültig gewesen.

Ich stand vor meiner Mutter und sah mit gerunzelter Stirn auf die vielen fremden Menschen um mich herum.

Schon damals mochte ich keine Fremden.

Schon damals waren mir die neugierigen Blicke der anderen verhasst gewesen.

Meine Schwester Deirdre stand nicht weit von mir, umringt von ihren vielen Freundinnen. Sie lachten alle laut und mädchenhaft und Deirdre warf ihre langen braunen Haare übermütig über die Schulter.

In diesem Moment war ich furchtbar neidisch auf sie gewesen. Ich war neidisch auf sie gewesen, weil sie so gut mit Menschen klargekommen war. Viel besser als ich. Sie hatte das unglaubliche Talent, sich mit allen gut zu verstehen und sich überall leicht und schnell Freunde zu machen. Jeder mochte Deirdre.

Ich hatte sie darum so sehr beneidet.

Mich mochte niemand.

Mit mir hatte nie irgendwer zu tun haben wollen.

Wenn ich heute länger darüber nachdenke, kann ich es auch niemandem verübeln. Ich war schrecklich gewesen.

Ich hatte nicht höflich auf die Fragen der Erwachsenen geantwortet, so wie es sich gehörte. Ich hatte nicht mit den anderen Mädchen Puppen spielen wollen und hatte es immer verabscheut, mit Gleichaltrigen verkehren zu müssen.

Ich hatte sie regelrecht gehasst.

Ich war bockig und aufsässig gewesen und hatte nur geredet, wenn es absolut notwendig gewesen war.

Die meiste Zeit saß ich in meiner Zimmerhälfte und las und starrte das Bett an der gegenüberliegenden Wand an. Das rosarote Herzchenbett mit der weißen Spitzendecke, das Deirdre gehörte. Das Bett, das vor dem Fenster stand. Das Bett, auf das die Sonne schien. Immer, irgendwie irgendwann, wenn es regnete. Solange ich denken konnte, war ich in Deirdre's Schatten gestanden. Sie war der Sonnenschein der Familie gewesen. Der Liebling meines Vaters. Bis er gestorben war.

Neben mir stand Flynn. Lässig saß er auf seinem großen Schrankkoffer und grinste in die Menge. Nur das wilde wippen seines Fußes und das leichte Zucken seines Mundes verrieten, wie aufgeregt auch er eigentlich war. Ich wusste, wie sehr sich Flynn freute, dass nun auch ich nach Hogwarts kam. Den ganzen Sommer hatte ich mir anhören müssen, wie unglaublich das Schloss, die Unterrichtsstunden und das Zaubern waren.

"Und die Geister erst, Gwen. Wenn einer von ihnen durch dich durchschwebt, weißt du wie sich das anfühlt? Als würdest du mitten im Winter draußen stehen und kalt duschen."

Jeden Tag hatte mich Flynn mit neuen Geschichten beglückt. Auf der einen Seite war ich furchtbar gespannt und neugierig gewesen, aber auf der anderen Seite hatte ich es kaum ertragen.

Flynn grinste mich breit von der Seite her an. Er freute sich gewaltig darauf, mir alles zu zeigen und mein Beschützer in der großen, kalten, neuen Welt zu sein. Mir tat er fast ein bisschen leid, denn ich würde ganz gewiss nicht hinter ihm durch das ganze Schloss dackeln, wie ein kleines, schwaches Mädchen, das sich vor seinem eigenen Schatten fürchtete.

Als es langsam Zeit wurde einzusteigen, wandte sich meine Mutter an mich. Sie beugte sich zu mir herunter und umrahmte mein Gesicht mit ihren Händen.

"Meine kleine Gwen", flüsterte sie mit nassen Augen und roter Nase. "Noch kannst du mit mir zurückkommen, weißt du. Du könntest noch ein Jahr warten, bevor du gehst. Oder zwei."

Bei ihrer Berührung hatte ich nichts gespürt, außer Mitleid und Wut. Meine Mutter würde ein halbes Jahr lang keines ihrer Kinder sehen und sie würde zum ersten Mal in ihrem Leben auf sich gestellt und allein leben. Schwierig für eine Person, die nicht mit sich selbst allein sein konnte und Stille ebensowenig ertrug, wie ihre eigenen Gedanken. Aber mein Mitleid war nicht groß genug, als dass ich bei ihr geblieben wäre. Außerdem war ich unendlich wütend auf meine Mutter, weil sie von mir verlangt hatte, bei ihr zu bleiben.

Meine Mutter war schwach gewesen. Und um nichts in der Welt wollte ich so werden wie sie.

"Nein, ich gehe!", antwortete ich mühsam beherrscht und schüttelte ihre Hände ab. "Aber mach dir keine Sorgen."

"Ja, Mrs. Goodale. Machen Sie sich bloß keine Sorgen. Ich pass schon auf sie auf!", mischte sich Flynn von der Seite her ein und legte mir einen Arm um die schmalen Schultern.

Wütend fuhr ich zu ihm herum, aber als ich sah, wie erleichtert meine Mutter war, unterdrückte ich meine Wut schnell.

Als meine Mutter der weinenden Deirdre entgegentrat und sie umarmte- genau in diesem Moment hatte ich ihn dann gesehen.

Tom Riddle.

Der Grund, warum er mir sofort aufgefallen war, war der, dass er nicht lachte, nicht redete und sich nicht bewegte. Er stand da wie eine Statue inmitten der wuselnden, bebenden Menschenmenge.

Regungslos, ohne auch nur zu blinzeln.

Er stand an einer Mauer und beobachtete stumm seine Umgebung.

Er war hübsch, mit seinem dunklen Haar, den stechenden schwarzen Augen und der großen schlanken Statur.

Er wirkte weder schüchtern, noch unsicher, obwohl er so zurückhaltend dastand.

Er wirkte überlegen und selbstsicher.

In seinen Augen sah ich Langeweile. Grenzenlose Langeweile. Und einen Hauch von Bitterkeit, als er sie über die vielen weinenden Mütter wandern ließ, die ihre Kinder umarmten und zum Abschied küssten.

Und Hohn. Jede Menge Hohn lag in seinen Augen. Viel zu viel Hohn, für einen so jungen Menschen.

Er war damals 12 Jahre alt gewesen.

Ein Jahr älter als ich.

Viele beschrieben den Ausdruck in Tom Riddle's Augen, indem sie behaupteten, da wäre keiner. Kein Gefühl, keine Wärme. Nichts. Nur Leere.

Das stimmt nicht.

Seine Augen waren wie ein Buch. Für mich.

Sie erzählten mir vieles. Sie erzählten von Hass, Zerstörung und Traurigkeit, von Grauen, Ekel, Spott, von Macht und Stärke, Überlegenheit, Gier, Verachtung, Gleichgültigkeit, Verzweiflung, von Sieg, Kampf, Gnadenlosigkeit und Zerrissenheit. Und von Träumen, von Verlangen, vom Tod von Schwäche und vom Schmerz. Von Ruinen und Gewittern und von Kälte. Sie erzählten Geschichten, großartige Geschichten über zerstörte Welten und verstümmelte Leichen.

Sie waren alles andere als leer.

Ein schwer zu beschreibender Zug um seinen Mund ließ Tom Riddle damals älter wirken, als er es tatsächlich gewesen war. Er ließ ihn zynisch und berechnend wirken und er machte ihn nur noch schöner.

Er war alleine. Keine Eltern standen hinter oder neben ihm. Niemand.

Er erschien mir verloren.

Hätte ich ihn damals besser gekannt, dann hätte ich gewusst, dass er nicht verloren gewesen war.

Um verloren zu sein, muss man einsam sein und verzweifelt darüber, nicht dazuzugehören. Um verloren zu sein, muss man in einer ausweglosen Lage sein.

Tom Riddle war nicht einsam und verzweifelt. Und er kannte es nicht, dass er nicht der Herr über alles und jeden war.

Tom Riddle bemerkte mein Starren damals nicht.

Und er bemerkte mich nicht.

Noch nicht.

Es dauerte noch fast fünf Jahre, bis er mich bemerkte.

Fünf Jahre, in denen ich zwar nicht glücklich, aber einigermaßen zufrieden mit meinem Leben war.

Fünf Jahre, in denen ich, die besserwisserische Ravenclaw- Schülerin und kleine Streberin, keinen weiteren Gedanken an ihn verschwendet hatte.

Fünf Jahre, in denen ich mir eine Existenz aufgebaut hatte.

Fünf Jahre.

Und es dauerte nur wenige Sekunden bis alles zerstört worden war.

Ausstrahlung

Das Jahr, in dem ich den einen falschen Schritt machte, der mich in den Abgrund stürzte, war mein sechstes Jahr in Hogwarts gewesen.

Ich war gerade sechzehn Jahre alt geworden. Ich war jung und ich war dumm.

Ich weiß: Das entschuldigt gar nichts.

Der Sommer zwischen meinem fünften und sechsten Schuljahr war katastrophal gewesen. Meine Mutter konnte es nicht ertragen, dass ich und Deirdre langsam älter wurden und nicht mehr sie der Mittelpunkt unseres Daseins war. Verzweifelt versuchte sie, ein Teil unseres Lebens zu bleiben. Sie mischte sich in alles ein, versuchte so viel Zeit wie möglich mit uns zu verbringen, und begriff nicht, dass Hogwarts eine Welt war, der sie einfach nicht angehörte.

Sie war überall. Nirgendwo im Haus hatte ich meine Ruhe, weshalb ich es mir schon bald zu Gewohnheit machte, den Tag mit Flynn zu verbringen. Morgens war ich die erste, die das Haus verließ und abends die letzte, die heimkam.

Ich kannte Flynn schon ewig. Er war, wie meine Schwester, ein Jahr älter als ich, hatte sich aber schon in unserer Kindheit besser mit mir verstanden, als mit ihr. Während Deirdre in Kleidchen und mit Schleifchen herumrannte und jedem ihre neue Häkeldecke präsentierte, rannte ich in Hose und Hemd durch die Gegend und präsentierte jedem der es sehen wollte stolz meine zerschundenen Knie und blauen Flecken.

Deirdre wurde gelobt, Flynn bewundert und ich gescholten. Die Welt war ungerecht, fand ich. Damals hatte ich freilich noch keine Ahnung, was Ungerechtigkeit wirklich bedeutete. Ich lebte in meiner kleinen Welt und war schrecklich naiv. Hätte ich gewusst, wie grausam das Leben da draußen war, wie grausam Menschen waren, hätte ich damals den Mund gehalten und alles einfach stumm ertragen.

„Ich halte sie einfach nicht mehr aus“, erklärte ich Flynn eines heißen Juli Tages, den wir schwitzend und gelangweilt auf einem alten Spielplatz verbrachten. „Sie ist so furchtbar anhänglich gewonnen. Ständig hat sie irgendwelche sentimental Gefühlsausbrüche und muss beruhigt werden. Ich ertrag das nicht mehr!“

Flynn scharrte mit seinen dreckigen Turnschuhen im staubigen Boden und ließ seine Schaukel langsam hin und her schwingen.

„Du brauchst dich doch nicht aufzuregen. Deirdre ist diejenige, die das alles ertragen muss“, erwiderte er müde.

Meine Schaukel quietsche laut, als ich mich erhob.

„Deirdre macht das nichts aus. Sie ist wie Mama.“

Ich strich mir das verschwitzte Haar aus der Stirn und schlenderte hinüber zum rostigen Karussell, in dessen Mitte ich mich niederließ.

Flynn erhob sich ebenfalls von seiner Schaukel und spazierte auf mich zu. Seufzend legte er sich neben mich auf den Rücken und schloss die Augen.

„Was machen wir jetzt?“, jammerte er nach einer Weile und wischte sich mit dem Hemdsärmel über die glänzende Stirn. „Es ist so heiß....“

„Geh doch in den Schatten“, antwortete ich genervt und ließ mich ebenfalls auf den Rücken gleiten. Einige Sekunden war es still, dann schoss mir ein kalter Wasserstrahl ins Gesicht.

Prustend fuhr ich hoch.

„He!“, schrie ich und versuchte meine Augen abzudecken.

Flynn lachte laut, und der Strahl wurde heftiger.

„Flynn!“, brüllte ich wütend und versuchte ihm den auf mich gerichtete Zauberstab aus der Hand zu schlagen. Doch Flynn war schon aufgesprungen und hatte hinter dem knarrenden Klettergerüst Deckung gesucht.

„Idiot“, rief ich laut, versuchte mir aber ein Grinsen zu verkneifen.

Lächelnd wischte ich mir das Wasser aus den Augen und zupfte mein weißes T- Shirt zu Recht, das in meiner alten, abgeschnittenen Jeans steckte.

„Was denn!?“, erklang Flynns Stimme vom Klettergerüst her. „Jetzt bist du wenigstens abgekühlt. Und immerhin musst du nicht so ein dummes Hemd tragen, wie ich. Das ist echt ätzend!“

Ich schnaubte. „Bitte, hier würde doch sowieso keiner sehen, wenn du es ausziehen würdest.“

Ich ließ mich wieder zurück auf das Karussell sinken und blickte in den blitzblauen Himmel.

„Das hast du letztes Mal auch gesagt, und dann kam diese alte Frau vorbei und hat gedacht ich wollte dich... na was weiß ich, was die dachte, was ich vorhab!“

Ich lachte als ich mich daran zurückerinnerte. „Ja, das war wirklich interessant.“

Zögernd kam Flynn hinter dem Gerüst hervor, seinen Zauberstab noch immer in der Hand. Ich stütze mich auf meine Ellenbogen und beobachtete ihn.

„Keine Sorge, ich räch mich schon nicht“, erklärte ich spöttisch und zog beide Augenbrauen hoch. „Wie auch? Ich darf noch nicht mal zaubern.“

Flynn guckte erleichtert. „Seit ich siebzehn bin, läuft es besser denn je zwischen uns“, begann er. „Findest du nicht auch? Ich meine seither hast du mich kein einziges Mal gehauen.“ Er grinste mich schelmisch an.

Ich lachte. „Das liegt allein daran, dass ich erwachsen geworden bin und verstanden habe, dass das kindisch und unreif ist. Und weil Deirdre mir lang und breit erklärt hat, dass sich das nicht gehört für eine ‚Junge Dame.‘“

Flynn war wieder neben mir angelangt und setzte sich an den Rand des Karussells.

„Also ‚Junge Dame‘ ist so ziemlich die unpassendste Beschreibung für dich, die es gibt!“

Ich lächelte voller Genugtuung. „Danke, das hab ich ihr auch gesagt.“

Ich sehe diese Szene heute so deutlich vor mir, dass es mir vorkommt, als wäre ich in einem Denkarium gefangen.

Ich sehe das alte, rostige Eisenkarussell mit den Elefantenköpfen, sehe die abgerissenen Stümpfe, an denen eigentlich der Rüssel hätte winken sollen. Ich höre das leise Quietschen der Schaukeln, das Zwitschern der Vögel. Ich fühle die Hitze des Tages, die Sonnenstrahlen auf meiner Haut. Ich fühle das heiße Metall unter mir, das gegen meinen Rücken drückt.

Ich sehe das nachdenkliche Mädchen mit den langen Haaren, das in der Mitte der Eisenplatte liegt und sehnsüchtig in den Himmel starrt. Ich sehe den hübschen Jungen, der neben ihr sitzt und langsam mit seinen Füßen das Karussell dreht.

Ich sehe, wie der Junge das Mädchen ansieht und ich sehe, was ich damals nicht sehen konnte. Ich erkenne, dass da mehr in seinem Blick liegt, als Freundschaft.

Ich sehe die beiden jungen Menschen vor mir und stelle mir vor, wie ihre Geschichte beginnt. Ich stelle mir vor, dass die beiden sich verlieben, dass sie heiraten, Kinder kriegen und zusammen alt werden. Sie sterben

Arm in Arm.

Ich stelle mir vor, wie es hätte sein müssen.

Und ich versuche zu vergessen, was aus ihnen schließlich wurde. Ich versuche zu vergessen, wie das Mädchen den Jungen verließ. Ich versuche zu vergessen, wie er aus dem Leben schied. Ich versuche zu vergessen, wie es endete.

„Du bist wohl ziemlich froh, wenn du wieder in Hogwarts bist, was?“, fragte Flynn leise und begann mit den Füßen das Karussell zu drehen.

„Du hast ja eine Ahnung.“

Während ich mit jedem verstrichenem Tag erleichterter wurde, wurde meine Mutter mit jedem Tag trauriger.

„Gwen, willst du nicht wenigstens an Weihnachten mit Deirdre nach Hause kommen?“, fragte sie mich jeden Abend mit weinerlicher Stimme. „Wir könnten wieder alle gemeinsam feiern, als Familie? So wie früher weißt du?“ Ihr Blick war so voller Naivität, so voller Hoffnung und Glaube, dass alles wieder gut werden würde. Sie sah mich an wie ein Kind, das seine Mutter anbettelte, ihm ein Spielzeug zu kaufen. Ich ertrug es kaum.

Jedes ihrer Worte, das in meine Ohren drang, war begleitet von beißendem Ekel, der in mir aufwallte. Und mein Entschluss, niemals so hilflos und unterwürfig zu werden, wie meine Mutter es war, festigte sich mit jedem dieser Tage mehr.

Der Abschied am Gleis 9 $\frac{3}{4}$ war tränenreich und voller Vorwürfe. Ich glaube meine Mutter hat uns nie verzeihen, das wir sie jedes Jahr aufs neue verlassen haben und sich selbst überließen. In ihren Augen lag diese Hilflosigkeit, diese Angst vorm Leben, Furcht vor Verlusten und vorm Alleinsein, alles überschattet von der Leere. Der Leere ihrer Welt.

Als mich meine Mutter ein letztes Mal umarmte, ahnte ich nicht, dass ich ein anderer Mensch sein würde, wenn sie es das nächste Mal tat.

Ich machte mich eilig los von ihr und schob sie von der roten Dampflock zurück.

Ich hatte keine Ahnung, wie sehr ich mich bald nach ihrer Umarmung sehnen würde, wie sehr ich sie bald brauchen würde.

Ich hatte keine Ahnung.

Als ich und meine einzige Freundin Emma Cole zu Beginn des Schuljahres beim Festbankett in der großen Halle saßen, bemerkten wir, wie viele andere auch, dass sich am Slytherin-Tisch etwas verändert hatte.

Normalerweise beachteten wir diesen Tisch bewusst nicht weiter, doch an diesem Tag schien die gesamte Schule sich auf ihn zu konzentrieren.

Es war untypischer Weise sehr still bei ihnen.

Keine höhnischen Schimpfwörter, die zu den übrigen Häusern herüberdrangen und kein abwertendes Gelächter und abfällige Bemerkungen über die Erstklässler.

Das gesamte Haus Slytherin schien wie hypnotisiert auf eine Person zu sein, die ungefähr in der Mitte des Tisches saß.

Es war der Schulsprecher gewesen, den alle anstarrten.

Es war Tom Riddle.

Am Tisch herrschte Schweigen. Nur die wenigen, die zum inneren Kreis um Tom zu gehören schienen, führte eine leise Unterhaltung.

„Was ist dort nur los?“, fragte Emma mich und ließ immer wieder ihren Blick neugierig über die Slytherins

streifen. „Ich meine, sieh mal, wie die dreinschauen. So unterwürfig. Die Slytherins sind doch nicht unterwürfig- da kann etwas nicht stimmen!“

Emma schüttelte den Kopf.

„Kein Ahnung. Das interessiert mich nicht wirklich“, antwortete ich nur und fuhr mit meinem Finger über die Verzierung des Goldtellers vor mir.

„Doch es interessiert dich. Du tust nur immer so, als wäre dir alles egal.“

Ich sah Emma amüsiert an.

„Du kennst mich beruhigend schlecht, Emma. Das ist gut so.“

Emma lachte und fuhr sich durch die zottigen Haare.

„Ach, ich hab dich vermisst, Freundin“, entgegnete sie nur wehmütig und tätschelte mir die Wange, was ich mit einem gequälten Blick quittierte.

„Nein!“, unterbrach ich sie unwirsch. „Fang du nicht auch noch damit an. Das ist nicht unser Ding.“

„Nicht unser Ding?“, fragte Emma verblüfft. „Du meinst Vermissten und Gefühle und so?“

Ich nickte.

„Ja. Wir beide sind keine Weibchen, die nicht mal allein aufs Klo gehen können. Verstehst du?“, erklärte ich und strich weiter über meinen Teller. „Wir sind unabhängig voneinander!“

Emma hob schmunzelnd ihren leeren Kelch.

„Auf unsere Unabhängigkeit!“, flüsterte sie leise und ich stieß amüsiert mit meinem Kelch gegen ihren.

„Auf unsere zum Glück nicht vorhandene Nähe zu einander!“

„Goodale, Cole. Seid ihr dann fertig?“, wurden wir von Cecilia Perri unterbrochen, die uns missbilligend ansah und die Nase rümpfte. „Meine Schwester sitzt gerade unter dem Hut!“

„Schon gut, Perri. Komm runter“, beschwichtigte Emma die hochnäsige Blondine und verdrehte dabei unauffällig die Augen in meine Richtung.

Ich quittierte das mit einem Schulterzucken, dann ließ auch ich meinem Blick zu den Slytherins gleiten. Mäßig interessiert wanderten meine Augen den Tisch entlang und blieben an Tom Riddle hängen. Ich hatte den Slytherins eigentlich nie besondere Aufmerksamkeit geschenkt und deshalb überraschte mich mein plötzlich aufflammendes Interesse am Schulsprecher.

Er war damals sehr schön gewesen.

Ich weiß, dass Wort schön ist ziemlich ausgeleiert. Vieles ist schön. Schön ist nichtssagend.

Tom Riddle war aber alles andere als nichtssagend. Er war schön. Er war anders.

Es ist leicht, jemanden zu beschreiben, der einen körperlichen Makel besitzt, der ihn ausmacht. Aber Tom besaß nichts dergleichen, nichts was auffallend gewesen wäre. Alles an ihm war ebenmäßig und perfekt und schön. Er stach dennoch aus der Menge heraus, wie ein Phoenix aus einer Taubenschar.

Er war sehr groß, gut einen Kopf größer als die meisten Jungen in seinem Jahrgang. Seine schwarzen glänzenden Haare waren wie immer sorgfältig gekämmt, seine Uniform war korrekt und passte ihm wie angegossen. Er hatte schöne Augen, auch wenn sie kalt schienen und einen jeden einzelnen zu erdolchen schienen, der den Mut besaß, in sie zu blicken.

Doch all das war es nicht, was Tom Riddle so hervorhob.

Es war seine Ausstrahlung, die ihn so besonders machte.

Es war, als säße er gar nicht da am Tisch, mit all den anderen. Es war, als würde er separat sitzen, in einer anderen Dimension, in einer anderen Welt. Er war der Mittelpunkt der Menschen am Tisch und er gehörte trotzdem nicht zu ihnen.

Ich überlegte, ob mir Tom Riddle's Lachen gefiel und durchforstete meine Erinnerungen der letzten fünf Jahre nach einem Moment, in dem ich Tom Riddle hatte lachen sehen.

Ich fand keinen.

Keinen einzigen.

Heute habe ich freilich Bilder in mir, die ihn mir lachend zeigen. Es sind wenige, aber sie sind da. Ich erinnere mich an jedes dieser Lachen, die er mir schenkte. Ich weiß noch jedes einzelne. Ich habe sie alle in mir. Und immer, wenn er mir so schrecklich wehgetan hat, dann habe ich sie mir vor Augen geführt und konnte es ertragen.

Tom Riddle hob den Blick und ich sah wieder dieselbe Langeweile und denselben Hohn wie vor fünf Jahren in seinen Augen. Nur die Bitterkeit war verschwunden.

In diesem Moment merkte ich, dass ich Tom Riddle anziehend fand.

Ich starrte ihm auf den Mund. Der Zug um seinen Mund, den ich schon vor langer Zeit so faszinierend gefunden hatte verlieh ihm eine ganz besondere Note, besonders dann, wenn er sprach.

Als ich so dasaß und ihn ansah, fiel mir auf, dass ich Tom Riddle eigentlich noch nie hatte sprechen hören. Ich beobachtete interessiert, wie er eindringlich auf seinen Nachbarn einredete und stellte mir vor, dass er mit mir sprach. Ich stellte mir vor, dass ich es war, die da neben ihm saß, dass ich es war, die er so intensiv musterte. Mir lief ein leiser Schauer über den Rücken.

Ich strich mir fahrig über meinen langen Zopf und riss meinen Blick von Tom Riddle los.

„Siehst du?“, flüsterte Emma und nickte kurz triumphierend. „Es interessiert dich doch!“

Das Auftauchen des Essens auf den Tellern und das plötzlich auffallende Geplapper ersparten mir eine Antwort.

Als wir uns nach dem Abendessen alle müde und erschöpft auf den Weg in unsere jeweiligen Gemeinschaftsräume machten entstand in der Eingangshalle ein kurzer Stau.

Während Emma sich ungeduldig nach vorne drängte, blieb ich hinten an der Wand gelehnt stehen.

Denn wenn es etwas gab, das ich noch weniger mochte, als fremde Leute, dann waren es die Berührungen fremder Leute.

Dort hinten an die Wand gelehnt dastehend schnappte ich einige Gesprächsfetzen der Slytherins auf, die vor mir standen.

„Aber Tom hat gesagt...“

„Sei still du Idiot. Nenn ihn nicht so.“

„Wieso denn? Er heißt...“

„Bitte. Wirst schon sehen was er mit dir macht, wenn du ihn so nennst.“

„Was sagst du? Was soll er mit mir machen?“

„Du kennst ihn nicht, wie ich ihn kenne.“

Bitteres Lachen.

Plötzlich drehte einer der beiden sich um und sah mich feindselig an, als er bemerkte, dass ich ihn beobachtete.

Ich stieß mich von der Mauer ab und entfernte mich einige Schritte.

Noch heute frage ich mich oft, ob diese Jungen damals schon wussten, wozu Tom Riddle fähig war. Ob sie schon erkannt hatten, was in ihm schlummerte. Ob sie alles noch aufhalten hätten können.

Oder ob es für sie genauso überraschend gekommen war, wie für mich.

Ich frage mich noch heute, ob ihr Glauben an das Gute in jedem Menschen ebenso schnell ausgelöscht wurde, wie meiner.

Schicksal

Als ich am ersten Morgen des neuen Schuljahres die Augen aufschlug, bemerkte ich sofort, wie ungewöhnlich still es um mich herum war. Kein lautes Herumgezeter, wem welcher Rock gehörte, kein lautstarkes Protestieren, wenn jemand zu lange den Spiegel blockierte, kein Gepolter und kein überdrehtes Lachen.

Einen Augenblick lang dachte ich, meine Zimmergenossinnen würden alle noch schlafen, doch als ich schließlich mühsam meinen Kopf hob, bemerkte ich, dass die Betten um mich herum alle leer waren.

Frustriert presste ich mir die geballten Hände gegen die Augen, ehe ich tief seufzte, die Decke zurückschlug und zögernd meine nackten Füße auf den eiskalten Boden setzte. Ich ließ meinen Blick durchs Zimmer streifen. Überall am Boden lagen zerknitterte Kleidungsstücke verteilt und kein einziges der fünf Betten war gemacht.

Regen peitschte gegen die Fenster. Ich fröstelte und erhob mich von meiner Matratze um langsam ins Bad zu gehen, wo ich mich als erstes mit den Händen auf das kalte Steinwaschbecken stützte.

Müde blickte ich mein Spiegelbild an und verzog das Gesicht zu einem erzwungenen Lächeln. Es war wirklich erstaunlich, wie ähnlich ich Deirdre sah, wenn ich lächelte. Das war mitunter ein Grund, warum ich es so selten tat. Mein Lächeln wurde zum Zähnefletschen. Schnell drehte ich den kupferfarbenen Hahn auf und spritzte mir Wasser ins Gesicht.

Meine Leben wäre anders verlaufen, hätte ich an diesem Morgen nur ein wenig länger in den Spiegel gesehen, oder wenn Emma an diesem Morgen hartnäckiger versucht hätte, mich zu wecken.

Vielleicht wäre alles anders gekommen, wenn ich einen anderen Weg zum Klassenzimmer gewählt hätte, oder wenn ich zehn Sekunden länger beim Anziehen gebraucht hätte.

Ich wäre heute nicht da, wo ich bin, wenn ich an diesem verdammten Morgen länger dort vor dem Spiegel gestanden hätte.

Das steht fest.

Ich hatte das Frühstück verpasst hastete deshalb mit knurrendem Magen durch die Gänge zum Verwandlungszimmer.

Als ich um eine Ecke bog und einige Schritte gelaufen war, trat einige Meter vor mir gerade der Schulsprecher aus einem leeren Klassenzimmer auf den Flur. Er schien in Gedanken versunken und trotzdem hatte ich das Gefühl er würde alles um sich unendlich deutlich wahr nehmen.

Er sah mich nicht an, aber das war jeder gewohnt von Tom Riddle. Tom Riddle war sich zu fein, das Fußvolk auch nur eins Blickes zu würdigen.

Ich ignorierte ihn also ebenfalls.

Gedankenverloren ging ich weiter und hielt meinen Blick auf meine Bücher gerichtet.

Plötzlich spürte ich einen Luftzug und Tom Riddle wich mir geschickt und gerade noch rechtzeitig aus. Ganz kurz roch ich Winter, Regen und Wald und Metall. Dann war er schon zurückgewichen.

Verwirrt blickte ich auf.

Direkt in zwei kalte, zornige Augen.

„Pass auf wo du hinläufst“, zischte Tom Riddle gereizt und sein Blick durchbohrte mich.

Seine Stimme klang samtig und rau und kalt. Und sehr schön. Beruhigend. Er hatte eine Stimme zum Geschichtenerzählen.

Mir stellten sich die Haare im Nacken auf.

Erstaunt schüttelte ich den Kopf.

„Du hättest ebenso gut ausweichen können“, sagte ich in einem Anflug von Trotz.

Einen Moment war es still und seine Augen verengten sich zu Schlitzen.

„Geh mir aus dem Weg, Mädchen“, sagte Tom Riddle leise und ich erkannte in diesem Moment zum ersten Mal die Gefahr, die von ihm ausging.

Es war nicht die leise Drohung in seiner Stimme, es war auch nicht sein Ausdruck oder seine Größe.

Es war etwas in seinen Augen, das mich einen Moment frösteln ließ.

Dieses etwas, das in seinen Augen lag, würde ich mit der Zeit noch besser kennenlernen.

Ich würde lernen es zu erkennen und ich würde lernen mich dagegen zu wappnen.

Ich würde auch lernen, dass es kein Entrinnen gab.

Und ich würde noch lernen, was es bedeutete, diesem Blitzen nicht nachzugeben.

All das, war mir natürlich noch nicht bewusst gewesen.

Hätte ich in diesem Moment geahnt, wohin mich diese eine kurze, bedeutungslose Begegnung später bringen würde, ich wäre gelaufen und hätte mich nie wieder auch nur umgedreht.

Ich wusste es aber nicht.

„Ich soll dir aus dem Weg gehen? Sag mal, was erlaubst du dir eigentlich? Was glaubst du wer du bist?“, fuhr ich Tom Riddle genervt an und trat näher auf ihn zu.

„Geh du doch mir aus dem Weg!“

Ich verschränkte meine Arme vor der Brust und rührte mich nicht vom Fleck. Trotzig hielt ich dem Blick stand.

Stille

Tom sah mich an. Seine Hand zuckte.

„Weißt du was, das ist mir zu blöd“, sagte ich genervt und drückte meine Bücher näher an mich. „Wenn es dir und deinem Stolz so immens wichtig ist, dann bitte, geh vorbei!“

Spöttisch trat ich einen Schritt auf die Seite und hob abwartend eine Augenbraue.

Tom Riddle bewegte sich nicht. Seine Hand zuckte wieder.

Seine Augen waren schwarz und bodenlos und sie waren in meine gebrannt. Sie jagten mich, fingen mich, sperrten mich ein und sogten mich auf. Bis nichts mehr von mir übrig gewesen war.

Und plötzlich, ich konnte mir damals nicht erklären warum, wich ich noch weiter zurück. Seine Augen ließen mich noch immer nicht los. Einige Sekunde hielt ich dem Blick noch stand, dann zwang er meinen Kopf nieder und ich atmete endlich die aufgestaute Luft aus. Einen Moment konnte ich mich nicht rühren. Dann hob ich den Blick und begegnete abermals schwarzen Augen, die mich gefangen nahmen. Mit einigem Abstand ging ich langsam an Tom Riddle vorbei, ihn keine Sekunde aus den Augen lassend.

Nach wenigen Metern blieb ich stehen und strich mir mit einer fahrigen Bewegung die wirren rötlichen Locken aus der Stirn.

Die Angst, die ich noch eben verspürt hatte, wich einer leisen Wut.

Ich hatte gekuscht.

Auch das würde ich noch sehr bald lernen.

Wer an der Seite von Tom Riddle leben wollte, der musste kuschen.

Er lachte. Ich hörte das amüsierte, leicht spöttische Lachen hinter meinem Rücken und ich ertrug es nicht länger.

Hätte ich es doch einfach ignoriert. Wäre ich doch einfach weggegangen. Wäre ich einfach gegangen. Verdammt, warum bin ich nicht gegangen?

Ich stand mit dem Rücken zu ihm und in mir explodierte etwas. Ich fuhr herum und funkelte zu ihm auf. „Du bist lächerlich, hat dir das schon einmal jemand gesagt?“, sagte ich voller Genugtuung und lachte ebenfalls auf. „Einfach nur lächerlich!“

„Ist das so?“, entgegnete Tom plötzlich ruhig und musterte eingehend mein Gesicht. „Interessant...“

Die Wut die vorher noch sein Gesicht verzerrt hatte, war fort. Sein Gesicht war aufgeschlossen und nachdenklich und sehr schön.

Ich starrte ihn an. Dann, ganz plötzlich, brach mein Kopf auf. Ich spürte etwas Eiskaltes durch meine Stirn in mich eindringen. Der Gang, sein Gesicht, alles verschwamm und zerlief vor meinen Augen wie Tinte. Ich sah Deirdre im Regen stehen, ich sah meine Mutter, die sich weinend an mich klammerte, ich sah Flynn mit blutigen Knien vor mir sitzen, ich sah Emma in Unterwäsche durch unseren Schlafsaal tanzen, ich sah Spielplätze und Massengräber, ich sah Erin, die meinem sechsjährigen, mürrischen Ich Blumen ins Haar flocht. Ich sah mich, wie ich sie mir ausriss und ihr vor die Füße warf. Erin.

Ich schlug zurück. Mit all meiner Kraft stieß ich das Wesen in meinem Kopf zurück und verdrängte die klamme Kälte. Vor Zorn bebend verschloss ich meinen Kopf und konnte endlich wieder sehen.

Tom Riddle starrte mich an.
Unglaube, Überraschung in seinem Blick.

„Tu das nie wieder!“, sagte ich mit vor Wut zitternder Stimme und eilte den Gang entlang davon.

Als ich endlich vor dem Verwandlungszimmer stand, war ich bereits fünfundzwanzig Minuten zu spät.
Mein Kopf schmerzte fürchterlich.

Immer wenn Tante Erin in meinem Geist eingedrungen war, hatte ich sie mühelos abwehren können.

Dieses Mal war es etwas anderes gewesen. Tom Riddle war mit rauer Grobheit in mich eingedrungen, ohne Rücksicht. Er war unendlich viel stärker, als Erin es damals gewesen war.

Ich holte tief Luft und strich meine Robe glatt, dann klopfte ich zweimal, ehe ich hastig die Tür aufstieß und den Raum betrat.

„Miss Goodale?“, fragte der Professor und sah mich durch seine Halbmondbrille, die ganz vorne auf seiner Nase saß, lächelnd an.

„Tut mir leid, Professor Dumbledore. Ich habe verschlafen“, erklärte ich und lächelte zurück.

„Nun, das passiert selbst den Besten von uns einmal, nicht wahr?“, sagte Dumbledore nachdenklich und wies mit seiner Hand auffordern auf einen freien Platz in der letzten Reihe.

Schnell ließ ich mich nieder und holte meine Bücher aus der Tasche, nicht wissend, dass mein Schicksal besiegelt war.

Scham

Seit jenem regnerischen Tag im September sah Tom Riddle mich.

Ich bin mir bis heute nicht absolut sicher warum, aber er muss in mir etwas gesehen haben, das ihn aus seiner Langweile und seiner Eintönigkeit herausreißen konnte.

Es war sicher nicht Liebe auf den ersten Blick gewesen. Ich war sein Experiment, sein Spielzeug. Lange Zeit war ich nicht mehr als das.

Tom Riddle sah etwas in mir, dass ich in mir noch nie gesehen hatte und das hatte mir gefallen.

Es war Spannung, es war tiefe Faszination, ein Schwirren, ein Fallen und Steigen, es war Adrenalin und Zittern in seiner Gegenwart. Alles begleitet von einem Hauch von Tod und Traum.

Jedes Mal.

Es war, als würde man auf einem Minenfeld spazieren gehen. Man konnte nicht wissen, ob nicht der nächste Schritt ein falscher war. Man konnte nicht wissen, ob nicht der nächste Schritt auf eine Miene führte. Man ging, eben noch fröhlich und unbeschwert, lachend, tanzend, singend, planend, und im nächsten Moment lag man ohne Beine am dreckigen Boden und blutete und schrie und wusste nicht wie einem geschah. Genau so war es in seiner Gegenwart. Ich war bereit gewesen zu riskieren, war begierig darauf, mit ihm zusammen immer tiefer in seine Abgründe zu steigen. Solange, bis ich irgendwann den Weg zurückverloren hatte.

Viel später, als ich schon in seinen Fängen gewesen war, verzweifelt verstrickt in sein Netz und dem Raubtier hilflos ausgeliefert, hatte ich Tom einmal gefragt, wann er mich zum ersten Mal bewusst wahr genommen hatte.

„Warum ist das wichtig?“, fragte Tom desinteressiert und ließ sich geschmeidig auf dem smaragdgrünen, unbequem aussehenden Sofa in der Mitte des dunklen Raumes nieder.

Ich zuckte mit den Achseln, ignorierte seine Aufforderung, mich neben ihn zu setzen und ließ mich auf den Boden vor ihm sinken.

„Das ist es natürlich nicht. Aber ich möchte es dennoch wissen.“

Tom sagte eine Weile nichts und ich dachte schon, er würde mir nicht antworten, doch plötzlich flackerten seine Augen auf, fast so, als würde ihn das Thema nun doch interessieren.

„Es war damals, in meinem siebten Jahr“, hatte er begonnen zu erklären und nachdenklich über seinen Zauberstab gestrichen. „Am ersten Morgen des neuen Schuljahres, da habe ich dich zum ersten Mal gesehen. Davor habe ich dich nicht gekannt.“

„Du hast mich davor noch nie gesehen?“, fragte ich überrascht und neigte mich ein wenig nach vorne. „Ich bin fünf Jahre auf diese Schule gegangen. Wie kannst du mich da nicht gekannt haben?“

Toms Blick entglitt langsam ins Nichts.

„Ich kenne heute kein einziges Gesicht mehr von früher“, sagte er tonlos und lächelte leer. „Sie waren alle unwichtig und wertlos, Gwendolyn. Leer- wie die Menschen, denen sie gehörten.“

Ich sah in seine Augen und versuchte einen Weg durch die Leere zu finden, die mir plötzlich aus ihnen entgegen schrie.

„Eines kennst du zumindest noch“, entgegnete ich schließlich und sah mit einer Spur von Zorn im Gesicht

zu ihm auf. „Das Meine!“

Tom kehrte aus den Abgründen in seinen Augen zurück und sah mich an. „Dein Gesicht ist schön, Gwendolyn, aber es ist unwichtig und trügerisch. Gesichter täuschen. Und ich lasse mich nicht täuschen. Mich kann man nicht täuschen.“

Tom schwieg eine Weile und ich lauschte dem beruhigenden Prasseln des Regens, der von draußen gegen die Scheibe wehte. „Ich würde dich immer erkennen und überall finden, Gwendolyn, egal wie du aussiehst, vergiss das nie!“, fuhr Tom nach einigen Minuten fort und ohne ihn anzusehen wusste ich, wie sehr sein Blick mich gerade verschlang.

Ich hörte die leise Drohung in seiner samtene Stimme. Er drohte mir.

Dabei war das gar nicht nötig. Ich würde bei ihm bleiben. Immer.

Zweimal nur brachte ich die Kraft auf zu gehen. Zweimal, verließ ich ihn. Zweimal versuchte ich es. Er fand mich. Zweimal. Selbst in meinem Kopf fand er mich. Immer. Überall. Ich war niemals allein. Er war immer bei mir.

Als ich nicht antwortete und mir nur fest auf die Lippe biss, spürte ich wie so oft den Hauch einer mir wohlbekanntes Kälte an der Stirn und wandte mich Tom widerwillig zu.

„Warum?“, fragte ich leise und ließ zu, dass er mir über den Hals strich. „Warum ich?“

Seine Antwort kam prompt und überraschte mich.

„Du hast mir widersprochen, Gwendolyn“, hatte Tom leise gesagt und mich mit seinen schwarzen Augen fixiert, abwartend und lauernd.

Ich hatte nicht verstanden.

„Das haben andere doch auch getan“, sagte ich frustriert und strich mir erschöpft über die Stirn.

Tom hatte den Kopf zurückgeworfen und gelacht.

„Nein“, widersprach er dann amüsiert und fuhr mit seinen langen Fingern hoch zu meiner Wange. Ich schauderte und genoss.

„Nein?“, fragte ich ungeduldig und wartete darauf, dass er weitersprach.

Toms Lächeln war breiter geworden. Langsam strich er über meine Lippen. Seine Augen wurden wie jedes Mal dunkler, als er mich berührte. Dunkler und brennender. Ich zitterte und genoss es weiter.

„Jeder, der im Begriff war es zu tun, der hat bezahlt, Gwendolyn“, sagte Tom sanft.

„Ich wollte schlicht und einfach herausfinden, warum du nicht bezahlen musstest. Warum ich dich gehen ließ, damals.“ Tom strich mir über die Wange. „Ich hatte den Spruch auf der Zunge und den Stab in der Hand. Und du gingst vorbei. Ich ließ dich gehen. Einfach so.“

„Warum?“, fragte ich leise und schob seine Hand fort.

„Erinnerst du dich, was ich damals getan habe?“, fragte Tom mich ruhig.

Ich schlang mir die Arme fest um die Knie und stützte den Kopf darauf.

„Du bist in meinen Geist gedrungen.“

Tom lächelte. „Ja. Und du hast es abgewehrt. Du hast es mühelos abgewehrt. Das kann bis heute niemand. Bis heute habe ich immer bekommen was ich wollte. Niemand verbot mir den Zutritt. Ich weiß nicht, warum es dir gelungen ist. Ich kann es mir nicht erklären“, stieß Tom mit einer Spur von Frustration in der Stimme heraus. „Noch nicht.“

Er hob wieder seine Hand und tastete über mein Gesicht, als wäre er blind und müsste sich so meine Züge einprägen. „Noch nicht.“

Ich nickte leicht ehe ich spöttisch die Stirn runzelte und fragte: „Und was hast du bitte gemacht, wenn dir doch jemand widersprochen hat? Imperio?“

Es war ein Witz gewesen. Wie makaber.

Tom richtete sich leicht auf und ich zuckte erschrocken zurück, als er die Hände nach mir ausstreckte um mich geschmeidig vom Fußboden hoch auf seinen Schoß zu heben. Zögernd ließ ich mich nieder und ließ zu, dass er mit seiner großen Hand konzentriert über meinen Rücken fuhr.

Es war immer dasselbe, wenn er mich berührte: Er tat es bewusst und kontrolliert. Er überließ nichts dem Zufall. Als hätte er vor jeder Bewegung genau geplant, wohin sie führen sollte. Keine Ausbrüche, keine überquellenden Gefühle und keine spontanen Berührungen.

Er war wie ich. Und das nicht nur in diesem Fall.

Eine Weile schweig Tom, dann drehte er mein Gesicht zu sich und seine Hand umklammerte mein Kinn, als ob er erwarten würde, ich würde mich plötzlich abwenden. Ich war seinem Gesicht so nahe, ich war ihm so nahe. So nahe, dass ich jedes Zucken, jede Regung ausgemacht hätte, die sein Gesicht zeigte. Doch es war regungslos.

„Avada Kedavra, Gwendolyn. Sie sind alle tot“, sagte Tom ruhig.

Und wie ruhig er es sagte. So simpel. So einfach.

Tot.

Es war, als spräche er über Objekte und nicht über einen Menschen. Als spräche er über das Wetter, nicht über ein Menschenleben. Ein Menschenleben.

Obwohl es so unwirklich, so absurd schien, dass er wirklich jemanden getötet hatte- ich zweifelte keine einzige Sekunde daran. Keine Sekunden dachte ich daran, dass es nicht wahr sein könnte.

Die Zeit stand still. Blut rauschte in meinen Ohren und ich hörte das Pochen meines Herzens. Seines hörte ich nicht.

Ich hatte es gewusst.

Er war anders. Er war nicht gut. Ich hatte es doch gewusst.

Warum zerbrach meine Welt? Warum stieß ich ihn nicht von mir? Warum wollte ich, dass er mich festhielt?

Er war ein Mörder. Warum fühlte ich mich sicher, dort in den Armen eines Mörders? Ich hatte keine Angst. Ich fühlte nur ein seltsames Bedauern, das ich nicht deuten konnte.

„Tot?“, hatte ich ausdruckslos gefragt und verzweifelt versucht, irgendein Gefühl in mir zu finden. Ein Gefühl wie Ekel, Wut, Unglaube, Frucht, Panik oder Angst. Ein Gefühl, das mit zeigte, dass ich ein guter Mensch war, der Moral kannte, der zwischen richtig und falsch unterschied und das Böse bekämpfte. Da war nichts.

Nichts. DAS machte mir Angst. Er machte mir keine Angst.

Toms Hände hielten nicht inne. Sie strichen unendlich sanft über meinen geraden, steifen Rücken. Eigentlich hielten sie mich fest, das wusste ich. Aber seine Augen waren der Grund, warum ich mich nicht rührte. Seine Augen hielten mich mehr gefangen, als diese Hände und Arme. Ich zitterte nicht mehr, aber ich genoss seine Berührungen noch immer so sehr.

Tom hatte wieder gelächelt. Es war ein so schönes, liebevolles Lächeln gewesen. Nachsichtig, leicht belustigt.

Ich schäme mich noch heute, denn ich hatte es gemocht, dieses Lächeln, auch noch, sogar dann noch, als er den nächsten Satz gesagt hatte:

„Ja. Gwendolyn. Ich habe getötet.“

Personen

Ich bemerkte die Veränderung in Tom Riddle zunächst nicht.

Ich war wie eine Gazelle, die friedlich auf einer Wiese graste und keine Ahnung hatte, dass der Gepard keine zehn Schritte neben ihr im Gras kauerte und sie als seine Beute auserkoren hatte. Alles was der Gepard noch tun musste war seine Beute vom Rudel zu trennen. Dann würde die Jagd beginnen und wenn sie einmal begonnen hatte, dann war es nur noch eine Frage der Zeit.

Obwohl ich ein sehr aufmerksamer Mensch war, der darauf spezialisiert war andere zu beobachten und zu analysieren sah ich nicht, wie Tom Riddle ab und zu langsam den gelangweilten Blick von seinem Teller hob und über den Ravenclaw- Tisch wandern ließ, bis er bei mir angelangt war.

Ich sah auch nicht, wie Tom Riddle's berechnende Augen auf dem Korridor einen Augenblick auf meinem gesenkten Kopf verharrten, ehe er sie wieder ziellos über die Menschenmenge streichen ließ.

Und ich hatte auch nicht den Hauch einer Ahnung, dass Tom Riddle nun wusste wer ich war und wie ich hieß.

Ich hatte keine Ahnung, wie interessiert Tom Riddle plötzlich an mir war und wie groß sein Begehren war, ein weiteres Mal in meinen Geist einzudringen.

„Gwen, ich muss kurz mit dir reden!“

Überrascht hob ich den Blick von meinem Buch und musterte meine Schwester, die sich mit beiden Armen auf den Tisch gestützt hatte und mich durchdringend ansah. Sie war so weit vorgebeugt, dass ihre glänzenden Haare beinahe mein Gesicht streiften und ich konnte ihr Parfum riechen: Eine süßliche Mischung aus Rosen und Lavendel, die meinen Magen rebellieren ließ. Ich erinnerte mich, dass unser gemeinsames Zimmer immer danach gerochen hatte, und manchmal auch das ganze restliche Haus.

Ich drückte mich leicht weg und schluckte langsam das Stück Kartoffel hinunter, an dem ich gerade gekaut hatte. Ich hustete.

„Was ist los?“, fragte ich und versuchte halbherzig mein Desinteresse zu verbergen.

Deirdre zögerte und biss sich unruhig auf die Lippe, also widmete ich mich wieder meinem Buch. Deirdre seufzte ungehalten auf.

„Kannst du kurz mit raus kommen?“, fragte sie und ich hörte die leise Ungeduld in ihrer Stimme. „Hier drinnen sind zu viele Zuhörer!“

Widerwillig löste ich meine Augen abermals von meinem Buch und sah in das angespannte Gesicht meiner hübschen Schwester. Dann sah ich zu Emma, die neben mir saß und nicht einmal den Kopf gehoben hatte.

Ich zuckte mit den Schultern und legte sorgsam einen Fetzen Pergament zwischen die Seiten, ehe ich das Buch schloss und mich erhob.

Deirdre packte mich am Arm und zog mich mit sich nach draußen in die Eingangshalle. Verärgert riss ich mich los und verschränkte die Arme vor meiner Brust.

„Also? Was willst du?“, fragte ich ungeduldig und sah Deirdre abwartend an.

Sie zögerte wieder und zupfte am Saum ihrer Bluse. Ich hob eine Augenbraue. Es war gänzlich untypisch für meine Schwester nicht sofort mit der Sprache herauszurücken, egal ob sie etwas brauchte, oder einfach nur über ihr Leben reden wollte.

Schließlich brach sie das Schweigen.

„Du... bist doch mit Flynn noch immer so gut befreundet, nicht wahr?“, fragte sie leise und sah an mir vorbei zu den Grüppchen von Schülern, die das Mittagessen beendet hatten und nun die Große Halle verließen um sich wieder auf zum Unterricht zu machen.

„Ja. Warum?“

„Naja... du verstehst dich doch so gut mit ihm, deshalb hab ich gedacht ich frag dich mal, ob du... was dagegen hättest, wenn ich mit ihm... ausginge?“ Deirdre's Augen weiteten sich und ihre Hände zuckten.

Meine Augenbraue wanderte noch höher.

„Nein“, antworte ich dann tonlos und wandte mich um.

Deirdre packte mich am Arm und hielt mich zurück. „Sicher?“, fragte sie und musterte mich neugierig. „Das macht dir nichts aus?“

Ich lächelte leicht...„Nein, das macht mir nichts aus. Was ich mich allerdings schon frage ist: Warum so plötzlich?“

Deirdre spielte unruhig mit den goldenen Herzchen in ihren Ohren.

„Naja, eigentlich wollte ich ihn schon letztes Jahr fragen, aber Flynn sagte mir, dir könnte nicht Recht sein wenn er mehr Zeit mit mir verbringt.“

„Was hat er gesagt?“ Ich starrte sie an. „Deirdre, du kennst mich. Mir ist das egal.“

Deirdre stieß einen erleichterten Seufzer aus. Doch etwas in ihrem etwas zu strahlenden Lächeln ließ mich innehalten.

„Was willst du noch?“, fragte ich und sah in das ertappte Gesicht meiner Schwester.

„Könntest du ihn nicht fragen ob er mich mag? Ich meine unauffällig?“ Deirdre begann unruhig mit ihrem Ring zu spielen, wie immer, wenn ihr etwas unangenehm war oder wenn sie nervös war.

„Deirdre, er mag dich doch“, entgegnete ich trocken und scharrte ungeduldig mit den Füßen auf dem Steinfußboden.

„Das weiß ich auch. Aber ich will mir sicher sein!“, erklärte meine Schwester und sah mich an, als wäre ich geistig zurückgeblieben, weil ich es nicht sofort verstanden hatte. Ich hasste diesen Blick an ihr fast noch mehr, als ihr Lachen.

Ich seufzte wieder.

„Du bist wunderschön und du bist nett. Was soll er mehr wollen?“, fragte ich tonlos und ließ ebenfalls den Blick über die Schüler streifen, die laut quatschend die Eingangshalle betraten.

„Gwen, das bist du beides auch und trotzdem will keiner mit dir ausgehen!“

Ich lachte ehrlich amüsiert auf.

„Da hast du recht. Und ich bin gewaltig froh darüber.“

Deirdre begann ebenfalls zu lachen.

„Du bist einzigartig, Gwendolyn, wirklich.“, grinste sie und sah mich liebevoll an. „Also, fragst du ihn?“

Ich wusste, dass ich es bereuen würde, doch ich nickte und Deirdre fiel mir überschwänglich um den Hals. In mir sträubte sich alles und ich musste an mich halten, um sie nicht grob von mir zu stoßen.

„Danke, Gwen. Du hast was gut bei mir!“, flüsterte Deirdre mir ins Ohr und gab schließlich meinen Versuchen, sie sanft wegzudrücken, nach.

„Schon gut. Schon gut. Zu viel Nähe verträgst du nicht. Bin schon weg.“

Ich lachte.

„Ach ja, willst du wirklich zu Weihnachten hier bleiben, Gwen?“

Deirdre hatte sich noch einmal umgedreht und sah mich bittend an. „Mama würde sich wirklich freuen, wenn du nach Hause kommen würdest. Und ich mich auch. Also- komm schon!“

„Nein, danke“, erwiderte ich höflich, aber bestimmt und sah Deirdre dann lächelnd hinterher, als sie enttäuscht aus der Eingangshalle verschwand.

Hätte ich mich nach diesem Gespräch einmal kurz umgedreht, hätte ich den mich mit einer Spur Neugier musternenden Tom Riddle gesehen, der am Fußende der Treppe gestanden hatte und der mir, nachdem ich mich umgewandt hatte, langsam in die Halle folgte.

Wenn ich mich umgedreht hätte, vielleicht wäre es mir dann seltsam vorgekommen, dass er dort gestanden und uns zugehört hatte. Vielleicht hätte ich dann mehr auf ihn geachtet und mich anders verhalten. Vielleicht hätte er mich dann nie wieder angesprochen. Vielleicht wäre alles anders gekommen. Vielleicht.

Ich drehte mich nicht um.

„Was wollte sie denn?“, fragte Emma mäßig interessiert, als ich mich wieder neben sie auf die Bank fallen ließ.

Seufzend knallte ich mein Buch neben ihres und schlug es auf. „Frag nicht!“, stieß ich müde hervor und vertiefte mich wieder in meine Lektüre.

Der Nachmittagsunterricht war anstrengend. Der Wind peitschte uns um die Ohren, als wir nach draußen zum Kräuterkundeunterricht liefen und in den Gewächshäusern war es kalt und zugig. Die Luft war feucht und schwer und erfüllt von Niesen und Schniefen. Während uns die Professorin durch das laute Heulen des Windes Anweisungen zu geben versuchte, drifteten meine Gedanken zunehmend ab.

Ich verstand nicht, wie Flynn darauf kam, dass ich eifersüchtig sein könnte, wenn er sich mit meiner Schwester traf. Das war absurd. Eifersucht war ein Gefühl für schwachen Menschen. Menschen, die sich unsicher darüber waren, was ihnen gehörte und was nicht. Ich war kein schwacher Mensch.

„Gib mir mal die Handschuhe dort“, riss mich Emma aus meinen Gedanken. „Die grünen aus Drachenleder da!“ Sie deutete ungeduldig hinter mich.

Ich reichte sie ihr schnell und versuchte gleichzeitig das herabtropfende Wasser, das durch die undichte Decke spritze und mir in den Kragen rann, zu ignorieren. Ich fröstelte.

„Meine Eltern wollen, dass ich nach Hogwarts bei ihnen im Geschäft arbeite. Ist das zu fassen?“, fragte Emma mich, während sie versuchte einen Sack voller Erde zu öffnen. „Ich bin eine Hexe, das können sie doch wohl nicht im Ernst erwarten, oder?“ Emma riss ungeduldig am Plastik.

Anstatt zu antworten zückte ich nur meinen Zauberstab und öffnete den Sack mit einem einzigen Schlenker des Stabes.

„Sie verstehen einfach nicht, dass ich einen magischen Beruf ausüben möchte. Sie verstehen das nicht!“ Emma riss grob an dem geöffneten Sack und verschüttete dadurch eine Handvoll Erde auf unseren schlammverkrusteten, durchnässten Schuhen.

„Deirdre möchte mit Flynn ausgehen!“, unterbrach ich ihren Redeschwall, als sie kurz innehielt und Luft holte.

Einen Moment war es still. „Was?“, fragte Emma dann verblüfft, richtete sich mühsam auf und wischte sich etwas Erde aus dem Gesicht.

„Seit wann denn das?“

Ich seufzte und griff mit bloßer Hand in die klamme Erde. „Was weiß ich.

Aber darum geht es auch gar nicht. Es geht darum, dass sie von mir erwartet, dass ich das für sie in die Wege leite. Ausgerechnet ich.“

Emma lachte auf. „Welch Ironie“, meinte sie schließlich amüsiert und sah mich dann prüfend an.

„Stört es dich?“

Ich schloss ungeduldig die Augen. „Nein. Das einzige was mich stört ist, dass ich da hineingezogen werde. Das nervt nämlich.“ Ich richtete mich wieder auf und warf dann genervt meinen langen Zopf über die Schulter. „Sie können machen was sie wollen. Solange ich in Ruhe gelassen werde! Meinetwegen sollen sie heiraten und zehn Kinder kriegen, solange ich nicht Trauzeugin sein muss und die Kinder beaufsichtigen soll!“

Emma lachte schnaubend auf. „Wenn ich einmal heiraten sollte, würdest du das dann genauso sehen?“, fragte sie mit vor Sarkasmus tiefender Stimme und stütze abwartend die Hände in die Hüften.

Während ich einen Moment darüber nachdachte glitt mein Bick durch das Gewächshaus. Traurige Gestalten, nass bis auf die Haut und frierend, rutschten und schlitterte über den glitschigen Boden. Cecilia versuchte verzweifelt ihre Haarpracht vor dem Regen zu schützen während Adam Doyle es mit seinem Zauberstab heftiger auf sie tropfen ließ, als es auf die anderen tropfte. Amüsiert schüttelte ich den Kopf.

„Natürlich würde ich es dann anders sehen“, antwortete ich schließlich überzeugt und wandte mich wieder Emma zu. „Aber das liegt daran, dass du nicht heiraten wirst, Emma. Genauso wenig, wie ich es tun werde.“

„Was macht dich so sicher?“ Emma zog abwartend eine Augenbraue nach oben und wischte sich über die feuchten, schwarzen Locken.

„Ich weiß nicht“, sagte ich nachdenklich und zuckte mit den Schultern. „Du bist eben wie ich.“

Emma, die mittlerweile im Schneidersitz auf dem nassen Boden saß, blickte mich neugierig von unten her an. „Für den absolut unwahrscheinlichen Fall, dass ich es doch tun sollte: Bist du dann meine Trauzeugin?“, fragte sie mich schließlich und versuchte dabei ernst zu klingen. „Und wenn ja, wirst du dann für mich ein rosa Prinzessinnenplüschkleid tragen?“ Obwohl sie es als Witz hinstellen wollte und lächelte, wusste ich, dass es ihr ernst war.

Ich lachte gequält auf. „Wenn es tatsächlich der Fall sein sollte, dass DU vor den Altar trittst, dann mach ich das“, versprach ich widerwillig und setzte mich neben Emma auf den kalten Boden.

„Aber dafür machst du jetzt weiter.“ Ich deutete auf den Erdhaufen vor uns und Emma zuckte mürrisch mit den Achseln, ehe sie sich umständlich erhob und in der Erde zu graben anfang.

Ja, das waren Emma und ich.

Wir redeten aneinander vorbei, wir hörten uns oft gegenseitig nicht zu, wir waren manchmal egoistisch, oft mürrisch und schlecht gelaunt. Wir waren ständig genervt voneinander, ließen unsere schlechte Laune am anderen aus, wir lachten und spotteten über den anderen und wir waren gnadenlos, wenn der eine die ehrliche Meinung des anderen hören wollte.

Wir wussten nicht gut umzugehen mit Gefühlen, aber wenn eine von uns am Boden war sagten wir immer genau das richtige. Wir redeten aneinander vorbei, und das war genau das, was wir beide brauchten.

Damals hätte ich gesagt, Emma sei eine Person, mit der ich umzugehen wusste und die mit mir umzugehen wusste.

Heute sehe ich das anders.

Heute würde ich sagen: Emma war meine beste Freundin! Meine Person, die immer da war. Meine Person, die mich ertrug und akzeptierte. Meine Person.

Ich bin sehr froh darüber, dass ich bei ihr war, als sie starb.

Ich habe nicht geweint und nicht geschrien. Ich war stark und ich war da.

Ein Teil von mir ist mit ihr gestorben, damals. Ein Teil von mir, den ich heute fast so sehr vermisse, wie ich sie vermisse.

Ich habe sie angesehen und ihr mit meinem Blick zu sagen versucht, was ich ihr früher nie sagen konnte.

Sie hat es verstanden.

Ich habe auf ihren Bauch gesehen und versucht, es dem Baby zu erklären, das dort drinnen wuchs. Ich hoffe es hat auch verstanden.

Ich war bei ihnen beiden, als sie starben.

Und ich habe ihnen nicht helfen können.

Ich habe nicht geweint und ich habe nicht geschrien.

Ich habe weggesehen.

Netze

Einige Tage nach dem Gespräch mit meiner Schwester machte ich mich kurz vor dem Abendessen auf die Suche nach Flynn.

Als ich ihn weder in der Bibliothek, noch in der Großen Halle finden konnte, machte ich mich schließlich auf zum Quidditchfeld.

Der Himmel draußen war wolkenverhangen und grau. Ich hüllte meinen dünnen Umhang enger um mich und hastete den schmalen Weg entlang, hinunter zu den Tribünen.

Hier hatte ich mehr Glück.

Flynn, gekleidet in seinen strahlend roten Gryffindorumhang preschte mir auf seinem Besen entgegen, kaum dass er mich gesichtet hatte.

„Na Gwen, wie läuft das neue Jahr?“, rief er mir zu und hielt wenig später einen Meter über mir elegant in der Luft an. „Hattest du Sehnsucht nach mir?“

Ich hob den Kopf und hielt mir die Hand vor die zusammengekniffenen Augen, um den Regen abzuschirmen.

„Ja, enorme Sehnsucht“, erwiderte ich voller Spott und blickte in den düsteren Himmel. „Keine Sekunde hätte ich länger ohne dich ausgehalten!“

Flynn lachte laut und landete elegant vor meinen Füßen.

„Schön dich wieder zu sehen“, sagte er leise und umarmte mich.

Genervt stieß ich ihn weg.

„Das hast du am Bahnhof auch schon gesagt, wenn ich dich erinnern darf“, sagte ich und stieß ihn ungeduldig weiter zurück.

„Und außerdem- diese ganzen Umarmungen: Du bist ja richtig anhänglich geworden!“

Flynn verzog das Gesicht und strich sich das klatschnasse, dunkelblonde Haar aus der Stirn. „Ja, ich kann einfach nicht länger ohne dich, Gwen!“, sagte er dann theatralisch und machte Anstalten mich wieder an sich zu ziehen.

Empört aufschnaufend wich ich aus und starrte ihn finster an.

„Dann muss ich dir leider die Freundschaft kündigen, mein Lieber!“, erklärte ich ernst und verschränkte die Arme vor der Brust. „Diese Gefühlsduselei halte ich nämlich nicht aus! Schon gar nicht bei dir!“

Flynn lachte bellend auf und streckte übertrieben die Arme nach mir aus. „Tu mir das nicht an, Liebe meines Lebens!“, rief er verzweifelt aus und sah mich mit seinem besten Dackelblick an. „Liebe mich, oder kehre mir für immer den Rücken!“

Ich zuckte genervt und gleichgültig mit den Schultern und wandte mich ab. Da packte Flynn mich plötzlich wieder und schlang seine Arme um mich.

„Jetzt aber mal ehrlich: Ich hab dich wirklich vermisst“, sagte er ernst.

„Da ist gerade so eine gewissen Nähe entstanden, Mr. Travis und ich bin nicht sicher, ob mir das so recht...“, begann ich sarkastisch, doch Flynn unterbrach mich unwirsch.

„Halt einfach mal die Klappe, Goodale!“

Als er mich nicht losließ hörte ich nach einigen Sekunden auf mich gegen die Umarmung zu sträuben. Mir

wurde warm und ein unangenehmes Gefühl drang meinen Magen hoch in meinen Hals. Flynn war dreckig und nass und er roch nach einer seltsamen Mischung aus frischen Zitronen und altem Pergament. Ich fühlte mich unwohl.

Wie gesagt, ich mochte Umarmungen nicht.

Nicht einmal die von Flynn, obwohl die von allen noch am erträglichsten waren.

Freilich würde ich heute alles dafür geben, noch einmal eine solche Umarmung von Flynn zu bekommen. Oder von irgendwem sonst. Egal. Nur eine Umarmung. Ich würde alles geben.

Alles.

„Du, Gwen?“

„Ja?“

„Warum starrt Riddle uns so komisch an?“

„Was?“

„Na, Tom Riddle. Der starrt uns schon die ganze Zeit so komisch an.“

„Tom Riddle?“, fragte ich perplex und schob Flynn von mir. „Wo?“

Ich wandte mich um und zuckte zusammen. Auf einer der Tribünen stand Tom Riddle ungeschützt im Regen und sah unverkennbar zu uns herüber. Ich starrte mit zusammengekniffenen Augen zurück und hätte erwartet, er würde peinlich berührt den Kopf senken, wie jeder normale Mensch das tun würde, der beim heimlichen Beobachten entdeckt worden war. Doch weit gefehlt.

Tom Riddle sah mich weiter an.

Und weiter.

Ich runzelte die Stirn und reckte mein Kinn, dann wandte ich mich hochmütig ab.

„Ach, der ist einfach nur seltsam“, erklärte ich Flynn schulterzuckend. „Vor ein paar Tagen hat er mich angeblafft, das kannst du dir nicht vorstellen!“

Flynn sah mich beunruhigt an.

„Halt dich von dem fern, Gwen“, begann er und hob seinen Besen vom matschigen Boden auf. „Ich hab Geschichten über den werten Schulsprecher gehört, und wenn auch nur die Hälfte davon stimmen, dann...“, fuhr er fort und schulterte den Besen.

„Bei Merlin, da fällt mir ein warum ich dich gesucht hab!“, unterbrach ich ihn ungeduldig und schritt an seiner Seite zurück zum Schloss. „Deirdre will mit dir ausgehen.“

Flynn sah mich verblüfft an. „Was?“, fragte er und wurde langsamer.

Ich verzog das Gesicht. „Ja. Ich soll möglichst dezent herausfinden, ob du sie magst“, erklärte ich. „Also, was darf ich ausrichten?“

Flynn beschleunigte seine Schritte wieder und schloss zu mir auf. „Naja, erst mal: Du bist kläglich gescheitert. Das war alles andere als taktvoll und dezent.“

Ich zuckte genervt mit den Schultern. „Das ist ja wie im Kindergarten. Sag einfach ob du willst, oder nicht und rede hier nicht ewig um den heißen Brei herum!“ Ich begann schneller zu gehen.

Flynn runzelte die Stirn. „Ich weiß nicht... Mit wem gehst denn du dieses Mal nach Hogsmeade?“, fragte

er dann zögernd und sah mich neugierig an.

„Mit Emma oder allein. Wie immer.“

„Würdest du nicht auch mal gern mit einem Jungen gehen?“

„Nein!“

„Und wenn ich dich fragen würde?“

Ich blieb stehen. Der Regen, der mittlerweile heftiger geworden war peitschte über die Wipfel der Bäume des Verbotenen Waldes hinweg und meine Hände waren klamm vor Kälte.

„Dann würde ich garantiert auch nein sagen!“, antwortete ich schließlich und begann langsam weiterzugehen.

„Warum denn?“, fragte Flynn, der mittlerweile wieder auf gleicher Höhe mit mir war.

„Weil du Flynn bist und ich Gwen!“, antwortete ich nur patzig und wich geschickte einer Pfütze aus.

„Unfreundliche Person. Dann geh ich eben mit Deirdre!“

„Fein!“

Ich runzelte die Stirn und versuchte zu verstehen, warum Flynn plötzlich so zornig auf mich war.

„Sag mal, Flynn, bist du jetzt böse auf mich?“, fragte ich pflichtschuldig und blickte ihn abschätzend an.

„Nein bin ich nicht“, antwortete Flynn trotzig und beschleunigte seine Schritte ebenfalls. „Aber du solltest echt mal versuchen, ein wenig mehr Einfühlungsvermögen an den Tag zu legen, Gwen!“

Empört versuchte ich Schritt zu halten. „Na und ob du beleidigt bist, mein Lieber“, zog ich ihn gnadenlos auf.

„Hab ich deinen Stolz verletzt, weil ich nicht mit dir nach Hogsmeade will?“

Meine Augen verengten sich. „Das ist kindisch und das weißt du!“

„Gute Nacht, Gwendolyn!“, sagte Flynn bestimmt, als wir am Schlossportal angekommen waren. Er wandte sich demonstrativ um.

„Es ist sieben Uhr, Flynn und du hast noch nicht mal Abendgegessen“, sagte ich spöttisch und verschränkte die Arme vor der Brust. „Und jetzt sei nicht so infantil und komm mit.“

Flynn sah mich gekränkt an. „Ich bin nicht infantil, sondern du. Ich meine, die Welt würde schon nicht untergehen, wenn du mal mit mir nach Hogsmeade gehen würdest, anstatt mit Emma. Als Freunde, versteht sich!“, fügte er schnell hinzu, als er meinen misstrauischen Blick bemerkte.

Ich lachte trocken auf und sah den Schmerz in seinen Augen nicht. „Flynn, wir sehen uns jeden Tag, da brauchen wir nicht auch noch zusammen ins Dorf gehen. Das ist wirklich zu viel. Außerdem gehst du ja jetzt mit Deirdre.“

„Ja, du... hast recht. Mit dir würde ich ohnehin nicht gehen wollen. Ich meine, du gehst nie in irgendein Café oder einen Laden. Das einzige was du machst ist... keine Ahnung. Was machst du überhaupt immer?“

Ich ignorierte Flynn und wandte mich kopfschüttelnd um. Mein Blick fiel auf Tom Riddle, der eben durch das Eingangsportale hereinkam.

Er erwiderte meinen zornigen, auf ihn gerichteten Blick nicht und betrat die große Halle gerade so, als hätte er uns nicht gesehen.

„Kommst du jetzt oder nicht?“, fragte ich Flynn nach einigen Sekunden unwirsch.

„Nein, ich komme nicht!“, antwortete er schlecht gelaunt und verschwand mit geschultertem Besen Richtung Gryffindor-Turm.

Ich seufzte nur und band mir die wirren Haare zu einem nicht minder wirren Zopf, ehe ich die Große Halle betrat.

„Na, wie ist es gelaufen?“, fragte mich Emma belustigt, kaum dass ich mich am Tisch niedergelassen hatte. „Bist du entgegen aller Erwartungen eine gute Kupplerin?“

Ich ignorierte auch sie und füllte meinen Kelch mit Wasser.

„Wieso Kupplerin?“, fragte Lynn, ein schüchternes Mädchen aus unserem Schlafsaal, von der Seite her. „Wen willst du denn verkuppeln?“ Neugierig schaute sie zu mir herüber.

Ich schloss müde die Augen und wandte mein Gesicht dann Lynn zu, deren große, blaue Augen fragend auf mir lagen. „Von Wollen kann hier nicht die Rede sein! Im Übrigen geht dich das nichts an“, erklärte ich kurz angebunden und wandte mich wieder von ihr ab.

Lynn sah mich erschrocken an. „Wei... weißt du was, Gwen? Wenn du nicht immer so unfreundlich zu allen wärst, hättest du es viel leichter im Leben.“

Ich blickte ungläubig auf und Emma prustete in ihren Kürbissaft.

„Ach ja?“, entgegnete sie dann amüsiert und wischte sich ihren Mund sauber. „Weißt du wie das ist, wenn man nur einmal nett und zuvorkommend ist?“

Emma zeigte mit ihrer Gabel auf die eingeschüchterte Lynn.

„Da tanzt einem gleich die ganze Welt auf der Nase herum. Wie man bei dir ja schon sieht. Soviel dazu also.“

„Ich gebe zu, dass... sagen wir... drei Viertel der Menschen auf deiner Nase herumtanzen würde, aber... aber das andere Viertel würde sie da schon herunter scheuchen.“ Lynn wurde leicht rot und die Nase.

Emma beugte sich über den Tisch, ganz nah an sie heran. „Ach, und du gehörs wohl zum letzten Viertel, was?“, fragte sie Lynn amüsiert.

Lynn öffnete gerade aufgeregt den Mund um etwas zu erwidern, als plötzlich ein Schatten hinter ihr auftauchte. Sie schien es zu spüren, denn sie drehte sich überrascht um. Mit aufgerissenen Augen blickte sie zum Schulsprecher empor, der locker dort stand und auf sie herunter blickte.

Tom Riddle's Augen streiften mich nur kurz. Aber die eine Sekunde, die sie auf mir lagen spürte ich wieder dieselbe Kälte wie vor einigen Tagen an meiner Stirn. Noch bevor ich sie von mir stoßen konnte, hatte sie sich schon von selbst zurückgezogen. Ich runzelte die Stirn.

„Lynn Connor?“, fragte Tom Riddle ruhig und samtig und ich hatte plötzlich das Gefühl, dass er ganz genau wusste, wie seine Stimme und sein Auftreten auf andere wirkten.

„J... Ja?“, stotterte Lynn und sah ihn perplex an.

Tom lächelte. Es war ein schönes Lächeln. Es war ein wirklich sehr schönes Lächeln. Es war zwar falsch, das habe ich schon damals gesehen, aber es war unbestreitbar schön. Mein Blick lag auf ihm und ich bemerkte, dass er Lynn gar nicht wirklich ansah. Sein Blick lag auf ihr, doch er sah sie dennoch nicht an. Es war, als sähe er durch sie hindurch. Spott sprach aus seinen Zügen. Es ging mich zwar überhaupt nichts an und Lynn war die letzte, mit der ich Mitleid haben würde, doch ich fand es schrecklich, wie er sie damals musterte. Obwohl er sich so höflich gab, durchschaute ich ihn sofort.

„Du bist Vertrauensschülerin, nicht wahr?“, fragte Tom Riddle schließlich behutsam und trat näher an den Tisch. Gerade so nah, dass er in ihre Privatsphäre eindrang, ohne dass es aufdringlich wirkte. Das war ein seiner wirkungsvollsten Talente: Er wusste, wie nah er der Beute kommen durfte, ohne dass sie ihn witterte.

„Ja... ich bin Vertrauensschülerin“, antwortete Lynn und ließ ihre Gabel los, die leise klirrend auf die Tischplatte fiel.

Tom lächelte höflich. Seine Zähne waren weiß und gerade. Die Eckzähne stachen hervor, denn sie waren etwas größer und spitzer als der Rest.

„Ich wollte mich eigentlich nur erkundigen, ob du Bescheid weißt: Heute Abend ist ein Treffen von Dippet an beordert worden.“, erklärte er ruhig und ließ seinen Blick desinteressiert über Lynn‘ s schwächliche Gestalt gleiten.

„Oh, j...ja. Das... hab ich gehört“, antwortete Lynn schnell und versuchte sich an einem höflichen Lächeln, was ihr kläglich misslang.

Ich schnaubte leise auf und wandte mich wieder meinem Essen zu, als ich plötzlich abermals den Druck und die Kälte in meinem Kopf spürte und abermals verschwand beides ebenso schnell wieder, wie es gekommen war.

Ich hob zornig das Gesicht und funkelte Tom Riddle an, der jedoch den Blick auf Lynn gerichtet hielt.

„Schön, dann bis neun Uhr“, meinte er lächelnd und seine Augen trafen ein letztes Mal auf meine. Ich hatte in ihnen gesehen, dass er ganz genau wusste, dass ich erkannt hatte, was er über uns alle hier dachte. Und ich erkannte, dass er wusste, dass ich die Langweile, den Spott und die Bitterkeit ebenso gut kannte, wie er sie kannte.

Tom Riddle wandte sich elegant um schritt und langsam aus der Halle. Etwas in meiner Brust lockerte sich und ich konnte wieder atmen.

Lynn‘ s Hand zitterte leicht, als sie die Gabel wieder vom Tisch aufnahm.

Tom hatte, seit ich ihn kannte, schon immer diese zwei Seiten in sich gehabt.

Da war die eine Seite, bei der Tom Riddle fort war, bei der einem niemand helfen konnte, bei der man in seiner Gegenwart vor Angst kaum atmen konnte. Diese Seite hatte ihren eigenen Namen. Jeder Zauberer dieser Welt kannte diesen Namen, und dennoch sprach niemand ihn aus. Auch ich spreche ihn nicht aus. Habe ihn noch niemals ausgesprochen und werde es auch niemals tun. Niemals. Aber nicht aus Angst. Oh nein, sicher nicht aus Angst.

Neben dieser Seite war da dann noch die andere Seite von ihm, die fast niemand wirklich gekannt hatte. Sie war faszinierend und wenn er sie zutage förderte, dann wickelte er alle ein. Man wurde eingewoben in ein weiches Netz aus Sanftheit und trügerischer Sicherheit und Schönheit und Glück und Aufrichtigkeit und manchmal sogar Liebe. Diese Seite nannte ich Tom. Ich glaube ich bin die einzige, die diese Seite je wirklich gekannt hat.

Ich habe beide dieser Seiten gleichermaßen geliebt und gefürchtet.

Vielleicht habe ich sogar diese zweite Seite an ihm mehr gefürchtet. Denn obwohl diese Seite mich so sanft streichelte, mich beruhigte und mir Sicherheit gab, so wusste ich dennoch jedes Mal mit absoluter Sicherheit, dass das Netz, in das ich gesponnen wurde, irgendwann reißen würde.

Wenn man über einem Abgrund hängt, gehalten nur von einem dünnen Netz, das jeden Moment reißen könnte, dann ist man nicht glücklich. So weich das Netz auch sein mag, so schön der Ausblick auch ist, so entspannt und sorgenfrei man auch daliegt- man ist nicht glücklich, kann es nicht sein mit der Gewissheit, dass das Netz eines Tages reißen wird und man selbst fallen wird.

Die Frage ist, was willst du? Willst du lange leben und leiden, oder eines schnellen Todes sterben? Willst du ewig in dem weichen Netz liegen und in den wunderschönen, blauen Himmel starren, nur um zu wissen, dass jede Sekunde deine letzte sein könnte? Oder willst du es hinter dir haben? Schnell und ohne es zu merken?

Ich wusste genau, irgendwann würde das Netz reißen und dann würde ich fallen und ich würde nichts tun können, nichts würde mich mehr halten können, wenn es soweit war.

Denn irgendwann reißt das Netz.

Irgendwann reißt es immer.

Verteidigung

Sehr früh am nächsten Morgen kroch eiserne Kälte unter meine warme Wolldecke und weckte mich, sodass ich fröstelnd die Augen aufschlug und versuchte mich tiefer in meine Kissen zu drücken. Es half nichts- ich zitterte weiter. Unruhig richtete ich mich schließlich auf und blickte mich im Schlafsaal um. Die anderen um mich herum schienen die Kälte nicht zu spüren: Cecilia zupfte immer wieder sorgfältig an ihrer Augenmaske, Hannah war ganz unter ihren Decken vergraben und Emma schlief schon wieder komplett ohne Decke. Bei ihrem Anblick überzog eine Gänsehaut meine nackten Arme.

Lynn' s Bett war leer. Ohne mein Bett zu verlassen zog ich aus der Nachttischschublade einen dicken grauen Pullover und streifte ihn mir hastig über mein Schlaf- Shirt. Ich schlich leise zum Schrank und zog Unterwäsche und eine schwarze Hose heraus, welche ich hastig überzog.

Dann ging ich hinunter in den Gemeinschaftsraum. Das flackernde Feuer vom vorigen Abend war nur noch Glut und Asche, weshalb es auch hier merkwürdig kühl im Raum war. Zu meiner Überraschung entdeckte ich Lynn, die in einem der großen Ohrensessel saß und an einem blauen Schal strickte. Ihre schulterlangen, blonden Haare hingen schlaff und kraftlos herab und unter ihren Augen waren leichte, schwarze Schatten zu sehen.

„Morgen“, sagte ich bemüht freundlich und ließ mich ihr gegenüber auf den Stuhl fallen.

Verwirrt blickte Lynn auf.

„Gut... Guten Morgen“, entgegnete sie schließlich vorsichtig und beobachtete mich. „Warum bist du... schon wach?“

Ich seufzte. „Warum bist du schon wach?“, fragte ich zurück.

„Schon klar, ich bin schon still.“

„Was ist denn nun schon wieder?“, sagte ich genervt und fuhr mir durch das vom Schlaf zerzauste Haar. „Da sagt man mir, ich solle freundlich sein und mich nach anderen erkundigen und mich für sie interessieren und wenn ich es dann tue ist das auch niemandem recht.“ Ich schloss genervt die Augen und schwieg.

Lynn sah mich nachdenklich an. „Ja weißt du, es wäre wirklich hilf... hilfreich, wenn du auch mal was von dir preisgeben würdest, weißt du?“, erklärte sie mir schließlich. „Ich kenne dich seit über fünf Jahren und schlafe jede Nacht im selben Zimmer wie du. Und alles wa... was ich über dich weißt ist, dass du Gwendolyn Goodale heißt.“

Ich ignorierte Lynn' s Welpenblick und sah aus dem Fenster, an dessen Scheibe die Tropfen wie Bäche hinunterflossen. Der Wind heulte laut hörbar gegen das Schloss und nach einer unangenehmen Weile des Schweigens wandte ich mich ihr wieder zu.

„Warum hat Professor Dippet gestern ein Treffen anberaumt?“, fragte ich Lynn betont höflich. „Ist was passiert?“

Lynn sah mich kurz etwas befremdet an, dann antwortete sie zögernd: „Naja, es... es gab einige Anfeindungen gegen... Muggelstämmige im Zug. Nicht nur von Seiten der Slytherins her.“

Überrascht hob ich den Blick.

„Gegen Muggelstämmige? Du meinst Leute, deren Eltern keine Zauberer sind?“, fragte ich und richtete

mich ein wenig vom Sofa auf. „Man grenzt sie aus?“

Lynn nickte und neigte sich näher zu mir, was mich wiederrum unwillkürlich zurückweichen ließ.

„Man grenzt sie nicht nur aus“, erklärte sie leise. „Ich hab gestern selber gesehen, wie ein Junge aus Hufflepuff ein Mädchen als... als Schlammbhut beschimpft hat. Und seine Freunde haben angefangen mitzumachen. Es war grauenvoll!“

Ich sah, wie Lynn's Hände die Stricknadeln fester umklammerten.

Bevor ich antworten konnte drang lautes Gepolter von unserer Wendeltreppe her und Cecilia kam perfekt zurechtgemacht und strahlend zu uns herüber.

Ich schloss die Augen und ließ mich zurück gegen die Lehne gleiten.

„Was tuschelt ihr denn hier so geheimnisvoll rum?“, fragte Cecilia laut und ließ sich viel zu nah neben mich fallen.

„Und was wollte Tom Riddle gestern eigentlich von dir, Lynn?“

Ich stöhnte und rieb mir über die Stirn.

„Was hast du denn, Goodale? Nur weil er dich nicht angesprochen hat, brauchst du hier nicht so rumzustöhnen.“

„Cecilia“, sagte ich genüsslich und ließ ihren Namen auf meiner Zunge zergehen, ehe ich mich wieder vorbeugte und die Augen öffnete. „Ich bin mir wirklich zu schade, mich hier und jetzt mit dir zu unterhalten. Wirklich und ehrlich zu schade.“

Cecilia schnaubte und betrachtete ihre Fingernägel.

„Ach stimmt ja, du stehst nicht auf Jungs.“

Ich erhob mich und verließ ohne ein weiteres Wort an Cecilia zu verschwenden den Gemeinschaftsraum um zum Frühstück in die Große Halle aufzubrechen.

Weder beim Frühstück, noch später beim Mittagessen konnte ich Flynn irgendwo am Gryffindor- Tisch ausmachen. Ich ärgerte mich sehr über ihn, denn normalerweise war ich nicht diejenige, die jemanden nachlief. Das wusste Flynn.

Wenigstens hatte ich es durch mein frühes Aufstehen zumindest geschafft Deirdre aus dem Weg zu gehen. Beim Mittagessen hatte ich dann jedoch weniger Glück, denn kaum dass ich die Halle betreten hatte, winkte mich meiner Schwester fröhlich zu sich.

„Viel Spaß!“, zischte mir Emma noch ins Ohr, ehe sie rückwärts wieder aus der Halle ging.

Während ich seufzend auf Deirdre zuschritt, betrachtete ich sie aufmerksam.

Sie war wirklich schön. Ihre langen, hellbraunen Haare trug sie offen und glatt, ihre Augen waren groß, funkelnd und voller Wärme und ihr Mund lächelte freundlich und hübsch. Abartig hübsch. Sie lächelte dauernd. Immer.

Grässlich.

Ich wusste, dass ich Deirdre nicht ähnlich sah. Gut, ich war eben so schön wie sie, das wusste ich freilich, aber ich sah trotzdem ganz anders aus. Hätte ich öfter gelacht, fröhlicher und aufgeschlossener in die Welt gesehen, hätte ich mit meinen Augen ebenso lachen können wie sie es konnte, dann hätte man vielleicht erkennen können, dass wir verwandt waren. Aber ich war keiner dieser penetrant fröhlichen Menschen. Das war ich noch nie.

Mama hatte sich immer darüber beschwert, dass ich nie mit den Augen lachte.

„Schätzchen, du guckst selbst wenn du lachst, als würdest du zornig sein. Das ist furchtbar, weißt du das?“

„Aber ich lache doch“, hatte ich geantwortet und als Beweis die Zähne gebleckt.

Mama hatte zu lachen angefangen und meine Wange getätschelt.

„Kind, das musst du wirklich noch lernen. Das ist ja furchteinflößend.“

Meine Augen hatten geblitzt. „Ich bin gerne furchteinflößend“

„Aber, aber Gwen. Du kannst doch nicht so ernst durchs Leben wandeln“, erklärte mir Mama darauf ernst und klopfte mit den Händen auffordernd auf ihren Schoß.

„Das geht doch nicht.“

Ich ignorierte ihre Aufforderung mich auf ihren Schoß zu setzen und sah sie nachdenklich an. „Aber warum soll ich denn öfter lachen? So wie ich jetzt bin, da meint zumindest nicht jeder, er hätte die Erlaubnis mir über den Kopf zu streichen und ‚hübsches Mädchen‘ zu sagen“

Mama hatte geseufzt und dann ihre von selbst strickenden Nadeln zum Stillstand gebracht. Sie beugte sich langsam zu mir vor.

„Gwendolyn, du musst immer lächeln“, erklärte sie mir dann mit geheimnisvoller Stimme. „Denn du weißt doch nie, ob sich nicht wer in dieses Lachen verlieben wird, oder?“

Ich schnaubte trotzig auf. „Wenn jemand es unbedingt braucht, dass ich Tag und Nacht lache, dann will ich niemanden brauchen. Niemanden.“

„Schatz, warum bist du nur so anders als Deirdre? Glaub mir, du hättest es leichter, wenn du dich mehr verhalten würdest wie sie!“

Ich verzog unbewusst den Mund, als ich daran zurückdachte. Diesen Satz bekam ich früher oft zu hören. Und das nicht nur von meiner Mutter, welche es schon immer gestört hatte, dass ich kein Sonnenscheinchen gewesen war. Sie hätte gerne eine zweite kleine Prinzessin gehabt, der sie Kleider stricken konnte. Und manchmal wäre ich gerne diese zweite Prinzessin gewesen. Allein deswegen, damit ich einmal ihren stolzen Blick auf mich gerichtet hätte sehen können.

„Und, was hat er gesagt?“, fragte Deirdre als ich nah genug war und zog mich gierig neben sich auf die Bank.

„Er sagt ja.“

Ich machte mich von ihrer Umklammerung los und stand schnell wieder auf. „Und jetzt nimm das selber in die Hand und frag ihn“, wies ich Deirdre energisch an und verschwand, bevor sie mich mit Fragen löchern konnte aus der Halle.

Tom Riddle folgte mir.

Ich bemerkte es erst, als ich die Kälte an meiner Stirn spürte. Ich blieb stehen und wandte mich um: Zehn Schritte hinter mir war auch Tom Riddle stehen geblieben und sah mich berechnend an. Die Kälte drang durch meine Haut tiefer in mich. Wieder begann alles um mich herum zu zerfließen, doch dieses Mal gelang es mir, die Kälte rechtzeitig zurück zu stoßen.

„Was soll das?“, fragte ich laut, noch bevor sich die Kälte ganz zurückgezogen hatte.

„Was soll was?“

Tom sah mich freundlich an.

Ich schürzte die Lippen. „Du weißt was ich meine“, antwortete ich nur mühsam beherrscht und presste meine Hände an meine Seiten.

„Ich tue dir nichts“, sagte Tom und seine Stimme strich beruhigend über meine Haut.

„Was?“, fragte ich verwirrt und runzelte die Stirn.

„Ich tu dir nicht weh. Keine Angst“, wiederholte Tom und seine Augen funkelten seltsam.

„Nein, weh tust du mir nicht“, sagte ich spöttisch und musterte ihn aufmerksam. „Aber du dringst in meinen Kopf ein und das ist schlimmer.“

Tom ging nicht darauf ein. „Woher kannst du es?“, fragte er nur und ließ seinen schmerzenden Blick über mich gleiten.

Ich hätte am liebsten die Arme um meinen Körper geschlungen, um mich vor diesen Augen zu schützen, aber ich wollte nicht, dass er ein Zeichen von Schwäche an mir entdeckte und so straffte ich nur die Schultern und hielt stand. Mein Äußeres konnte er von mir aus sehen, mein Inneres würde ich ihm jedoch nie wieder preisgeben.

Ich täuschte mich so sehr. In gewisser Weise gehörte ich nämlich schon damals ihm. Ganz und gar.

Keiner von uns beiden rührte sich. Wir standen fünf Meter voneinander entfernt und sahen uns an.

„Woher kann ich was?“, fragte ich zornig und verschränkte nun doch die Arme vor meinem Körper.

„Okklumentik“, sagte Tom ruhig und hörte nicht auf seinen Blick über mich gleiten zu lassen.

„Sag du mir woher du es kannst, dann sag ich dir, woher ich es kann.“ Herausfordernd sah ich ihn an. Tom lächelte.

„Ich lasse mich nicht auf einen Handel ein“, sagte er leicht belustigt und fuhr sich über das Kinn. „Ich möchte nur wissen, woher du es kannst.“

Ich unterdrückte ein wütendes Schnauben. „Schön. Ich werde es dir jedenfalls nicht sagen.“ Ich drehte mich um und wollte gehen.

Ich kam keine zwei Schritte weit.

Kälte, stärker und gewaltiger als zuvor, stieß in meinen Kopf. Einen Moment war ich versucht ihr einfach nachzugeben, doch dann dachte ich an Erin und wurde plötzlich unendlich wütend. Die Kälte wich einer gewaltigen Hitze und ich wirbelte herum.

„Wie kannst du es wagen?“, fragte ich mit vor Wut zitternder Stimme und zückte meinen Zauberstab.

Tom Riddle sah mich nicht an, sondern schien konzentriert über etwas nachzudenken. Dann sah er plötzlich auf und sein Blick streifte meinen auf ihn gerichteten Zauberstab.

Er zuckte nicht einmal mit der Wimper.

„Tu ihn weg“, sagte er nur und deutete wagen auf meinen vibrierenden Stab.

Mein roter Strahl schoss auf ihn zu, ehe er den Satz beendet hatte.

Es riss mich von den Füßen, als mein Zauber auf mich zurück prallte.

Ich schlug mit dem Kopf hart auf dem kalten Steinfußboden auf und sah Tom Riddle, der seinen Stab elegant wieder in seinen Umhang gleiten ließ. Er kam langsam auf mich zu und streckte mir seine Hand entgegen. Ich ignorierte ihn und erhob mich ohne ihn anzusehen.

„Sagst du es mir jetzt?“, fragte Tom höflich und reichte mir meine Bücher vom Boden, als ob nichts gewesen wäre. „Ich würde es wirklich gerne wissen.“

Ich drückte mir meine Bücher an die Brust, warf die Haare, die sich aus meinem Zopf gelöst hatten über die Schultern und sah zu ihm auf.

„Lass mich in Ruhe, hast du verstanden?“, sagte ich tonlos und sah ihn ohne Ausdruck an.

Tom musterte mich, dann überzog ein kaltes Lächeln sein Gesicht.

„Ich hätte dich klüger eingeschätzt“, sagte er nach einer Weile nachdenklich und wandte sich ohne ein weiteres Wort ab.

Damals dachte ich, damit wäre es getan. Damals dachte ich, es wäre vorbei.
Damals war ich wirklich dumm.

Alles, was ich mit meinem Verhalten bewirkt hatte war, dass er mich noch viel interessanter fand, als zuvor.

Es war nicht vorbei.

Es hatte gerade erst angefangen.

Eindringling

Das dritte Wochenende in Hogwarts überraschte alle.

Als wir am Samstagmorgen die Augen aufschlugen blinzelten wir alle verwirrt ins grelle Sonnenlicht, das unsere Gesichter berührte. Ich kniff geblendet die Augen zusammen und während sich alle im Raum über das traumhafte Wetter freuten, verzog ich nur angewidert das Gesicht. Ich mochte Sonne genauso wenig, wie ich Hitze und Sommer nicht mochte.

Ich stand erst auf, als alle meine Zimmergenossinnen, abgesehen von Emma, nach unten verschwunden waren.

„Die gehen heute sicher alle schwimmen“, sagte Emma spöttisch und schlüpfte bedächtig in ihre Mugglekleidung. „Dann tänzeln sie in ihren Badeanzügen herum und kichern doof. Wie ich das hasse.“

„Und dennoch, es ist immer wieder ein Vergnügen ihnen dabei zuzusehen“, fügte ich hinzu und stand nun ebenfalls auf um in eine Jeans und ein altes grünes T- Shirt zu schlüpfen.

„Also, sollen wir es uns ansehen und uns darüber lustig machen, oder wollen wir lieber drinnen bleiben und lernen?“, fragte ich, während ich versuchte meine wirren Haare halbwegs ordentlich zu einem französischen Zopf zu binden.

Emma überlegte kurz, dann nahm sie ihre Haarspange aus dem Mund und bändigte ihre Mähne. „Auf jeden Fall ansehen und lächerlich machen.“

Ich haderte noch einige Sekunden mit meinen Haaren bis ich mich selbst nervte und schließlich von meinem Bett hochsprang.

„Dann los“, sagte ich schlecht gelaunt und schwang mir den Riemen meiner alten Ledertasche über die Schulter.

Nach dem Frühstück traten Emma und ich hinaus auf die Wiese vor dem Schloss und wurden nicht enttäuscht. Cecilia und zahlreiche andere räkelteten sich bereits auf ihren Tüchern und sonnten sich genüsslich. Emma schnaubte und wir setzten uns etwas abseits in den Schatten einer großen Weide.

„Da ist Flynn“, sagte Emma plötzlich und deutete nach vorne zum See. „Mit Deirdre.“

Ich blickte auf.

Und tatsächlich. Die beiden saßen mit hochgekrempeelten Hosen vorne am Ufer und ließen die Zehen ins Wasser hängen. Deirdre's Lachen drang zu uns herüber.

Emma beobachtete mich, doch sie sagte nichts.

Um die Mittagszeit herum war beinahe die ganze Schule draußen am See. Es wurde gelacht, geschrien und herumgerannt und nass gespritzt. Ich kam mir sehr fehl am Platz vor. Aber das war eigentlich immer der Fall, weshalb es mich nicht weiter störte. Ich saß an den Baumstamm gelehnt da und las. Emma war schon vor einer Weile nach drinnen gegangen um uns etwas zu Essen zu holen.

Ich schloss die Augen und versuchte frustriert das Geschrei um mich herum auszublenzen. Da bemerkte ich plötzlich einen Schatten über mir.

„Hast du mir was zu essen mitgebracht?“, fragte ich in dem Glauben, es sei Emma.

Ich erhielt keine Antwort. Genervt öffnete ich die Augen und fuhr zurück.

Es war Tom Riddle, der über mir stand und interessiert zu mir herunter blickte.

Er trug keine Mugglekleidung, sondern war angezogen wie immer. Nur den Pullover hatte er weggelassen. Ich blinzelte. Er sah komisch aus. Nicht dass er nicht schön wie immer gewesen wäre, aber er passte nicht hierher. Er passte nicht auf eine Wiese voller lachender Jugendliche, die badeten und sich sonnten. Er passt nicht zu einem warmen Sommertag. Es sah seltsam aus, ihn hier draußen zu sehen, mit leicht zusammengekniffenen Augen und mit einem klaren, blauen Himmel im Hintergrund.

Er sagte nichts. Ich senkte meinen Blick nach einer Weile wieder auf mein Buch und ignorierte ihn.

Er lachte leise.

„Sagst du es mir jetzt?“, fragte er schließlich und trat näher.

Ich sah nicht auf und gab auch keine Antwort. Innerlich wappnete ich mich schon gegen die Kälte, die, wie ich vermutete, bald in mich eindringen würde. Doch es kam nichts.

„Nun?“, fragte Tom ruhig.

Ich wusste, dass er nicht weggehen würde und so legte ich mein Buch beiseite und blinzelte zu ihm hoch.

„Ist dir nicht heiß?“, fragte ich kalt und ließ meinen Blick voller Spott über ihn gleiten.

„Nein“, antwortete Tom bestimmt. „Ich mag es nicht, wenn mir heiß ist. Also ist mir nicht heiß, verstehst du das?“

Ich zog die Augenbrauen nach oben.

„Nein“, sagte ich trocken und blickte in den wolkenlosen Himmel hinauf.

Sein Blick lag brennend auf mir.

„Nein, natürlich verstehst du nicht. Wie solltest du auch?!“, sagte Tom mehr zu sich selbst als zu mir und betrachtete mich eingehend.

Seine Augen lagen kurz auf meinem Mund. Nur ganz kurz. Ich bemerkte es trotzdem und schauderte. Ich spürte ein Kribbeln auf den Lippen, so als hätte sein Blick die Kraft, mich zu berühren. Manchmal denke ich noch heute, dass er das konnte. Sein Blick war sehr stark.

Ich bekam das starke Bedürfnis mich irgendwie zu bedecken, doch ich gestattete es mir nicht ihm zu zeigen, was dieser Blick in mir auslöste. Ich wurde zornig und merkte gar nicht, wie ich mir immer wieder mit der Zunge über die Unterlippe fuhr.

„Was für eine Farbe hat dein Haar?“, fragte Tom völlig unvermittelt und brachte es damit problemlos fertig, dass meine Wut so plötzlich verrauchte, wie sie auch gekommen war.

„Siehst du doch selbst“, antwortete ich trocken und kniff die Augen zusammen, um ihn besser sehen zu können.

Tom lächelte.

„In der Tat, das sollte ich wohl“, erklärte er belustigt und legte den Kopf leicht schräg. Er beobachtete mich.

„Mein Problem besteht allerdings darin, dass deine Haare heute kupferfarben sind, mit einem Stich von Gold. Als ich dich das erste Mal sah, da waren sie hingegen dunkler und eine Spur rötlicher.“

Ich starrte ihn an. Konnte nicht anders.

„Gwen?“, tönte plötzlich eine Stimme hinter Tom Riddle und ich hob den Kopf.

„Was machst du da?“

Flynn kam mit großen Schritten vom See her auf uns zu und sah fragend zu mir und dann zu Tom, welcher

ihn nicht einmal eines Blickes würdigte.

„Ach, redet man wieder mit mir?“, fragte ich spöttisch und übergang Flynnns Frage. „Wie nett.“
Flynn hielt den Blick noch immer auf Tom gerichtet.

Es war dieselbe Situation, wie sie wenige Jahre später wiederkehren würde.

Ich zwischen Tom und Flynn.

Flynn und Tom.

Wenn es soweit war, würde ich mich für Tom entscheiden. Ich würde Flynn verlassen. Flynn würde sterben, denn Tom würde Flynn töten. Ich würde Schuld sein.

Ich würde Tom verzeihen.

Ich glaube, Flynn hatte damals Angst vor Tom.

Tom Riddle hatte schon in seiner Jugend eine seltsame Macht über alle Menschen in seiner Umgebung. Er drang in ihre Köpfe ein, ohne dass sie es merkten. Dort verwurzelte er sich, setzte seinen Samen. Er brachte Menschen dazu Dinge zu tun, die sie nicht wollten. Er brachte sie dazu, Dinge zu fühlen, zu sehen, die nicht da waren.

Flynn zog plötzlich seinen Zauberstab und richtete ihn auf Tom.

„Warum beobachtest du sie?“, fragte er zornig und trat neben mich.

Fassungslos starrte ich hoch zu Flynn.

„Was tust du da?“, fragte ich leise und erhob mich. „Lass das sofort! Nimm den Stab runter.“

Tom beobachtete interessiert, wie ich Flynn mit in die Hüfte gestemmt Händen anstarrte.

„Das ist sehr interessant“, sagte er samtig, machte jedoch keine Anstalten, den eigenen Stab zu Hilfe zu holen. Er stand still und regungslos da und beobachtete.

Flynn beachtete mich nicht.

„Also, was willst du von ihr?“, fragte er und sein Zauberstab zuckte.

Ich sah weder, dass Tom seinen Stab benutzt hätte, noch, dass er einen Zauber gesprochen hätte. Aber plötzlich zuckte Flynn und sein Gesicht verzerrte sich. Er stürzte nicht, er schrie nicht aber ich hörte trotzdem den stummen Schrei, den er ausstieß.

Hätte uns jemand beobachtet, er hätte nicht erkennen können, was da gerade passierte. Ich selbst hatte ja nicht einmal den Hauch einer Ahnung, was Tom da gerade tat. Alles was ich wusste war, dass Flynn schreckliche Schmerzen hatte, und dass Tom Riddle der Grund dafür war.

Einige Sekunden schoss mein Blick zwischen Tom und Flynn hin und her.

Das ganze Szenario kam mir so schrecklich unwirklich vor. Wir standen am helllichten Tag unter dem gleißenden Sonnenlicht, der Himmel strahlend blau, Vogelgezwitscher, Lachen, eine grüne Wiese voller Leute. Und mein Freund stand dort, eingesperrt in seinem Körper, innerlich brüllend vor Schmerzen.

„Was tust du?“, sagte ich und starrte Tom Riddle an. „Was machst du mit ihm?“

Ich berührte Flynnns Arm.

„Flynn?“

Tom sah mich interessiert an. Ich sah in seinem Blick, dass erwartet hatte, ich würde Schreien und ihn anflehen und anbeteln. Aber den Gefallen tat ich ihm nicht. Ich war ein konzentrierter, überlegter Mensch. Ich bewahrte Ruhe.

„Hör sofort auf damit“, sagte ich leise und zog meinen eigenen Stab.

„Kannst du dich nicht anders wehren, als mit Gewalt? Kannst du nichts anderes tun, als Leuten wehzutun, damit du bekommst was du willst?“ Ich lachte höhnisch auf.

„Du bist schwach, weißt du das?“, spuckte ich schließlich aus und schnaubte höhnisch.

Tom Riddle lächelte.

Plötzlich entspannten sich Flynns Züge und er atmete wieder ruhig.

„Flynn?!“, fragte ich leise und starrte auf seine geschlossenen Augen, die sich hinter den Lidern hektisch bewegten.

Ich hob den Kopf und öffnete den Mund, doch Tom Riddle war verschwunden.

„Gwendolyn?“, riss mich Flynns Stimme plötzlich aus dem Starren. „Was hast du?“

Ich spürte seine Hand auf meiner Schulter und schüttelte sie rasch ab. „Tom Riddle...“, begann ich, doch Flynn unterbrach mich.

„Ich hab mit Deirdre geredet und ich glaube, das könnte echt was werden“, erzählte er und betrachtete mich aufmerksam. „Es stört dich doch nicht, oder?“

Ich antwortete nicht und schüttelte nur abwesend den Kopf, während ich auf die Stelle starrte, an der eben noch Tom Riddle gestanden hatte.

Es war das erste Mal, dass ich einen kleinen Blick hinter die so sorgsam gepflegte Fassade von Tom Riddle werfen konnte. Es war das erste Mal, da ich den Hauch von Grausamkeit und Irrsinn an ihm deutlich wahrgenommen hatte. Es war das erste Mal, aber keinesfalls das Letzte Mal.

Am diesem dritten Wochenende meines sechsten Jahres in Hogwarts fand der erste wirkliche Übergriff auf einen Muggleborenen statt.

Es war nichts Schlimmes gewesen, verglichen mit dem, was uns noch erwarten würde. Es war nur ein harmloser Fluch gewesen, abgesandt von einem siebzehnjährigen, finster aussehenden Slytherin, den ich als einen derer erkannte, die immer bei Tom Riddle saßen.

Der Grund, warum die Lage dennoch so ernst war, war der, dass der Angriff auf einem Flur stattfand, auf dem viele Schüler unterwegs waren.

Keiner half. Keiner griff ein. Keiner unternahm etwas. Alle sahen zu. Stumm. Tatenlos. Keiner wagte es, sich den drei Slytherins in den Weg zu stellen.

Ich war bei dem Angriff nicht dabei gewesen und darüber bin ich heute sehr froh. Ich weiß nämlich nicht, ob ich eingegriffen hätte.

Als Lynn Emma und mir am Sonntagabend im Gemeinschaftsraum von dem Angriff erzählte, war das erste was ich gefragt hatte:

„War Tom Riddle auch dabei?“

Einen Moment hatten Emma mich seltsam angesehen, dann hatte Lynn schließlich geantwortet: „Nein, er war nicht dabei.“

Ich war erleichtert gewesen. Warum, das wusste ich selbst nicht.

„Und was passiert jetzt?“, fragte Emma und beugte sich näher zu Lynn. „Was macht Dippet?“

„Ich... ich weiß nicht. Wahrscheinlich werden sie es als... als kleine Hausrivalität abtun.“ Lynn zuckte mit den Achseln. „Es würde zu viel Aufmerksamkeit erregen wen herauskäme, dass der Grund für den Angriff der Blutstatus des Jungen war.“

Ich starrte Lynn einen Moment stumm an.

„Was hat dieser Robert denn eigentlich getan, dass sie ihn angegriffen haben?“

„Nichts. Da... das ist es ja eben. Das Ganze war geplant. Die haben ihn... systematisch eingekreist und fertiggemacht.“ Lynn schlang sich die Arme um den Körper und lehnte sich in die Couch zurück. Plötzlich fuhr sie wieder hoch.

„Du bist doch auch Muggleboren, oder?“, fragte sie erschrocken und starrte Emma an.

„Ja, wieso?“ Emma legte ihre Feder beiseite und zog beide Augenbrauen hoch.

Lynn' s Hände verkrampften sich. Im rötlichen Licht der Abendsonne, die durch das Fenster in den Gemeinschaftsraum strahlte, wirkte ihr Gesicht seltsam dunkel und unscharf.

„Nur... nur so“, stotterte sie und beugte ihren Kopf schnell wieder tief über ihr Pergament.

Emma und ich sahen uns kurz an, dann senkte ich den Kopf und versuchte mich auf meine Hausaufgaben zu konzentrieren, doch der Ausdruck in Lynn' s Augen ließ mich nicht los.

Tom Riddle wandte diese mächtigste seiner Waffen schon damals gezielt an. Schon damals wusste er, wie er am effektivsten herrschen konnte, wie er sich alle Untertan machen konnte: Durch Angst.

Durch genau diese Angst, die mir eben aus Lynn' s Augen entgegengeschrien hatte.

Anfangs schüchterte er nur die jüngeren Schüler ein, aber schon bald auch die älteren und irgendwann die ganze Schule. Es ging schnell. Sehr schnell. So schnell, dass niemand es kommen sah. Niemand merkte wie Tom Riddle plötzlich an der Spitze stand. Er hielt sich zurück, ließ die Arbeit von seinen Klassenkameraden verrichten und zog im Hintergrund die Fäden.

Wir waren seine Marionetten.

Und er spielte gerne.

Faszination

Vielen vielen Dank für die vielen Reviews

Besonders für die längeren, die haben mich richtig motiviert

Wirklich toll dass diese unterschwellige Spannung zwischen Gwendolyn und Tom, dieses leichte Begehren auf seiner Seite, auch wirklich rüberkommt. Das war mir sehr wichtig.

Also vielen Dank noch einmal

Liebe Grüße

Faszination

An einem kühlen und regnerischen Donnerstagabend saß ich in der Bibliothek und schrieb an meinem Aufsatz für Professor Slughorn. Es war schon ziemlich spät, weshalb ich zu meiner Freude beinahe die einzige Besucherin war.

Die Tage des letzten Wochenendes waren anscheinend die letzten wirklich schönen Tage des Jahres gewesen, denn schon jetzt, Anfang Oktober, war die Temperatur rasend schnell unter den Nullpunkt gesunken und ein eisiger Schneeregen fegte über die Wipfel des Verbotenen Waldes.

Das Schloss war zugig und die Schüler hasteten von einer Unterrichtsstunde zur nächsten, um möglichst wenig Zeit auf den eisigen Korridoren verbringen zu müssen.

Obwohl ich meinen Pullover im Gemeinschaftsraum vergessen hatte und nur meine dünne, weiße Leinenbluse trug, spürte ich die Kälte nicht. Dafür war ich viel zu beschäftigt. Ich schrieb schnell und konzentriert und bemerkte gar nicht, wie schnell die Zeit verflog. Ich bemerkte auch nicht, wie die fast heruntergebrannten Kerzen den Raum in ein düsteres Flackern tauchten und ich bemerkte nicht, dass Tom Riddle den Raum betrat.

Er sah sich nicht einmal um, sondern ging zielstrebig auf mich zu. Irgendwoher musste er gewusst haben, dass ich an jenem Abend in der Bibliothek saß, denn er schien nicht im Geringsten überrascht zu sein, zu dieser späten Stunde ausgerechnet auf mich zu treffen. Ohne zu fragen setzte er sich an meinen Tisch mir gegenüber.

Und ich, ich war sogar so abgelenkt, dass ich nicht einmal seinen tiefgehenden Blick spürte, den er über mich wandern ließ. Erst als ich mich erheben wollte um ein weiteres Buch aus den Regalreihen zu holen, entdeckte ich die schlanke Gestalt mir gegenüber. Reflexartig rückte ich ein wenig zurück und versuchte das im Schatten liegende Gesicht der Gestalt auszumachen. Dann hob ich die Augenbrauen.

„Der Schulsprecher. Schon wieder“, sagte ich nach einigen Sekunden voller Spott und lehnte mich in meinen Stuhl noch weiter zurück. „Ist etwa schon Bettruhe?“, fuhr ich fort. „Bin ich vielleicht zu spät noch draußen?“

„Verspote mich nicht, Mädchen“, sagte Tom Riddle nur leise und das Weiß seiner Augen strahlte bedrohlich durch die Dunkelheit.

„Tu das nicht.“

Ich schluckte meine Erwiderung, die mir eben noch auf der Zunge gelegen hatte hinunter und strich mir einzelne Locken, die sich aus meinem üblichen Zopf gelöst hatten, energisch aus dem Gesicht.

„Du bist schön“, sagte Tom völlig unvermittelt.

Ich hielt überrascht inne und starrte ihn an. Weder hatte er besonders nett und bewundernd geklungen, noch

einschmeichelnd oder gar beeindruckt. Es war eine reine Feststellung gewesen. Und dennoch:

Es überraschte mich, was er damals gesagt hatte. Es überraschte mich unglaublich. Ich hatte damals geglaubt, er wäre zu sehr auf sich selbst bezogen, zu selbstverliebt, als dass etwas anderes für ihn schön sein könnte. Ich hatte nicht gedacht, dass er Schönheit sehen könnte, sich für sie begeistern könnte, sie schätzen und bewundern könnte.

Ich wartete einen Moment, ob er nicht noch etwas hinzufügen würde, doch es kam nichts. Er sah mich einfach nur an.

„Schön?“, fragte ich schließlich wenig überzeugt und verschränkte die Arme vor der Brust.
„Das ist interessant.“

Tom Riddle sagte nichts, aber in seinem Blick lag die stumme Aufforderung an mich weiterzusprechen.

„Vor einigen Wochen hab ich über dich genau dasselbe gedacht. Und ich bin zu dem Schluss gekommen, dass ‚schön‘ nun wirklich nichts Schmeichelhaftes ist“, erklärte ich zögernd.

Tom neigte sich näher zu mir und ließ mich dabei keine Sekunde aus den Augen.
„Schön...“, sagte er langsam und nachdenklich. „Es gefällt dir nicht?“

Ich schüttelte den Kopf.

„Warum?“

Ich beobachtete ihn genau während ich weitersprach.

„Naja, ‚Schön‘, was heißt das schon?“

Ich zuckte mit den Achseln und ließ meine Feder auf meinen Fingern tanzen.

„Das ist so unoriginell, so allgemein. Es sagt lediglich, dass etwas dem Geschmack der meisten Menschen entspricht. Und wenn man den meisten Menschen gefällt, dann ist man nichts Besonderes. Was ist daran Schmeichelhaft?“

Eine Weile schien Tom darüber nachzudenken und ich stand auf und verschwand hinter einem der großen Regale um das neue Buch, welches ich benötigte, zu suchen. Einen Moment lehnte ich mich gegen die kalte Steinwand und spielte mit dem Gedanken ihn einfach sitzen zu lassen, doch da meine Schulsachen noch immer bei ihm am Tisch lagen verwarf ich den Gedanken recht schnell wieder.

Heute bin ich mir sicher, dass ich auch dann nicht gegangen wäre, wenn meine Schulsachen nicht dort gelegen hätten. Ich wäre auf jeden Fall geblieben. Er war viel zu fesselnd, viel zu faszinierend und einnehmend, als dass ich die Kraft und den Willen aufgebracht hätte, einfach zu gehen. Vielleicht bin ich doch ein schwacher Mensch. Vielleicht...

Ich kehrte also an den Tisch zurück und ließ mich ohne ihn eines Blickes zu würdigen nieder.

„Ich habe dir nicht gesagt, was ich schön an dir finde“, begann Tom leise und lehnte sich noch weiter vor.
„Es ist nämlich nicht dein Gesicht, welches zweifelsfrei den meisten Menschen gefallen dürfte.“

Tom strich sich über das Kinn.

„Es ist dein Ausdruck, der schön ist. Ernst, nachdenklich, überlegen, ehrlich, stolz, ein wenig spöttisch und...“ Einen Moment schloss er die Augen.

„Bitter.“

Ich erstarrte, hielt den Blick aber auf mein Buch gerichtet. Jeder meiner Muskeln, jede Sehne war angespannt.

„Schön sind wahrhaftig viele. Da hast du recht.“

Tom Riddle's blasse, feingliedrige Hand schob sich über den Tisch und entzog mir das Buch vor mir. Einen Moment starrte ich noch die leere Tischplatte an, dann hob ich den Kopf.

Er lächelte.

„Das ist das Falsche“, erklärte er und deutete auf mein Buch. „Das, welches du suchst steht weiter hinten.“

Ich atmete konzentriert ein und aus. Obwohl er sich im Moment von meinem Kopf fernhielt hatte ich dennoch das Gefühl er wäre darin. Ich konnte nicht denken. Ich sah ihn fest an. Seine ebenmäßigen Gesichtszüge waren glatt und ausdruckslos. Seine Augen dagegen funkelten unglaublich.

„Darf ich dich etwas fragen?“

Tom Riddle's Samtstimme riss mich aus meinen Beobachtungen. Überrascht weiteten sich meine Augen. „Was hast du an mir ‚schön‘ gefunden?“

Ich zögerte.

„Dein Gesicht“, sagte ich schließlich und lehnte mich in meinem Stuhl zurück.

Tom lächelte bestimmt und sagte ohne den kleinsten Zweifel in seinen Worten: „Nein, das stimmt nicht.“

Das war ebenfalls eine der faszinierendsten Gaben von Tom Riddle: Er konnte nicht nur perfekt lügen, nein, er erkannte Lügen sofort. Es war ein Ding der Unmöglichkeit etwas vor Tom Riddle zu verheimlichen, oder ihn anzulügen. Es ging nicht. Er durchschaute es. Jedes Mal. Und dann wurde man bestraft.

Ich zögerte nicht und nickte ehrlich.

„Stimmt“, sagte ich und lächelte ebenso höflich, wie er.

Er nickte bedächtig und strich sich abermals über das Kinn. Sein Blick studierte aufmerksam mein Gesicht und zum ersten Mal hatte ich in seiner Gegenwart das Gefühl, er sähe alles. Nicht nur Bruchstücke aus meinem Leben, nicht nur einzelne Bilder, sondern ALLES. Jedes Gefühl, das ich je gefühlt hatte, jeden Gedanken, den ich gedacht hatte.

Sein Blick war so überlegen und wissend, als hätte er soeben in mein Herz gesehen. Und das ohne irgendeinen Zauber.

Später habe ich begriffen, dass es allein seine unglaubliche Menschenkenntnis war, der er es zu verdanken hatte, dass er Menschen ganz und gar durchschaute. Es war kein Zauber. Es war nur das Resultat langer Beobachtungen und Analysen gewesen.

„Du wirst mir nicht sagen, was es war, oder?“, fragte Tom Riddle lächelnd.

„Nein.“

Tom strich sich mit der Zunge über seine vollen Lippen.

„Schade, es hätte mich wirklich sehr interessiert“, meinte er bedauernd und erhob sich. „Naja, vielleicht ein anderes Mal, nicht?“

Der Schalk in seinen Augen war unübersehbar.

Ich lächelte süßlich.

„Aber natürlich“, sagte ich mit hohler Stimme und sah herausfordernd zu ihm hoch.

Er tat, als hätte er den Spott in meiner Stimme nicht gehört.

„Großartig“, sagte er höflich, drehte sich elegant um und hielt dann noch einmal kurz inne.

„Es ist Zeit, du solltest auch langsam aufbrechen“, meinte er eindringlich, ehe er mit meinem Buch in der Hand hinter den Buchreihen verschwand..

Langsam erhob auch ich mich und begann mein Bücher und Zettel in meiner Tasche zu verstauen, als plötzlich jemand hinter mich trat.

„Auf Seite 356 steht die Zutat, die du gesucht hast“, sagte Tom Riddle und legte ein dickes, schwarzes Buch vor mich auf den Tisch.

Ich drehte mich überrascht um und musterte ihn. Er stand gerade so nah bei mir, dass er mich zwar nicht berührte, aber dennoch mein gesamtes Denken mit seiner Präsenz ausfüllte. Ich roch Regen und Metall. Er war über einen Kopf größer als ich und sah über meinen Kopf hinweg durch das Fenster in den Regen. Er schien sehr konzentriert darauf zu sein, mich jetzt nicht anzusehen. Ich konnte die Schatten sehen, die seine langen Wimpern auf seine Wangenknochen warfen. Diese Schatten, die auf seinem regungslosen Gesicht tanzten, waren die einzige Regung, die ich an ihm ausmachen konnte.

Ich nickte langsam.

„Danke.“

Was folgte war das erste, wirkliche Lachen, das ich von Tom Riddle gehört hatte. Kein Hohn, keine Bitterkeit, kein Sarkasmus klangen darin mit. Er war ehrlich amüsiert und ich hatte nicht den Hauch einer Ahnung warum. Ich starrte ihn an und dachte keine Sekunde daran, was dieser junge Mann vor wenigen Tagen meinem Freund angetan hatte. Alles was ich dachte war, dass Tom Riddle unglaublich faszinierend war, unglaublich schön aussah und hypnotisierend wirkte, wenn er lachte.

Ich runzelte die Stirn, doch er beachtete mich nicht, drehte sich noch immer leicht lächelnd um und wurde nach wenigen Schritten von der Dunkelheit verschluckt.

Wenn mich jemand fragen würde, wie um alles in der Welt es geschehen konnte, dass ich mich in Tom Riddle verliebte, so ist die Antwort darauf ebenso kurz, wie eindeutig: „Ihr hättet ihn damals sehen sollen. Ihr hättet Tom Riddle damals sehen sollen!“

Die Leute verurteilten mich, ohne mich oder meine Geschichte zu kennen.

Hätten sie Tom Riddle so kennengelernt, wie ich ihn kennengelernt habe, hätten sie das erlebt, was ich erlebte, wären sie meinen Weg gegangen, dann erst würde ich ihnen gestatten über mich zu richten.

Wenn mich jemand fragen würde, ob ich etwas in meinem Leben ändern würde, wenn ich es könnte, dann würde ich sagen:

„Niemals.“

Egal, wie viele Menschen ich retten könnte. Egal wie viel Schmerz ich mir ersparen würde. Egal um wie viel besser ich die Welt machen könnte.

Ich würde mich wieder für ihn entscheiden.

Ohne zu zögern.

Gewitter

Einige Tage nach meiner Begegnung mit Tom Riddle in der Bibliothek bemerkte ich, eigentlich mehr aus Zufall, dass Tom kaum einmal die Mahlzeiten in der Großen Halle besuchte. Lynn, welche in den letzten Tagen nerviger und ängstlicher denn je auftrat, hatte mich darauf hingewiesen.

Ich glaube, dass Lynn eine von den wenigen war, die damals schon erkannt hatten, dass es Tom Riddle war, der der Grund für die schleichende, unterschwellige Veränderung im Schulgefüge war. Sie erkannte das, genauso wie ich und Professor Dumbledore es erkannt hatten. Allerdings hatte sie im Gegensatz zu uns auch begriffen, dass es nach der Schule keineswegs aufhören würde, dass es schlimmer werden würde. Viel schlimmer. Lynn hatte Angst, wovor genau, davon hatte ich freilich noch keine Ahnung.

Ich saß in den Unterrichtsstunden nie neben Emma.

Von Anfang an hatten wir beide klargestellt, dass wir arbeiten und lernen wollten, da würden wir uns gegenseitig allerdings nur stören, da waren wir uns sofort einig gewesen. Obwohl wir beide uns mit den anderen aus unserer Jahrgangsstufe nicht gerade gut verstanden, so hatten wir dennoch nie Probleme damit, einen Sitzpartner zu finden. Genauer gesagt stritten sich früher die Schüler darum, neben mir sitzen zu dürfen.

Wie gesagt, man fand mich schön.

Ich hasste die Art, wie man damals mit mir sprach, wie man mich mit Worten beeindrucken wollte, wie man mich immer dümmlich angegrinst hatte, übereifrig darum bemüht, mir auch ja zu gefallen. Ich hasste das von ganzem Herzen, und war deshalb sehr froh darüber, dass sie alle recht schnell begriffen hatten, dass ich absolut kein Interesse hatte. Mittlerweile war ich die kühle, arrogante, gefühllose, kleine Streberin. Das wusste jeder.

Ich saß häufig neben Lynn, sehr zu meinem Leidwesen. Lynn war, genauer betrachtet, das genaue Gegenteil von mir. Sie war anhänglich und ängstlich, sehr darauf bedacht allen zu gefallen. Sie war einer dieser schwachen Menschen, die ich so sehr verachtete. Manchmal ertrug ich sie kaum in meiner Gegenwart.

Einige Wochen vor dem ersten Hogsmeade- Wochenende saß ich im Zaubertrankunterricht wieder neben ihr. Emma saß zwei Reihen vor mir. In den letzten Tagen war es mir sehr schwer gefallen, mich auf den Unterricht zu konzentrieren. Tom Riddle spukte in meinem Kopf umher und ließ mir keine Ruhe.

Es war nicht so, dass ich damals schon dabei gewesen wäre, mich ihn in zu verlieben. Ich dachte nicht mal daran, war meilenweit und noch weiter davon entfernt. Es lag absolut nicht in meiner Natur, mich zu verlieben. Ich glaubte nicht an Liebe. Liebe gab es für mich nicht.

Es war mehr so, dass ich einfach mit ihm sprechen wollte. Mehr von ihm wisse wollte. Ich war neugierig, was sich hinter seiner Maske verbarg. Und dafür hasste ich mich sehr. Normalerweise interessierten mich andere Menschen nämlich nicht. Nicht einmal Flynn war da eine Ausnahme.

„Gwen?“, unterbrach Lynn meine Gedanken von der Seite her und rückte näher.

Ich seufzte leise und versuchte zu ignorieren, dass Lynn bereits über die Hälfte des Tisches in Beschlag nahm.

„Gwen? Ich will dich wirklich nicht nerven, aber meinst du nicht auch, dass wir irgendetwas tun sollten? Ich m... meine wegen Emma. Sie ist schließlich Muggleboren und...“

Ich fuhr wütend dazwischen.

„Lynn“, sagte ich tonlos und rückte meinen Stuhl weg von ihrem. „Emma weiß schon was sie tut, sie weiß sich zu helfen, glaub mir.“

Lynn schaute mich bekümmert an und der Zorn in mir wuchs ins Unendliche. Ich wandte mich ab von ihr

und heftete meinen Blick nach vorne zu Professor Slughorn, der komplizierte Tabellen an die Tafel schrieb.

„A...ber wir könnten auch zu Dumbledore gehen. Ich bin mir sicher er wird das ernster nehmen als Dippet.“

Lynn hatte sich erwartungsvoll vorgebeugt und ich roch die süßliche Butterblumen- Creme an ihr, die sie jeden Morgen so sorgfältig auftrug.

Ich biss mir auf die Zunge und schluckte die Worte, die mir auf der Zunge lagen, verbissen wieder hinunter. Emma drehte sich zu mir um und lächelte amüsiert, als sie meine zusammengepressten Kiefer sah. Sie zwinkerte mir belustigt zu, ehe sie meinen mürrischen Blick mit einem Schulterzucken abtat und sich wieder umwandte.

Als es läutete stieß ich heftig meinen Stuhl zurück und verschwand aus dem Klassenzimmer, ehe Lynn auch nur Anstalten machen konnte, mich zu begleiten.

Draußen auf dem eiskalten Kerkergang hielt ich einen Moment inne und holte tief Luft.

„Na? Keinen guten Tag heute?“

Ich fuhr herum.

Neben der Klassenzimmertür an der grauen Steinmauer lehnte lässig Flynn und lächelte mich spitzbübisch an. Sein weißes Hemd stand oben offen und ich sah, wie sein Adamsapfel hüpfte, als ich ihn ansah.

Ich warf ihm einen genervten Blick zu und schritt wortlos an ihm vorbei.

„He, was ist denn los?“, fragte Flynn erstaunt und schritt dicht neben mir her. Er war zu nah.

„Nichts“, antwortete ich abweisend und packte die Bücher in meiner Hand fester. Ich spürte Flynn's fragenden Blick auf mir und senkte den Kopf.

„Nichts?“, fragte Flynn zweifelnd und streckte die Hand nach meinen Büchern aus.

„Komm, ich trag dir die.“

Seine Finger schlossen sich um meinen Arm und wollten mir den Bücherstapel abnehmen. Ich zuckte zusammen und riss mich wütend los.

„Lass das“, fuhr ich Flynn an und blieb zornig stehen. „Ich brauch niemanden, der mir die Bücher trägt, verstanden?“

Flynn starrte mich an, dann hob er abwehrend die Hände. „Schon gut, schon gut, ich wollte dir nur helfen, Gwen. Kein Grund durchzudrehen“

„Ich brauche garantiert keine Hilfe bei Büchertragen“, sagte ich und schob meinen Zopf über die Schultern.

Flynn seufzte und stieß dabei weißen Nebel aus seinem Mund. Ich fröstelte und schob den Trageriemen meiner Tasche höher.

„Was hast du jetzt?“, fragte Flynn nach einigen Augenblicken und ich sah in seinen Augen, dass ich ihn schon wieder verletzt hatte.

„Pflege magischer Geschöpfe“, antwortete ich deshalb möglichst höflich und versuchte mich sogar an einem kleinen Lächeln.

Flynn nickte und wir setzten unseren Weg fort.

„Weißt du was ich wirklich schade finde?“, fragte Flynn und tat, als habe er vergessen, dass ich ihn vor einigen Minuten noch angefahren hatte.

Ich schüttelte den Kopf.

„Dass du ein Jahr unter mir bist. Was meinst du, wie lustig es wäre, wenn du mit mir zusammen Unterricht hättest.“ Flynn wackelte mit den Augenbrauen und brachte es damit fertig, dass meine schlechte Laune schwand.

Zu meiner eigenen Überraschung lächelte ich.

„Oh Merlin. Es wäre schrecklich, wenn du in einer meiner Klassen wärst“, erklärte ich ehrlich, während wir über eine schmale Treppe die Kerker verließen und in die leere Eingangshalle traten.

Flynn sah mich empört an und spitze die Lippen. „Wieso denn das?“

Ich grinste. „Du kannst entsetzlich nervig sein, falls dir das noch niemand gesagt hat, Flynn.“

„Ach ja?“, fragte Flynn und hielt mich am Arm zurück, als ich durch das Schlossportal nach draußen verschwinden wollte. „Und weißt du was du bist, meine Liebe?“

Ich hielt inne und wand mich aus Flynn's Griff. „Was bin ich denn?“, fragte ich interessiert und merkte gar nicht, wie nahe ich plötzlich vor Flynn stand.

Einen Moment sagte Flynn gar nichts und starrte nur in mein erwartungsvoll zu ihm erhobenes Gesicht. Sein Blick zuckte zu meinen Lippen. Ich bleckte die Zähne. „Nun?“

Flynn zuckte zusammen, dann räusperte er sich.

Damals gab es so viele Zeichen, die ich hätte deuten können. So viele kleine, versteckte Signale, die mir gezeigt hätten, was ich Flynn wirklich bedeutete. Ich konnte Menschen zwar problemlos entschlüsseln, wenn es um Gefühle wie Angst, Unsicherheit, Stärke, Mut, Entschlossenheit oder Schüchternheit ging, aber dieses eine Gefühl, für das war ich blind. Und das wurde mir zum Verhängnis.

„Du bist... bist...“, Flynn begann zu stottern, dann schloss er kurz die Augen und holte tief Luft. „Du bist chronisch schlecht gelaunt, lässt deinen Ärger an anderen, insbesondere mir aus, du bist mürrisch und kannst richtig gemein sein und nicht zu vergessen bist du gewaltig unhöflich.“

Ich blickte einen Moment ernst in Flynn's hübsches Gesicht, dann lachte ich laut.

„Perfekt getroffen, ehrlich“, erklärte ich zufrieden und wandte mich um um nach draußen zu verschwinden.

„Zieh dir den Winterumhang drüber, Gwendolyn. Es ist verdammt kalt draußen“, rief Flynn mir noch hinterher, doch ich ignorierte ihn und trat eilig durch die Tür.

Eisige Luft wehte mir entgegen und sekundenlang hielt ich inne und überlegte, ob ich umkehren sollte. Ich entschied mich dagegen und stapfte über die schlammigen Hügel zum Rand des verbotenen Waldes. Ein eisiger Schneeregen drückte das Gras unter meinen Füßen gnadenlos zu Boden und die einzelnen Tropfen bohrten sich wie Nadeln in meine blasse Haut. Ich liebte dieses Wetter. Von der Kälte und dem Wind völlig unbeeindruckt marschierte ich über die Ländereien.

Meine Gedanken drifteten ab.

Als ich an der Seitenwand des Schlosses vorbeiging, trug plötzlich der Wind entfernte Stimmen an mein Ohr. Ich hob den Kopf und entdeckte eine Gruppe Siebtklässler, die gerade die mit Frost bedeckten Gewächshäuser verließ. Tom Riddle war einer von ihnen.

Ich beschleunigte meine Schritte und marschierte an Tom Riddle vorbei, als hätte ich ihn nicht bemerkt.

„Gwendolyn?“

Es war das erste Mal, dass er meinen Namen verwendet hatte.
Von seinen Lippen klang er anders. Schöner. Besonders. Faszinierend.

Ich blieb stehen und wickelte meinen Mantel enger um mich. Ich hörte seine Schritte, als er näher kam.
„Woher weißt du, wie ich heiße?“, fragte ich, noch bevor er mich erreicht hatte.

„Weißt du denn nicht, wie ich heiße?“, fragte er und schwieg danach, als wäre das eine Erklärung gewesen.
Ich wandte mich um und heftete meinen Blick auf seine Brust.

„Was ist denn?“, fragte ich schnell und beobachtete meine Klassenkameraden, die gerade aus dem Schlossportal traten.

„Nichts, wieso fragst du?“, antwortete Tom und strich sich mit der Zunge über die Lippen.

Ich spürte, dass er mich ansah, während ich meinen Blick über die Hügel hinter ihm wandern ließ.

„Weil du meinen Namen gesagt hast“, sagte ich trocken und blinzelte einigen Tropfen fort, die sich in meinen Wimpern verfangen hatten.

„Ich wollte nur sehen, ob du klug genug bist stehen zu bleiben“, erwiderte Tom Riddle kalt lächelnd und musterte mich genau, während er näher trat.

Ich funkelte ihn an, dann drehte ich mich auf dem Absatz um und wollte ihn stehen lassen.

„Warte“, sagte Tom und ich weiß beim besten Willen nicht, warum ich tatsächlich stehen blieb. Ich drehte mich und verschränkte die Arme vor der Brust.

Tom lächelte höflich, aber seine Augen blieben ausdruckslos. „Ich wollte dich noch etwas fragen, wenn ich darf“, sagte er und schlug die Augen nieder.

Er spielte mit mir, das merkte ich. Jede auch noch so kleine Bewegung war bewusst, gezielt und kontrolliert, da für einen einzigen Zweck: Nämlich das zu bekommen, was er wollte. Und er wollte spielen. Mit mir.

Ich beschloss ihm den Gefallen zu tun. Ich begann mitzuspielen.

„Ja?“, fragte ich deshalb und ignorierte, dass er näher trat.

Seine Augen blitzten, als er merkte, dass ich auf ihn einging.

„Möchtest du mit mir nach Hogsmeade kommen?“

Ich erstarrte.

„Was?“, fragte ich völlig überrascht und vergaß auf meine sonstige Kühle.

Er lächelte mich nachsichtig an.

„Ich fragte, ob du mich nach Hogsmeade begleiten möchtest“, wiederholte er geduldig und sah mich dabei so eindringlich an, dass ich zu atmen vergaß.

Ich fasste mich wieder.

„Du solltest jemanden anderen fragen“, antwortete ich ehrlich und wollte mich umwenden.

„Warum?“, hielt mich abermals Toms Stimme zurück.

Ich drehte mich um und verzog den Mund.

„Ich bin nicht eine von denen, die dümmlich kichernd durch Läden bummelt und danach übermütig Butterbier trinkt.“ Ich bleckte die Zähne. „Darauf habe ich keine Lust.“

Er nickte. „Ich weiß, deshalb fragte ich dich auch. Ich verspüre nämlich auch nicht das geringste Verlangen danach, wie sagtest du?“, er tat als würde er überlegen. „Ach ja: ‚dümmlich kichernd zu bummeln‘“.

Sein Lächeln war beängstigend.

Ich zog die Augenbrauen hoch.

„So?“, fragte ich wenig überzeugt und merkte aus den Augenwinkeln, dass er immer näher trat.

Ich wandte den Blick von seinen dunklen Augen ab und bemerkte, dass der Regen stärker wurde. Meine Haare klebten in meiner Stirn und ich spürte die Nässe durch meinen Umhang dringen.

„Was willst du dann?“, fragte ich und ich müsste lügen, wenn ich sagen würde, dass es mich nicht wirklich interessiert hatte.

Seine Augen blitzten auf.

„Das weiß ich noch nicht“, antwortete er, während ich mit den Augen einem Tropfen folgte, der unter dem Kragen seines weißen Hemdes verschwand.

Ich schnaubte und schüttelte den Kopf.

„Was ist?“, fragte Tom sofort und sein Blick wurde noch eindringlicher als zuvor.

Ich reckte das Kinn.

„Das soll ich dir glauben?“ begann ich und lächelte spöttisch. „Dass ausgerechnet du einer von den Menschen bist, die nicht wissen, was sie wollen?“ Ich schnaubte ein weiteres Mal. „Das kauf ich dir nun wirklich nicht ab.“

Tom nickte und in seinen Augen konnte ich die Neugier auf mich förmlich wachsen sehen.

Plötzlich wandte er sich um und fixierte Emma, die uns mittlerweile fast erreicht hatte. Er zischte etwas, was ich nicht verstand, dann wandte er sich ohne ein weiteres Wort um und eilte über das Gelände davon.

„Was hast du denn mit Tom Riddle zu schaffen?“, fragte Emma mich einige Sekunden später desinteressiert und zog mich unsanft weiter. „Komm, wir sind spät dran.“

Ich folgte ihr eilig, als Emma mir plötzlich ein schwarzes Stoffbündel gegen die Brust drückte.

„Das soll ich dir geben. Flynn hat gesagt, ich soll auch ja darauf achten dass du es anziehst.“ Emma grinste plötzlich. „So wie ich dich kenne, tust du das jetzt sowieso nicht. Also: Versenken oder verbrennen?“

Ich grinste ebenfalls.

„Versenken“, antwortete ich und beobachtete, wie Emma Flynn‘ s Umhang mit ihrem Zauberstab zum weit entfernten See schweben ließ und ihn dort versenkte.

„Danke“, sagte ich zufrieden und wir setzten unseren Weg Richtung Wald fort.

Während der ganzen Stunde hörte ich kaum ein Wort von dem, was und Professor Ceallaigh erzählte. Ich stand nur da und ließ den Regen meine Gedanken fortspülen.

Noch heute lasse ich alles stehen und liegen, was ich gerade tue, wenn draußen ein Gewitter hereinbricht. Ich laufe hinaus in den Regen und lasse mich durchnässen und von allen Winden herumwirbeln. Manchmal hoffe ich auf einen Blitz, der mich erlöst. Manchmal hoffe ich auf einen Windstoß, der mich fortträgt. Manchmal hoffe ich, am Regen zu ersticken. Und manchmal hoffe ich, dass Tom plötzlich aus den Wolken bricht und mich zu sich holt.

Gewitter waren und sind meine einzige Möglichkeit, mich selbst vergessen zu können. Obwohl ich mittlerweile schon älter bin, mein Körper erschöpft und schwach ist, ich lasse mir kein Gewitter entgehen. Hier am Meer sind richtige Gewitter selten. Deshalb genieße ich sie umso mehr, auch wenn ich stundenlang draußen im Regen stehe.

Vielleicht mag ich Gewitter deshalb so gern, weil sie mich an den Tag erinnern, an dem Tom mich fast getötet hat.

Ich bin davongelaufen vor ihm, damals. Er hat mich gefunden. Er war unendlich zornig auf mich gewesen. Ich habe gekämpft. Ich hatte keine Chance.

Damals hatte es geregnet und als sein Zauber mich traf fiel ich neben einer Pfütze zu Boden. Regentropfen, vermischt mit Blut, rannen in meine aufgerissenen Augen, als ich dort lag und darauf wartete, dass er neben mich trat um es zu beenden.

Dieser Tag, er war einer der schönsten Tage meines Lebens gewesen. Das war er wirklich. Nicht, weil an diesem Tag meine Mutter gestorben war, sondern weil es der Tag gewesen war, an dem Tom Riddle mir gesagt hatte, dass er mich liebte.

Es war das da einzige Mal, dass er es gesagt hat.

Gedanken

So, endlich hab ich geschafft. Tut mir leid, dass es so lange gedauert hat. Vielen vielen Dank für die vielen Reviews.

Ein besonderes Danke für die regelmäßigen und vor allem längeren Reviews an:

mia.winchester, schneewittchen, Bella87 und Lilian.

;) Danke

Liebe Grüße

Gedanken

Die Tage in Hogwarts vergingen, ohne dass Tom Riddle mich noch einmal ansprach.

Das war mir eigentlich ganz recht, denn ich war mir seit einigen Tagen selbst nicht mehr ganz geheuer.

Langsam begann das, vor dem ich mich immer gefürchtet hatte. Ich hatte nicht mehr alles unter Kontrolle. Ich hatte vor allem MICH nicht mehr unter Kontrolle. Ich hatte Angst davor, dass ich ja sagen könnte, wenn er mich ein weiteres Mal fragen würde mit ihm nach Hogsmeade zu kommen. Und ich durfte nicht ja sagen. Das durfte ich einfach nicht.

Das Hogsmeade- Wochenende rückte näher und zu meinem Ärger und meiner Frustration schien aus Flynn und Deirdre tatsächlich ein Paar zu werden. Nicht, das es mich gestört hätte, das keineswegs. Aber es wäre erheblich einfacher gewesen, wenn ich es geschafft hätte, diese beiden unterschiedlichen Bereiche meines Lebens voneinander fern zu halten.

Emma verstand mich.

„Merlin, ich möchte mir gar nicht vorstellen, wie das bei euch im Sommer wird. Ständig wirst du beide um dich herum haben. Du tust mir jetzt schon leid“, erklärte sie mir eines kühlen morgens, während wir die vereisten Stufen zur Eulerei hochkletterten.

Ich vergrub nur meine kalte Nase in meinem dunkelblauen Wollschal und schwieg.

„Versteh mich nicht falsch, aber so wie ich Deirdre und Flynn kenne werden die beiden sicher eines dieser unerträglichen Pärchen werden, die alles zusammenmachen und dabei aussehen, als wären sie die glücklichsten Menschen der Welt.“

Emma lachte kalt auf und wich geschickt einer eisigen Stelle auf der Treppe aus.

Ich beschleunigte meine Schritte und antwortete wieder nicht.

„Na gut, genug über dich“, gab Emma sich hörbar widerwillig geschlagen und ich hörte sie hinter mir aufseufzen.

„Wenigstens kannst du über Weihnachten im Schloss bleiben. Meine Eltern drehen durch, wenn sie das nur hören.“

Emma' Stimme wurde lauter und ein kleines Lächeln stahl sich auf mein Gesicht.

Während ich hier im Schloss meine Ruhe haben würde, da sowohl Lynn, als auch Deirdre über die Ferien nachhause fahren würden, würde Emma zusammen mit ihren unerträglich freundlichen, glücklichen Eltern Weihnachten verbringen müssen. Ausgerechnet Emma, die Feste aller Art zutiefst verabscheute.

Mittlerweile waren wir oben im Turm angekommen. Der Wind piff durch die offenen Fenster und selbst die sonst so aufgeregten, wild umherfliegenden Eulen verkrochen sich lieber in ihren Nischen. Ich trat ans Fenster und blickte hinaus auf die verschneiten Berge, die hoch hinter den Wipfeln des Verbotenen Waldes aufragten. Ich hörte leises Gezeter, als Emma ihre große Schleiereule Caoimhe dazu überreden versuchte, ihr kleines Beinchen auszustrecken.

Ich drehte mich um und lehnte mich gegen den mit Schnee überzogenen Fensterbalken.

„Du bist fast siebzehn. Da wirst du doch wohl selber entscheiden dürfen, was du tust. Meinst du nicht auch?“, fragte ich Emma, während ich meinen Blick mäßig interessiert über die vielen gelben Augenpaare schweben ließ, die mich aus ihren Unterschlüpfen heraus kritisch beäugten.

Emma schüttelte den Kopf.

„Das glaubst du vielleicht. Ich kann froh sein, dass ich überhaupt hierher durfte“, sagte sie wütend, während sie mit klammen Fingern versuchte der unruhigen Eule ihren Brief ans Bein zu binden.

„Mama hat sofort nachdem ich den Brief bekommen hab erkannt, dass das die Familie auseinanderreißen wird.“

Ich schnaubte.

„Na und?“, fragte ich bitter und strich mit den Fingerspitzen über einen Eiszapfen, der funkelnd über mir im Fensterrahmen hing.

„Deshalb wollte sie dich davon abhalten, hierher zu kommen und dein Leben als das zu leben, was du nun mal bist? Das ist grausam finde ich.“

Emma antwortete nicht und trug nur wortlos ihre Eule ans Fenster. Mit einem kräftigen Ruck schleuderte sie sie hinaus in die Kälte und blickte ihr eine Weile nach, dann drehte sie sich um.

„Ich weiß. Ich kann ihr seit sie das gesagt hat auch kaum mehr in die Augen sehen, ohne dass ich vor Zorn rot sehe.“ Emma zuckte die Achseln. „Das wird ein schönes Fest werden.“

Ich lachte lustlos auf. „Du hast noch genug Zeit, sie umzustimmen“, erklärte ich mit müder Stimme und folgte Emma die Treppe hinunter.

Tom Riddle, der uns nach wenigen Stufen entgegenkam und jedes Wort gehört hatte, das wir gesprochen hatten, erkannte ich unter seiner schwarzen Kapuze nicht.

Ich bin mir nicht sicher, aber ich glaube es war dieses Gespräch, das Tom dazu bewogen hat, Emma nicht sofort nach seiner endgültigen Machtübernahme zu töten. Sie war Mugglegeboren, in seinen Augen wertloser Abschaum. Aber ich erkannte es in seinen Augen, wenn er sie ansah: Tom Riddle respektiere sie.

Natürlich hat ihr dieser nie gezeigte, kaum vorhandene Respekt am Ende nicht helfen können. Weder ihr, noch ihrem Kind und schon gar nicht ihrem Mann. Aber dennoch, dieser Respekt, so kümmerlich und unbewusst er auch da gewesen sein mag, er war da und hat sie davor bewahrt, dass Tom seinen Stab gegen sie wendete.

Beim Frühstück desselben Morgens versuchte ich zu ignorieren, dass Flynn nun bei uns am Ravenklaw-Tisch saß. Ich hatte keine Ahnung wieso, aber er hatte Deirdre nahezu an meine Seite gezerrt und sich dann gegenüber von mir fallen lassen.

„Na, mit wem gehst du nach Hogsmeade, Gwen?“, fragte mich Flynn munter, während ich mich fragte, was sein seltsam verkiffener Gesichtsausdruck zu bedeuten hatte.

Ich lächelte süßlich und ignorierte gekonnt Emma's Stirnrunzeln.

„Ich wüsste nicht was dich das angeht, Flynn“, erklärte ich mit betont höflicher Stimme und versuchte meine Wut zu unterdrücken.

Ich ließ meinen Blick zu Deirdre gleiten, die mit ihren hübsch frisierten, roten Spangen im Haar wunderschön aussah. Sie lächelte mich an und ich hatte das Gefühl, als komme mir mein Frühstück wieder hoch.

Ich fühle heute nichts, wenn ich an Flynn und Deirdre denke. Ich verbiete mir, irgendetwas zu fühlen. Ich möchte weinen und alles um mich herum zerschlagen, aber ich kette mein Herz an, so fest wie es geht. Wenn ich irgendein Gefühl zulassen würde, dann würde ich das nicht aushalten. Ich denke nicht daran, dass ich Flynn und vor allem Deirdre ihr schreckliches Schicksal hätte ersparen können.

Ich hätte einfach nur erkennen müssen, dass Flynn Deirdre nicht wirklich gewollt hatte. Ich hätte es erkennen müssen, als es noch nicht zu spät gewesen war. Bevor Deirdre ihr Kind bekam, bevor Flynn mich küsste. Bevor Tom Riddle diesen Kuss gesehen hatte. Bevor es passierte. Bevor ich in namenloses Grauen stürzte.

Flynn begann plötzlich unkontrolliert zu husten. Während Emma ihm ungeduldig und äußerst widerwillig auf den Rücken klopfte folgte ich seinem starren Blick und drehte mich auf meiner Bank um.

„Wie spät soll ich dich am Samstag abholen?“, fragt Tom Riddle mich mit ruhiger Stimme, während er den Blick verachtend über Flynn und Deirdre wandern ließ.

Ich sah hoch zu der großen, dunklen Gestalt, die bedrohlich ihren Schatten über die am Tisch Sitzenden warf. Zu meiner großen Frustration konnte ich den Blick in Toms Augen nicht deuten, während er mich musterte. Es war etwas in seinen Augen, das ich nicht zuordnen konnte.

„Ich erinnere mich nicht, dass ich zugesagt...“, begann ich, doch Tom Riddle unterbrach meine Worte, indem er meinen Kopf aufbrach und in meine Gedanken eindrang.

Ich spürte mein Gesicht zucken und vor Überraschung dauerte es einige Sekunden, bis ich in der Lage war, ihn zurückzustößen.

Natürlich war sein Ziel in diesem Moment nicht gewesen, meine Gedanken zu lesen, das war mir sofort klar gewesen. Alles was er gewollt hatte, war mich daran zu hindern, ihm eine Abfuhr zu erteilen.

Er benutzte dieses Eindringen auch noch später oft dafür, mir seinen Widerwillen mitzuteilen. Seinen Widerwillen, seinen Zorn, seine Missachtung, wenn ich etwas tat, was ihm nicht gefiel. Es war wie eine Art stumme Kommunikation zwischen uns.

Vor Wut über seine Dreistigkeit brachte ich kein Wort zustande.

Tom beobachtete mich stumm und schien sich prächtig über meinen Gesichtsausdruck zu amüsieren, was meinen Geduldsfaden sofort reißen ließ. Ich funkelte ihn an und tat das Dummste, was ich in diesem Moment nur hätte tun können:

Ich probierte zum ersten Mal in meinem Leben in jemandes Kopf einzudringen.

Ich versuchte in Tom Riddle's Kopf zu dringen. In seinen Kopf. Mitten in der hell erleuchteten Großen Halle.

Noch heute wird alles in mir zu Eis, wenn ich daran zurückdenke.

Wenn ich nicht gesessen wäre, ich wäre gefallen.

Der Schmerz raubte mir den Atem, die Luft, alles. Nur nicht den Gedanken, es möge endlich enden. Ich weiß nicht, was er mit mir machte, welche Kunst er hier beherrschte, aber es war der schrecklichste körperliche Schmerz, den ich je gespürt habe.

Natürlich reichte auch dieser Schmerz nicht im Geringsten an den heran, den ich empfand als ich Tom die Erlaubnis geben musste, Flynn zu töten.

Der Schmerz endete nach weniger als zwei Sekunden ebenso abrupt, wie er begonnen hatte. Niemand hätte erkennen können, was sich zwischen Tom Riddle und mir abgespielt hatte, darauf achtete er immer genau. Niemand durfte auch nur den Hauch einer Ahnung haben, dass Tom Riddle nicht der strebsame, ehrgeizige und brave Schüler war, der er zu sein vorgab. Niemand.

Ich senkte die Augen, um ihm nicht die Genugtuung zu geben, den Schmerz darin lesen zu können. Konzentriert stieß ich die Luft aus. Ich hörte nichts um mich herum, nur ein monotones Summen, das mich wahnsinnig werden ließ... Lichter flackerten.

„Ich hole dich um zehn Uhr in der Eingangshalle“, sagte Tom Riddle so ruhig und höflich, dass es mir die Nackenhaare aufstellte.

Einige Sekunden herrschte vollkommene Stille am Tisch und nur allmählich drangen die lauten Lacher und Gesprächsfetzen der übrigen Ravenklaws wieder an mein Ohr. Ich drehte mich langsam wieder zurück zu Flynn und Emma und ich wusste, dass mein Gesicht keine Regung zeigen durfte. Ich strich eine widerspenstige Locke hinter mein Ohr und meinte unter Flynn's Blick zu ersticken.

„Was?“, fragte ich gereizt und blickte herausfordernd in die Runde.

„Du geht's mit Tom Riddle nach Hogsmeade, Gwen?“, fragte mich Deirdre von der Seite her, während sie nach Flynn's regungsloser Hand auf der Tischplatte griff.

„Wie eigenartig. Ich habe ihn noch nie mit einem Mädchen nach Hogsmeade gehen sehen.“
Deirdre lachte hell auf und Flynn's Hand in ihrer zuckte kaum merklich ein Stück zurück.

Ich blickte einige Sekunden auf mein noch immer unangerührtes Essen auf meinem Teller, dann stand ich eilig auf.

„Gwen?“, rief mir Deirdre noch hinterher, dann war ich bereits aus der Großen Halle verschwunden.

Während ich durch die Gänge lief, begann ich immer stärker zu zittern. Mein Atem ging stoßweiße und plötzlich kam mir der Mageninhalt hoch. Ich übergab mich hinter eine Rüstung und versuchte dabei verzweifelt Luft zu bekommen. Mein Kopf dröhnte. Ich konnte ihn dort noch immer fühlen. Ich würgte und ekelte mich vor mir selbst, dann streifte ich mir meinen Pullover über den Kopf und löste mit zittrigen Fingern meinen Krawattenknoten. Ich war so zornig auf Tom, dass ich meinte zu explodieren. Er hatte es tatsächlich gewagt über mich zu bestimmen, als wäre ich sein persönliches Eigentum. Als wäre er mein Herr und dazu befugt, mir Befehle zu erteilen. Ich richtete mich auf und lief weiter. Er war zu weit gegangen und das würde ich mir nicht mehr gefallen lassen.

Als ich schließlich mit geröteten Wangen vor dem Verwandlungszimmer ankam, war ich verschwitzt und müde. Ich löste meinen unordentlichen Zopf und strich mir mit den Fingern durch mein fast hüftlanges, rötliches Haar. Mit zittrigen Knien ließ ich mich an der Steinmauer herabsinken und wischte mit über die schweißnasse Stirn. Seltsamerweise fror ich, trotz der Hitze, die ihn mit tobte.

Plötzlich sah ich Flynn um die Ecke biegen. Ebenso erschöpft und durchgeschwitzt wie ich, ließ er sich auf dem rauen Steinfußboden neben mir nieder.

„Merlin, was rennst du denn so?“, fragte er, während er mich ungeniert anstarrte.

Ich starrte zurück und begriff nicht, warum er mich plötzlich so seltsam anstarrte. Da hob er völlig unvermittelt seine riesige Hand und ich konnte nicht umhin, sie mit Tom Riddle's schöner, größer und feingliedriger Hand zu vergleichen. Abgelenkt von diesem Bild hielt ich ihn zuerst nicht auf, als er wie in Trance über meine Haare strich. Ich zuckte erschrocken zurück, aber Flynn ließ sich davon nicht beeindrucken.

„Ich habe dich, seit ich dich kenne, noch nie mit offenen Haaren gesehen glaub ich“, erklärte mir Flynn, während er eine meiner Strähnen hochhob und sie genauer betrachtete.

Ich stieß seine Hand weg und rückte ein wenig von ihm ab.

„Schön, aber auf was willst du jetzt hinaus?“, fragte ich irritiert und begann langsam mich unter seinem Blick unwohl zu fühlen.

Flynn lachte.

„Gwen, bitte werd jetzt nicht böse, aber ich muss dir das jetzt einfach sagen“, begann er mit unterdrücktem Gekicher. „Genau die Tatsache, dass du im Gegensatz zu deiner Schwester nicht zu wissen scheinst, wie schön du bist, genau diese eine Tatsache, die macht dich tausendmal schöner als sie.“

„Flynn...“

„Nein, hör zu. Du hast nicht die geringste Ahnung, wie du auf dein Umfeld wirkst. Du... Ich weiß gar nicht, wie ich es ausdrücken soll. Du... «

Ich schüttelte den Kopf und begann zu lachen. Es tat gut zu lachen. Tom Riddle‘ s Präsenz in meinem Kopf schwand dadurch.

Verwirrt hielt Flynn inne.

„Was?“, fragte er und hörte noch immer nicht damit auf, mich anzustarren.

Ich lehnte leicht lächelnd den Kopf zurück und schloss die Augen.

„Geh nicht mit ihm mit, Gwen. Hörst du?“, sagte Flynn plötzlich ganz leise. „Geh nicht mit ihm.“

Meine Hände ballten sich unvermittelt zu Fäusten. Genau diese Worte ließen mich meinen Entschluss, am Samstag einfach nicht aufzutauchen, über Bord werfen. Denn wenn ich etwas noch weniger ausstehen konnte als Befehle, dann waren es gut gemeinte Ratschläge, Bitten und unerwünschte Vorschläge. Natürlich ist mir heute klar, wie kindisch ich damals war.

Ehe ich Flynn antworten konnte bog Professor Dumbledore um die Ecke.

„Oh, guten Morgen ihr zwei“, begrüßte er uns freundlich und blieb neben uns stehen. „Unser Unterricht beginnt erst in einer halben Stunde, Miss Goodale. Soll ich Ihnen dennoch schon aufsperrn?“

Ich sah Dumbledore lächelnd ins Gesicht und versuchte die stechenden blauen Augen, die mich viel eindringlicher musterten als sonst, auszublenden.

„Gerne, Professor.“

Froh darüber, dass ich Flynn nun nicht mehr zu antworten brauchte, folgte ich Professor Dumbledore in den Klassenraum.

Von all den Professoren auf Hogwarts respektierte ich ihn am meisten. Ich mochte seine Art zu unterrichten und ich mochte es, dass er klug war. Als Menschen hingegen mochte ich ihn nicht. Warum, das konnte ich mir nicht erklären.

„Und, freuen Sie sich schon aufs Hogsmeade- Wochenende, Miss Goodale?“, fragte mich Dumbledore plötzlich und sah mich dabei so freundlich und gleichzeitig aufmerksam an, dass ich schlucken musste.

Mir war sofort klar, dass er mitbekommen haben musste, was am Tisch passiert war. Mir war auch klar, dass er das mitbekommen haben musste, was sonst niemand gesehen hatte. Ich war ihm sehr dankbar, dass er darüber kein Wort verlor. Ich hätte nicht darüber sprechen wollen, hätte es auch gar nicht gekonnt.

„Darf ich Sie fragen, was Sie über...“, ich hielt inne und suchte in meinem Kopf nach dem Wort.

„Okklumentik wissen, Sir?“, fuhr ich fort, anstatt Dumbledore‘ s Frage zu beantworten.

Einen Moment schwieg er und nahm vorne am Lehrerpult Platz. Dann legte er die Fingerspitze aneinander

und beugte sich vor.

„Gibt es einen bestimmten Grund dafür, dass Sie das fragen, Gwendolyn?“, fragte er und seine Augen durchbohrten mich förmlich.

Meine Antwort kam ohne Zögern:

„Nein, Professor, keinen.“

Er nickte und lehnte sich zurück.

Die folgenden zwanzig Minuten erklärte er mir eigentlich genau das, was ich eigentlich schon von Tante Erin wusste. Mit keinem Wort erwähnte er etwas, was dem nahe gekommen wäre, was Tom Riddle getan hatte. Entweder er wusste selbst nichts darüber, oder er verschwieg es mir absichtlich, um mich so zu ködern. Um mich so dazu zu bringen, ihm die Wahrheit zu sagen. Die Wahrheit, die er eigentlich schon kannte.

Aber ich bin ihm darüber nicht böse. Albus Dumbledore hat mir in meinem Leben nämlich sehr geholfen.

Ich habe ihn zuletzt gesehen, als er mir ein kleines weißes Packet vor die Tür legte, wenige Tage, bevor er gestorben ist. Ich habe das Packet nicht geöffnet, denn ich weiß, was darin ist. Ich kann es nicht einmal ansehen. Es liegt mittlerweile begraben unter einem kleinen blätterlosen Strauch, nicht weit vom Meer entfernt. Dort wartet es auf mich. Es wartet auf den Augenblick, in dem es gebraucht wird.

Ich habe Angst vor dem Packet.

Ich habe Angst vor mir selbst.

Welten

Der Samstag rückte schnell näher. Und mit ihm natürlich auch das erste Hogsmeade- Wochenende.

Es war damals mein erstes richtiges Treffen mit Tom Riddle gewesen. Das erste Mal, dass ich mich bewusst auf ihn zu bewegte, mich auf ihn einließ, ihm die Türen öffnete.

Er ist eingetreten, resolut und unaufhaltsam. Und er ist geblieben. Bis heute. Selbst wenn er nicht da war, dann haftete sein Geruch an allem, was sich um mich herum befand. Selbst an mir.

Aber ich darf mich nicht beschweren, schließlich war ich es selbst, die ihn mit offenen Armen empfangen hat.

Womit ich allerdings nie gerechnet hatte war, dass sich die Türen hinter Tom schließen würden und mich damit zur Gefangenen in meinem eigenen Haus machen würden. Eingesperrt- zusammen mit meinem Wärter, der mich zugleich unterdrückte, folterte, hasste und... liebte.

Ich hatte mir vieles überlegt, wie ich diesem Samstag entgehen könnte, stets mit dem Hintergedanken, dass ich, egal wie sehr ich es mir auch anders einredete, auf jeden Fall doch mit ihm gehen würde. Aber damals war ich noch nicht dazu bereit, mir das einzugestehen.

Eigentlich war mir mein Leben, bis ich ihn näher kennengelernt hatte, relativ klar gewesen. Ich wusste, dass ich zu niemandem gehören wollte, dass ich mich niemals auf jemanden einlassen würde können, dass niemand mir genügen würde. Ich wusste, dass es für mich keinen Platz auf der Welt gab.

In Tom Riddle hatte ich jemanden gefunden, der auf dieser Welt auch keinen Platz hatte.

Der Unterschied zwischen uns bestand darin, dass er sich seinen Platz in der Welt ganz einfach selbst schaffte.

Ich ging zu dem Treffen, weil ich es wollte.

Ja, es wäre zwecklos das zu leugnen. Ich wollte es. Ich wollte es, weil ich das Gefühl hatte, er würde mich verstehen. Er war intelligent, mit ihm konnte ich reden. Richtig reden. Er genügte mir. Er war anders. Und ich hatte zum ersten Mal in meinem Leben das Gefühl, einen Menschen zu treffen, der war wie ich.

Am Samstagmorgen um halb zehn saß ich auf meinem Bett und flocht sorgsam einen hübschen französischen Zopf. Emma saß mir gegenüber auf ihrem Bett und beobachtete mich. Ihre strubbligen schwarzen Haare standen in alle Richtungen ab und ihre nackten Zehen wippten rhythmisch, als würde sie einer für uns unhörbaren Musik lauschen. Lynn kam mit tapsigen Schritten aus dem Badezimmer und hüllte ihren dünnen, knochigen Körper eilig in ein großes Handtuch, ehe sie sich mit zusammengedrückten Beinen an den Rand ihres Bettes setzte und an den Nägeln zu kauen begann.

„Ist irgendetwas?“, fragte ich Emma nach einer Weile und legte mir meine Hände in den Schoß.

„Nein, wieso fragst du?“

„Weil du mich anstarrst“, erklärte ich trocken und versuchte dabei Lynn zu ignorieren, die mich neugierig musterte.

„Naja, ich frage mich nur wie es kommt, dass du mit einem Jungen nach Hogsmeade gehst.“ Emma lächelte und zog ihre Füße zu einem Schneidersitz heran.

„Er muss... wie sag ich... etwas an sich haben. Sonst würdest du das niemals tun.“

„Mit wem gehst du denn?“, fragte Lynn.

Ich ignorierte sie und wandte mich wieder Emma zu.

„Ach ja?“, entgegnete ich und senkte den Blick. „Vielleicht versuche ich aber auch nur, irgendwie normal zu sein, weißt du.“

Emma schüttelte den Kopf.

„Erzähl das wem anderen Gwen. Ich weiß es besser“, sagte sie nur und ließ sich dann zurück in die Kissen sinken.

Ich seufzte und zog meine Kniestrümpfe höher und den Schuluniformrock etwas tiefer, dann schnappte ich mir meinen schwarzen Umhang und ging zu Tür.

„Mit wem gehst du denn nun?“, rief Lynn mir hinterher, aber da war ich schon zur Tür hinaus.

Auf dem Weg hinunter in die Eingangshalle begegnete mir fast niemand. Die Gänge waren wie ausgestorben. Wie es schien blieben die meisten Schüler an so einem eiskalten, stürmischen Vormittag wohl lieber in ihren Betten, als nach Hogsmeade zu spazieren. Völlig unverständlich für mich, aber ich war froh darüber. Ich hasste es, wenn das Dorf erfüllt war von lauten Lachern und übermütigen Schülern, die sich aufführten, als hätte sie die Zeit ihres Lebens.

In der Eingangshalle angekommen, erwartete mich schon Tom Riddle.

Vielleicht klinge ich wie ein kleines Mädchen, das verzückt von seiner großen Liebe erzählt, aber er war einfach unglaublich schön. Das dämmrige Licht in der Halle ließ seine Haut blass und marmorhaft aussehen und er stand so regungslos da, wie eine Statue. Sein Ausdruck war wie immer das schönste an ihm. Es wäre sinnlos ihn weiter zu beschreiben. Wer ihn damals nicht gesehen hat, dem kann man diese Aura, die ihn umgab einfach nicht beschreiben.

„Wie schön, dass du gekommen bist“, begrüßte mich Tom und lächelte dabei so kalt und gefühllos, dass ich sofort erkannte, dass es in seinen Augen ein großer Fehler gewesen wäre, wäre ich nicht gekommen. Meine Wut auf ihn wuchs.

„Ich freue mich auch“, sagte ich und blieb einige Schritte vor ihm stehen.

Er sah mich von oben bis unten an und sein Blick blieb schlussendlich bei meinen Augen hängen. Unser Spiel schien ihn zu amüsieren.

„Wollen wir?“, fragte er nach einigen Sekunden und wendete sich ohne eine Antwort abzuwarten um.

Er bot mir nicht seinen Arm an, wie es damals üblich gewesen war. Er ging in sicherem Abstand zu mir, genauso, wie ich mich am wohlsten fühlte, soweit man sich in seiner Gegenwart überhaupt jemals wohlfühlen konnte.

Draußen war es eiskalt und Schneeflocken peitschten mir ins Gesicht. Wir schwiegen und schlugen den verschneiten Weg Richtung Dorf ein. Es war kein peinliches Schweigen, das herrschte. Es war einfach nur still und so war es gut. Der Weg war rutschig und eisig und nach wenigen Minuten begann ich zu frieren.

„Ist dir kalt?“, sprach ich Tom schließlich an und wandte ihm mein Gesicht zu.

Er sah mich mit leicht gesenktem Kopf ebenfalls an und schien überrascht darüber zu sein, dass ich ein Gespräch begann.

„Nein“, sagte er und sah mir dabei seltsam lange in die Augen. „Warum fragst du mich das?“

„Weil du vor einiger Zeit auf der Wiese sagtest, dir wäre nicht zu warm, weil du es so wolltest. Da stellt sich mir die Frage, ob es sich mit Kälte genauso verhält.“

Ich unterbrach mühevoll den Blickkontakt und senkte den Kopf um meine Augen vor dem wilden Schneetreiben zu schützen. Ich spürte seinen Blick und zog unwillkürlich meinen Schal höher.

„Ja“, sagte Tom nur und beschleunigte seine Schritte.

Ich musste beinahe laufen, um mit ihm Schritt zu halten. Das war mir allerdings zu blöd, und deshalb fiel ich bald einige Schritte zurück. Tom schien anfangs gar nicht zu registrieren, dass ich nicht mehr direkt neben ihm ging, er schien tief in Gedanken versunken. Vielleicht fragte er sich, was er da eigentlich tat. Wo es hinführen sollte, was er sich von diesem Treffen überhaupt erwartete.

Aber plötzlich fuhr sein Kopf herum. Er sah mich ungeduldig an.

„Geh schneller“, herrschte er mich genervt an und drehte mir rüchkartig wieder seinen Rücken zu.

Ich schnaubte auf.

„Nein, weil ich wirklich keine Lust habe hinter dir herzulaufen, wie ein dressiertes Hündchen.“

Tom drehte sich wieder zu mir um und fuhr sich mit der Hand durch die dichten schwarzen Haare, in denen sich bereits weiße Flocken niedergesetzt hatten.

„Gwendolyn?“, fragte er mich unvermittelt und wartete, bis ich vor ihm stand.

Ich hob das Gesicht zu ihm und zog die Augenbrauen hoch.

„Ja, Tom?“

Sein Name kam mir nur sehr schwer über die Lippen denn in diesem Moment erinnerte ich mich an das Gespräch der beiden Slytherin- Jungen zurück. Er mochte es nicht, wenn man ihn Tom nannte. Er hasste den Namen. Ich beschloss, ihn ab sofort öfter zu gebrauchen, auch wenn er sich auf meinen Lippen komisch anfühlte.

Toms anderen Namen, den hasste ich ebensosehr, wie er seinen richtigen Namen verabscheute.

Ich hasse diesen Namen so sehr. Ich habe ihn niemals in den Mund genommen. Ich habe es tief in meinem Inneren nie akzeptiert, dass der Mann, neben dem ich jede Nacht schlief, der Mann, der mich küsste, der Mann der mein Herz schneller schlagen ließ, dass dieser eine Mann der grausamste Mensch war, den ich kannte. Dass die Hände, die mich täglich berührten, über meinen Körper fahren durften mit rotem Blut befleckt waren, der Mund, die Lippen, die meine berührten, Flüche ausstießen, die Tod bedeuteten. Die Augen, die manchmal überliefen vor Gefühlen, dass diese Augen für alle anderen kalt und erbarmungslos die Welt verhöhnten. Für mich heißt er Tom. Tom Vorlost Riddle. Tom. Mein Tom.

Ich sah auch damals in seinem Gesicht, dass er den Namen verabscheute. Aber er sagte nichts, sondern sah mich nur an.

„Du solltest besser das tun, was ich dir sage“, erklärte er ruhig und brannte seinen Blick in meinen.

Er sah gefährlich aus, genau das dachte ich in diesem Moment. Ich war allein mit ihm, hier draußen würde mich niemand hören, wenn ich schrie. Er könnte tun mit mir, was er wollte.

Das dachte ich in diesem Moment und trotzdem zögerte ich nicht ihn zornig anzublicken.

„Ich tue was ich will“, antwortete ich und ging an ihm vorbei, ohne ihn eines weiteren Blickes zu würdigen.

Ich hörte seine Schritte nicht, aber plötzlich war er wieder neben mir.

Ich spürte seinen Zorn und er war mir absolut gleichgültig.

Ich frage mich, warum er sich das damals gefallen ließ. Warum er mich nicht einfach gefügig machte, wie er sich alle anderen gefügig machte.

Ich glaube er wollte einfach mit der Beute spielen, bevor er sie verspeiste. Und ich war eine willige Beute. Ich spielte mit, wohl wissend, dass das Ende unweigerlich auf mich zu kam.

Wir gingen schweigend weiter und ich wickelte meinen Mantel enger um mich. Der Wind blies mir in mein vor Kälte starres Gesicht und ich zog die Schultern hoch.

Unserer Schritte knirschten im Schnee.

„Ich weiß zwar, dass du es verabscheust, über dich zu sprechen, aber ich hätte da ein paar Fragen, Gwendolyn“, nahm Tom das Gespräch wieder auf, als wir gerade um eine Kurve bogen. Das Dorf kam in Sicht.

„Tatsächlich?“, fragte die sarkastisch. „Wenn das so ist, dann habe ich auch ein paar Fragen.“

Tom sah mich von der Seite her an und lächelte trocken. „Dann werde ich mir Mühe geben, sie ehrlich zu beantworten“, sagte er mit demselben Sarkasmus in der Stimme wie ich.

Ich spürte, dass er mich noch immer ansah und wendete ihm mein von der Kälte leicht gerötetes Gesicht zu. Seine Augen erschienen dunkler als sonst, was durch die weißen Flocken in seinem Haar und auf seinem schwarzen Umhang nur noch mehr verstärkt wurde.

„Wer hat dich Okklumentik gelehrt?“, fragte mich Tom und strich sich über seine roten Lippen.

Ich zögerte. Es stimmte, was er gesagt hatte. Ich hasste es, über mich zu erzählen. Es tat weh, über Tante Erin zu sprechen. Aber ich hatte begriffen.

Antwort gegen Antwort. Ein einfaches Spiel.

„Von meiner Tante“, sagte ich schließlich zögernd, als wir die ersten schneebedeckten Häuser erreichten.

Tom sagte nichts, aber ich sah an seinem eindringlichen Blick, dass er noch nicht zufriedengestellt war.

„Sie hat sich als ich klein war immer einen Spaß daraus gemacht, in meinen Geist einzudringen“, erklärte ich ruhig und tonlos und blickte dabei auf die menschenleeren Straßen vor uns. „Irgendwann hat es mir gereicht und ich habe es eines Tages geschafft, sie zurückzustoßen. Niemand hat es mir beigebracht. Das war ich selbst.“

Tom hatte kein Mitleid mit mir, als ich ihm das erzählte, dass sah ich sofort. Ganz im Gegensatz zu Flynn, der Tante Erin's Verhalten furchtbar gefunden hatten. Ich war froh darüber, dass Tom mich nicht bemitleidete. Ich hasste Mitleid. Ich wollte es nie.

Mitleid ist eines jener Gefühle, die Tom Riddle nie empfunden hat. Mit niemandem. Mitleid und Gnade kannte er nicht.

„Wo ist sie jetzt?“, fragte Tom mich nur, ohne den Blick von mir zu nehmen.

„Ich weiß es nicht“, antwortete ich ehrlich und blinzelte die Schneeflocken in meinen Wimpern fort. „Eines Tages hat sie es auch bei meiner Schwester versucht und da hat es meinem Vater gereicht. Sie haben gestritten und seither habe ich sie nicht mehr gesehen.“

"War sie die Schwester deines Vaters?"

Ich schüttelte den Kopf. "Nein, mein Vater war kein Zauberer."

Tom schien vollkommen gebannt von meiner Geschichte und das verwirrte mich und brachte mich aus dem Konzept.

"Wo ist dein Vater jetzt?", fragte er mich mit einem Glitzern in den Augen.

„Wo sind deine Eltern?“, entgegnete ich, ohne auf seine Frage einzugehen.

Tom runzelte die Stirn.

„Wo sollen sie denn sein?“

„Das frage ich dich. Du warst immer allein, am Bahnsteig.“

Ich sah, wie sich etwas in Tom Riddle's Gesicht veränderte. Es wurde plötzlich zu einer verzerrten Maske.

„Sie sind tot“, sagte er ruhig und lächelte dabei so falsch und grausam, dass ich unwillkürlich den Atem anhielt. Da lag absolut kein Schmerz, keine Trauer in seinen Augen. Da lag blanker Hass in ihnen.

So unverständlich es auch klingen mag, aber ich hatte das Gefühl ihn zu verstehen. Ich nickte und beobachtete ihn genau als ich weitersprach.

„Wo lebst du?“, fragte ich, ohne noch weiter auf seine Eltern einzugehen.

Unwillkürlich beschleunigte Tom seine Schritte, aber diesmal hielt ich Schritt.

Dick eingemummte Gestalten kamen uns entgegen und Tom wartete, bis sie an uns vorbeigezogen waren, ehe er weitersprach.

„Ich lebe hier auf Hogwarts“, sagte er und ich hatte Mühe ihn durch das laute Heulen des Windes überhaupt zu verstehen.

Er wich mir aus, das war mir klar, aber ich wusste wie es war, wenn man sich hier auf Hogwarts mehr zu Hause fühlte, als irgendwo sonst auf dieser Welt. Und deshalb fragte ich nicht weiter nach. Wenn er Hogwarts als sein Zuhause erklärte, dann hatte er kein anderes. Ich verstand ihn. Er brauchte es nicht auszusprechen.

"Mein Vater ist auch tot", sagte ich, anstatt weiter in ihn zu bohren.

Eine Weile gingen wir durch das Dorf und ich hörte Tom ab und zu verächtlich zischen, wenn wir vereinzelt Schülergrüppchen begegneten, die uns ungeniert anstarrten.

Als wir über einen kleinen Abhang spazierten zog es mir plötzlich die Füße weg und ich rutschte aus.

Es war reiner Reflex, dass er nach mir gegriffen hatte. Wäre es nicht so schnell gegangen, dann hätte er mich hinfallen lassen, das weiß ich ganz genau. So aber schoss seine Hand nach vorne und schloss sich wie ein eiserner Schraubstock fest um meinen Oberarm.

Obwohl er nicht direkt meine Haut berührte, durchzuckte mich ein heftiger Stromschlag.

Tom riss mich unsanft zurück auf die Füße und kaum dass ich das Gleichgewicht wiedererlangt hatte, war sein Arm auch schon wieder fort. Die Stelle an der er mich gepackt hatte schmerzte und pochte.

Ich hob überrascht den Blick und zuckte zurück, als ich seinen sah. Seine Nasenflügel und seine Pupillen waren geweitet und seine Lippen fest zusammengepresst.

„Pass auf wo du hintrittst!“, spie er mir entgegen und brachte eilig etwas Abstand zwischen uns. Ich starrte ihn an, dann zuckte ich mit den Achseln.

„Lass mich doch das nächste Mal hinfallen, wenn du dich sowieso nur über mich ärgerst“, entgegnete ich ihm kalt und rückte meinen Mantel zurecht.

„Das mach ich auch“, sagte Tom ruhig und wendete sich zum Weitergehen.

„Verlass dich darauf.“

Er setzte seinen Weg fort und ich zog meinen Zopf fester und folgte ihm.

„Wohin gehen wir?“

Tom ignorierte meinen Blick und beschleunigte seine Schritte.

„Ich meine mich daran zu erinnern, dass du sagtest du würdest es verabscheuen Butterbier zu trinken und

durch die Straßen zu spazieren. Deshalb dachte ich, ich zeig dir was, was deinen Ansprüchen genügen dürfte.“

Ich starrte auf seinen Rücken und blieb stehen.

„Das klingt, als wäre ich vollkommen egozentrisch und unzufrieden mit allem anderen.“

Tom lachte auf. „Bist du das etwa nicht?“

Ich blickte stumm in den grauen Himmel und Tom drehte sich grinsend um.

„Na?“, fragte er und zog die Augenbrauen hoch, während er mich musterte

„Ich kann mir nicht vorstellen, dass DU jetzt damit einverstanden wärst, dich in die Drei Besen zu setzen. Ich bin nicht die einzige, die egozentrisch und unzufrieden ist.“

Tom lächelte mich nachsichtig an.

„Ich stimme dir zu“, sagte er höflich und machte eine winkende Handbewegung. „Und nun komm.“

Wir spazierten einige Zeit schweigend und ich hielt meinen Blick starr nach vorne gerichtet, wohl wissend, dass er mich unentwegt ansah. Mittlerweile hatten wir die Häuser wieder hinter uns gelassen und gingen über schneebedeckte Hügel Richtung Wald. Von weitem konnte ich den zugefrorenen Schwarzen See zwischen den Bergen glitzern sehen. Der Wind wurde stärker.

„Du bist speziell“, richtete Tom wieder seine Worte an mich, als wir die ersten Bäume erreicht hatten.

„Du gehst mit einem Fremden, den du überhaupt nicht kennst, in einen dunklen Wald, fernab von jeder Zivilisation und du machst dir nicht die geringsten Gedanken darüber, dass dieser Fremde vielleicht nicht der ist für den du ihn hältst.“

In Toms Augen blitzte etwas auf.

„Ich bin mir sicher, dass du nicht der bist, für den ich dich halte“, antwortete ich und lächelte. „Und falls du es wissen willst: ich bin garantiert auch nicht die, für die du mich hältst.“

Seine Augen waren beängstigend und ich musste kurz die Augen schließen, um sie aus meinem Kopf zu bekommen.

„Das bezweifle ich“, widersprach Tom und bleckte die Zähne. „Ich glaube ich habe dich bereits bei unserer ersten Begegnung vollkommen durchschaut. In so etwas bin ich nämlich sehr, sehr gut, musst du wissen.“

Die Bäume um uns herum wurden dichter und der Weg war mittlerweile so schmal, dass ich hinter Tom gehen musste. Wir schwiegen eine Zeit lang und während ich hinter ihm ging, fiel mir erstmals auf, dass er einen ganz eigenen Gang hatte. Sein Nacken und sein Rücken waren kerzengerade, sein Kopf merkwürdig hoch erhoben, sodass es aussah, als würde er schreiten. Aber wenn man genauer auf seine Füße sah, dann war es eher ein Schleichen, ein geschmeidiges Voranbewegen. Sein Oberkörper bewegte sich kaum.

„War es dein erstes Mal?“, fragte mich Tom unvermittelt, ohne sich umzuwenden.

Ich verstand nicht sofort. „Was meinst du?“

Er seufzte ungeduldig auf. „War es dein erstes Mal, dass du versucht hast, in jemandes Geist einzudringen?“

Ich senkte den Blick auf den schneebedeckten Boden. „Ja, das war es. Und ich hätte es nie getan, wenn du es nicht ständig bei mir tun würdest. Es ist grausam und falsch. Es ist, als würdest du vergewaltigen.“

„Vergewaltigen?“

„Ja, seelisch vergewaltigen.“

Ich war mir nicht hundert prozentig sicher, aber ich glaube er hat gelächelt, als er antwortete.

„Das ist eine interessante Beschreibung, die du da hast. Seelisch vergewaltigen...“ Er verlangsamte seine Schritte und strich sich übers Kinn. „Das klingt schön. Wirklich schön...“

Jeder normale Mensch hätte spätestens jetzt begriffen, dass Tom Riddle kein guter Mensch war. Jeder normale Mensch hätte sich gefürchtet und versucht von ihm loszukommen.

Mein Problem allerdings war, dass ich nicht wirklich normal war. In keiner Hinsicht. Mein Interesse an ihm wuchs ebenso, wie seines an mir.

"Du bist wütend auf mich", stellte Tom überrascht fest.

"Warum?"

Ich schnaubte. "Wenn du so ein guter Menschenkenner bist, dann wirst du das wohl herausfinden."

"Du bist wütend, weil ich dich gezwungen habe, heute zu kommen", sagte Tom ohne Zögern. "Dabei wärest du ohnehin gekommen, wenn du ehrlich bist."

Ich presste die Lippen aufeinander.

"Ich bin wütend auf dich, weil ich wütend auf mich bin. Und ich bin wütend, weil ich dich davonkommen ließ, als du Flynn verhext hast. Ich hätte es melden sollen. "

"Was hätte es dir denn gebracht, Dippet einzuschalten? Glaubst du, das hätte mich abgehalten?"

"Gerechtigkeit, das hätte es gebracht", stieß ich hervor und presste die Kiefer zusammen.

Tom lächelte versonnen und einen Moment schien alles um uns herum still zu stehen.

An diesem Tag kam ich mir ohnehin wie auf einer fremden Welt vor. Alles um mich herum erschien mir surreal und überflüssig. Er entführte mich irgendwohin und ich ging kritiklos mit ihm, wohl wissend, dass er mir den eigentlichen Weg zurück nicht zeigen würde. Ich würde mein restliches Leben damit verbringen, irgendwo umher zu stolpern, von Stürmen und Gewittern getrieben, auf der Suche nach etwas, das es nicht gab.

"Irgendwann wirst du erkennen, wie naiv du bist", sagte Tom leise flüsternd, während er an seinem Kragen zupfte. "Gerechtigkeit! Das ich nicht lache."

Die Bäume um uns herum wurden immer dichter und der ohnehin schon dunkle Himmel verfinsterte sich immer mehr. Wir stiegen über morsche Bäume, die unter den Schneemassen umgestürzt waren, wir kletterten über vereiste Felsenstellen und duckten uns unter tief hängenden Ästen durch.

Und plötzlich blieb Tom stehen. So unvermittelt und überraschend, dass ich gerade noch anhalten konnte, ohne ihn zu berühren.

Ich folgte seinem Blick und hielt den Atem an.

Was ich sah war das wundervollste, das ich je im Leben sehen durfte.

Das Einhorn war golden und etwas kleiner, als ein normales Fohlen. Es lag allein unter einem mit Schnee beladenen Strauch und blickte uns unglaublich wissend und interessiert entgegen. Seine Mähne, die beinahe über den ganzen Rücken floß, sah aus wie flüssiges Gold und seine Hufe scharrten gleichmäßig über den Boden. Ich weiß nicht wie lange ich es anstarrte, aber plötzlich trat Tom hinter mich und ich spürte seinen heißen Atem an meinem Ohr.

„Geh hin“, flüsterte er mir zu.

Ich drehte mich halb um und sah ihn stumm an. Sein Blick lag auf dem Einhornfohlen und ich erkannte die Gier in seinem Blick sofort. Damals hatte ich freilich noch nicht verstanden, was das zu bedeuten hatte, aber

ich spürte, dass er in dem Einhorn nicht dasselbe sah wie ich. Das spürte ich sofort.

Ich wendete mich wieder um und ging langsam auf den Strauch zu. Das Einhorn ließ mich gewähren und blickte mir mit großen Augen entgegen. Ich spürte Toms lauern den Blick im Rücken und straffte die Schultern. Vor dem golden schimmernden Bündel, das den Schnee um sich herum funkeln ließ, ging ich in die Knie, sodass ich mich auf Augenhöhe mit ihm befand. Es sah mich mit so einer Intelligenz in den Augen an, dass ich mich beinahe unwohl zu fühlen begann. Ich wollte es anfassen, aber ich konnte nicht. Es war so wunderschön, dass ich es nicht über mich gebracht hätte diese Schönheit zu stören. Ich saß einfach nur stumm vor dem Tier und konnte mich nicht bewegen. Der Zauber des kleinen Einhorns fesselte mich vollkommen. Ich spürte Wärme in mir, anstatt der eisigen Kälte. Nach endlosen Minuten, die mir wie ein ganzes Leben vorkamen, erhob ich mich und ging zu Tom zurück, der weiter zurückgetreten war und mir durch wirres Geäst hindurch entgegblickte.

„Danke.“

Tom zog die Augenbrauen hoch. „Wofür?“

Ich stieß ein raues Lachen aus und blieb vor ihm stehen.

„Dass du mir das Einhorn gezeigt hast.“

Ich blickte zurück und versank abermals in seinem Anblick. „Woher wusstest du von ihm?“, fragte ich und wandte mich wieder Tom zu, der mich nachdenklich betrachtete.

„Professor Ceallaigh hat mir davon erzählt. Nun ja, viel mehr haben es mir seine Gedanken verraten, aber das willst du sicher nicht hören“, antwortete Tom, während er sich über die zusammengepressten Lippen strich.

„Es ist nur ärgerlich, dass Einhörner, zumindest was Männer betrifft, so unbarmherzig sind. Wirklich sehr ärgerlich.“

„Dass du Einhörner so faszinierend findest passt nicht zu dir.“

„Findest du?“

„Ja finde ich.“

„Nun, zu dir passt das auch nicht.“

Ich lächelte und ging an ihm vorbei. Er folgte mir.

„Das Blut von Einhörnern erhält einen am Leben, selbst wenn man kurz vor dem Tod steht. Wusstest du das?“ fragte mich Tom leise und schwach konnte man einen lauern den Unterton in seiner Stimme hören. In meinem Nacken stellten sich die Haare auf.

„Ja, wusste ich. Und wusstest du, dass das Leben für einen dann nie wieder dasselbe ist? Dass man verflucht ist, wenn man ihr Blut trinkt? Wusstest du das?“

Er lächelte mich unbeschwert an und ging zügigen Schrittes den Weg, den wir gekommen waren, zurück.

„Ein verfluchtes Leben ist immer noch besser, als gar kein Leben“, sagte er laut und blickte kurz über die Schulter zurück zu mir. „Ist etwas?“

Ich schloss kurz die Augen und dachte einen Moment lang nach. Dann schüttelte ich den Kopf.

„Nein. Du erfüllst nur das Klischee eines typischen Slytherin.“ Ich ging langsam neben ihm her. „Obwohl, eigentlich bist du in den meisten Punkten ganz anders, als die meisten aus deinem Haus.“

„Das kann ich nur zurückgeben.“ Tom blickte mich mit leicht schräg liegendem Kopf an.

„Hast du Angst vor den Slytherins, Gwendolyn?“

Ich versuchte den Blick von ihm zu nehmen, aber ich konnte nicht.

„Nein“, antwortete ich ruhig.

Tom lächelte kurz, dann schüttelte er den Kopf.
„Und hast du Angst vor mir Gwendolyn?“

„Vor dir nicht, nein.“

Toms Augen blitzen. „Sondern?“, fragte er ruhig und betrachtete mich eingehend.

„Das kann ich dir nicht sagen, ohne dass du mich anschließend für total absonderlich halten wirst.“
Ich war beinahe vorbereitet auf die Kälte an meiner Stirn. Mühelos verdrängte ich sie.

„Dieses Spiel langweilt mich“, sagte ich nach einigen Sekunden und begann schneller zu gehen.

Tom hatte nicht die geringste Mühe, mit mir Schritt zu halten. Wir liefen schweigend den ganzen Weg zurück, bis wir über eine kleine Abkürzung an der Seitenwand des Schlosses aus dem Verbotenen Wald traten. Zu meiner großen Verwunderung verdunkelte sich der Himmel bereits, dabei war mir die Zeit, die ich mit Tom Riddle verbracht hatte, sehr kurz vorgekommen. Es musste sicherlich schon nach vier Uhr sein.

Wir stapften noch immer schweigend durch den Schnee zum Schlossportal. Wir traten ein und gingen Seite an Seite Richtung Treppe, wo wir beide gleichzeitig stehen blieben.

Toms Haare waren nass und nicht ganz so ordentlich gekämmt, wie sonst immer. Ich spürte, dass auch mein Zopf sich fast aufgelöst haben musste, aber mir war egal, wie ich aussah. Tom fixierte mich und schien tief in Gedanken versunken.

„Wir sollten die Regeln ein wenig ändern. Dann wird dir deine ‚Langweile‘ schon vergehen“, sagte er leise und ein seltsamer Schleier, der über seinen Augen lag, ließ ihn plötzlich unberechenbar und irr wirken.

Wir sahen uns stumm an, dann wandte ich mich ab und ging davon. Ich drehte mich zwar nicht um, aber ich spürte, dass er mir nachsah, bis ich am oberen Ende der Treppe um eine Kurve bog. Sein Blick tat beinahe weh und als ich ihn nicht mehr fühlte, entspannte sich meine Muskulatur schlagartig. Plötzlich spürte ich den Hunger und die Erschöpfung, die ich den ganzen Tag nur am Rande meines Bewusstseins wahrgenommen hatte. Und ich fühlte den Schmerz in meinem Oberarm, genau an der Stelle, an der Tom Riddle mich gepackt hatte.

Im Schlafsaal war ich allein und darüber war ich sehr froh. Ich schlüpfte aus meinen klammen Kleidern und ging über die eiskalten Steinfließen Richtung Badezimmer. Die Stille war angenehm, nur das gelegentliche Tropfen eines Wasserhahns durchbrach die Stille. Ich öffnete mit starren Fingern den Verschluss an meinem Rücken und zog mir die steife Unterwäsche vom Körper.

Ich betrachtete meinen nackten Körper im verblichenen, milchigen Spiegel und fuhr gebannt die Umrisse des rot- blauen Flecks auf meinem Arm nach.

Ich hatte keine Ahnung, dass dieses Mal nicht das letzte Mal auf meinem Körper bleiben würde, dass Tom Riddle mir zufügte. Ich hatte keine Ahnung, dass ich Jahre später ein weiteres Mal auf meinem Körper tragen würde. Ein Mal, gegen das ich mich lange widersetzt hatte. Im Endeffekt hatte es keinen Sinn gemacht, mich dagegen zu wehren. Mein ‚Nein‘ war für Tom Riddle noch nie relevant gewesen.

Er hatte es trotzdem getan. Einfach so. Er hatte mich gekennzeichnet. Als die Seine. Für immer die Seine.

Heute brennt das Mal fast jeden einzelnen Augenblick. Ich spüre es, wo immer ich bin, wohin ich auch gehe, was ich auch mache. Es schmerzt und macht es für mich unmöglich auch nur eine Sekunde lang zu vergessen.

Vergessen wäre so leicht.

Grenzen

Eigentlich bin ich ein Mensch, der es hasst festgehalten, festgebunden, angekettet und eingesperrt zu werden. Je mehr man versuchte, mich zu halten, desto heftiger versuchte ich mich loszureißen, so war es schon immer gewesen. Je mehr man versuchte, mich gefügig zu machen, desto stärker wehrte ich mich. Mein Leben gehörte mir, ich gehörte mir und ich duldete es nicht, dass ein anderer über meinen Kopf hinweg entschied, was das Beste für mich sei.

Tom Riddle hatte das gewusst. Und er hatte auch gewusst, wie er sich genau das zu Nutzen machen konnte. Er hielt mich fest, ich war Sein. Das durfte niemand anzweifeln. Ich war die Seine. Sein Eigentum. Sein. Ganz und Gar. Ohne Einschränkungen.

Er hielt mich fest.

Aber kaum drückte ich auch nur ein kleines bisschen zurück, ließ er mich los.

Es war ein perfides Spiel, perfekt ausgeklügelt und durchdacht, ein Katz- und Mausspiel, das wir wie kleine Kinder spielten. Ein Tauziehen. Mal zog der Eine, und der andere musste folgen, mal war es umgekehrt. Ich war sehr oft die Maus, diejenige, die Gezogen wurde, die sich fügen musste.

Aber Tom Riddle verstand es, genau zur richtigen Zeit zur Maus zu werden, loszulassen. Mir zu entgleiten, mich stehen zu lassen.

Allein. In der Kälte. Im Abgrund. Verzweifelt.

Es war der perfekte Plan. Eine perfekte Strategie. Das ist mir heute klar. Er verließ mich immer dann, wenn er wollte dass ich sah, dass ich ohne ihn ein Nichts war. Dass ich ohne ihn nicht leben konnte. Ebenso wenig, wie er es ohne mich konnte.

Wenn er sich sicher sein konnte, dass ich das begriffen hatte, fing er mich wieder ein. Die Fallen schnappten jedes Mal problemlos zu.

Heute sitze ich hier und erinnere mich zurück an mein Leben. Mein Leben mit ihm. Den Rest könnte man wohl kaum als Leben bezeichnen. Der Rest war ein Dasein, mehr nicht.

Ich hasse mich heute so sehr. Ich bin zu einer Frau geworden, wie ich sie nie sein wollte. Ich war abhängig von jemandem. Ich war nicht mein eigener Herr.

Vielleicht würden mich viele bemitleiden, wenn sie meine Geschichte kennen würden. Aber in Wahrheit ist es so, dass ich alle anderen bemitleide. Ich hatte etwas, das nur die wenigstens Menschen in ihrem Leben haben.

*Es will das Licht des Tages scheiden
Nun bricht die stille Nacht herein.
Ach, könnte doch des Herzens Leiden
So wie der Tag vergangen sein!
Ich leg mein Flehen dir zu Füßen
O, trags empor zu diesem Thron
Und lass dich grüßen*

*Es will das Licht des Lebens scheiden
Nun bricht des Todes Nacht herein
Die Stille will die Schwingen breiten
Es muss, es muss in mir gestorben sein
Ach, in deine Hände
Leg ich mein letztes, heißes Flehen
Erbitte mir ein schnelles Ende*

Dann ein selig Auferstehen

Meine Finger verkrampfen sich um das zerknitterte Papier, während ich die verblichenen Worte lese.

Meine Hände sind beinahe so faltig und alt, wie das Papier. Ich streiche mit ihnen über das Blatt, weil ich mir einbilden möchte, dass ich dabei ihn berühre. Er hielt diesen Zettel damals in der Hand und ich habe das Gefühl, er riecht noch heute so stark nach ihm, dass ich meine, ich wäre in seinen Armen.

"Hast du das hier aufgeschrieben?", hatte er mich damals leise gefragt, während er die Augen wieder und wieder über das Papier fahren ließ.

"Ja", hatte ich geantwortet.

Tom war näher an mich heran getreten.

"Was ist das?"

"Ich habe es in einem Buch gelesen", sagte ich und streckte die Hand nach dem kleinen Zettel aus. "Gib es mir zurück!"

Ich hätte erwartet Wut in seinen Augen zu sehen und darauf wäre ich vorbereitet gewesen. Nicht aber auf den alles ertränkenden Schmerz, der mir plötzlich aus ihnen entgegen brüllte.

Mit Wut wäre ich zu Recht gekommen, der Schmerz aber raubte mir alles Denken. Ich wusste nicht, was er bedeutete. Ich hatte keine Ahnung.

Es war der Tag, an dem Tom gegangen war.

Vielleicht war es damals besser so für mich. Ich weiß nämlich nicht, ob ich es ertragen hätte, ihn langsam sterben zu sehen. Zu sehen, was mit ihm passierte, nicht nur in körperlicher, sondern auch in emotionaler Ebene.

Ich weine nicht, wenn ich mein Leben vor mir sehe. Es gibt keinen Grund zu weinen. Ich habe seit jenem einen Tag nicht mehr geweint, an dem Tom mir den letzten Rest meiner Menschlichkeit genommen hatte. Ich glaube ich kann nicht mehr weinen. Etwas ist mit mir passiert. Etwas hat dieses Gefühl, ausgelöscht. Ich habe nicht das Bedürfnis zu weinen. Nur manchmal, ganz selten, da denke ich an diesen Moment zurück, der mich so aufwühlt, dass ich das Gefühl habe zu sterben, weil ich nicht weinen kann.

Der Moment ist eigentlich so unbedeutend und kurz. Für einen anderen würde er nichts bedeuten, aber für mich bedeutet er die Welt.

Als Tom damals auf dem Höhepunkt seiner Macht war, da bat er mich zu gehen. Er bat mich ihn zu verlassen, sonst würde er mich verlassen. Ich stimmte zu und er ging aus dem Raum, in seiner Hand zusammengeknüllt zu einer winzigen Kugel, noch immer jener Zettel. Der Zettel, der ihn zu dieser Entscheidung veranlasst hatte.

Er schnitt mir das Herz heraus und trat es kaputt und gleichzeitig rettete er mich. Er hatte bemerkt, dass es mich zerstörte, an seiner Seite zu sein, er hatte erkannt, was ich erst viel später erkennen würde: Für uns würde es kein glückliches Ende geben. Nicht für uns zusammen. Niemals.

Und deshalb ließ er mich frei. Dass er uns damit beide ins Unglück stürzte, davon hatte er keine Ahnung. Ich glaube, in diesem Moment habe ich erst begriffen, dass er mir genauso gehörte, wie ich ihm. Diese eine Entscheidung machte mir klar, dass Tom Riddle sehr wohl Liebe empfinden konnte, vielleicht sogar viel mehr, als andere Menschen es können.

Ich bin nicht traurig darüber, dass er mich gehen ließ. Ich bin glücklich. Heute. Damals war ich es auch. Irgendwie. Manchmal. Mehr als andere vielleicht.

Ich sitze heute hier und lese den Zettel Tag für Tag. Obwohl ich die Worte kenne. Ich stelle mir eine Frage, tagein, tagaus, während ich auf das stürmische, aufgewühlte, graue Meer blicke:

Gibt es Grenzen im Leben?

Jedes Mal ist es dieselbe Antwort, die mir die Wellen geben:

Ja.

Wenn eine Mutter ihr Kind zu retten versucht, gibt es dann auch Grenzen? Grenzen, die sie nicht überschreiten darf?

Nein.

Aber wenn eine Frau einen Mann liebt, gibt es dann Grenzen?

Ich weiß es nicht.

Ich stelle mir diese Frage schon so lange und weiß doch keine Antwort.

Wenn eine Frau einen Mann liebt, wahrhaftig liebt, wie weit darf sie dann gehen, um ihn zu beschützen?

Bin ich zu weit gegangen? Hätte ich noch weiter gehen müssen?

Hätte ich ihn retten können?

Vor sich selbst?

Hätte ich?

Wird mir vergeben werden? Werde ich ihm vergeben können? Werde ich mir vergeben können?

Gibt es Grenzen, wenn man liebt?

Und wenn ja, hält sich die Liebe an diese Grenzen?

Ich sage: Nie.

Sie respektiert keine Grenzen. Sie sieht keine Grenzen. Sie überschreitet sie. Immer.

Liebe. Die stärkste Macht der Welt. Darf man für sie über Grenzen gehen? Ich habe Grenzen überschritten ohne nachzudenken, ohne abzuwägen, zu überlegen, ohne zu zögern. Ich wollte es und ich tat es. Ich ließ mich nicht aufhalten. Ich kämpfte für mein Leben und für das, an das ich glaubte.

Ich erhebe mich von dem wackeligen Stuhl am Fenster und gehe langsam zur Tür. Ich öffne sie und trete in den Sturm hinaus und ich erinnere mich zurück an den Tag, an dem ich zu weit gegangen bin.

Ich habe die letzte, die höchste Grenze überschritten. Die Grenze, die ein Mensch nicht überschreiten darf.

Ein Wort von ihm genügte, ein Blick, ein wäges Gefühl der Nähe.

Ich habe nicht gezögert und ich habe keinen Blick zurück geworfen.

Als Tom sagte: „Tu es!“

Da tat ich es.

Ich tötete. Ich tötete einen Menschen. Einen Menschen, den ich kannte. Einen Menschen, der mich kannte. Einen Menschen, den ich hasste. Einen Menschen, den ich eigentlich aus tiefstem Herzen geliebt hatte.

Als Tom dann sagte: „Küss mich!“

Da tat ich es.

Und ich meinte das Blut, das an meinen Händen klebte, in unseren Mündern zu schmecken.

Dieser Kuss, irgendwie schaffte er es, dass irgendwie alles wieder gut wurde. Irgendwie. Gerade so.

Seine Finger um meine Taille, auf meinem Rücken, irgendwie gaben sie mir das Gefühl, dass ich irgendwie richtig gehandelt hatte. Irgendwie.

Ich will dich wieder küssen, Tom. Ich will wieder dieses Gefühl haben, dass ich ein guter Mensch bin. Ich

will wieder das Gefühl haben, dass ich Jemand bin.

Ich zerreiße den Zettel und übergebe ihn dem Sturm.

Verrücktsein

Lynn erfuhr wenige Tage nach dem Hogsmeade- Wochenende, dass ich eben jenes mit Tom Riddle verbracht hatte.

Als Deirdre sich im Gemeinschaftsraum kurz über die Lehne meines Stuhles beugte um mich nach dem Treffen zu fragen, zuckte Lynn's Kopf hoch und ich spürte beinahe, wie die Angst die in ihr aufstieg mich zu erreichen drohte. Ich rückte eilig von Deirdre ab und würgte sie damit ab, in dem ich ihr erklärte, es sei nett und unterhaltsam gewesen. Ich war noch nie ein Freund großer Worte gewesen, weshalb Deirdre sich damit zufrieden gab.

Als ich mich wieder umwandte, bemerkte ich aus den Augenwinkeln einen schwarzen Tintenkleck, den meine braune Lieblingsfeder verursacht hatte und der sich quer über mein Pergament erstreckte. Ich fuhr mit dem Finger langsam darüber und verschmierte so die Tinte weiter über das ganze Blatt. Lächelnd hob ich den Kopf und betrachtete Lynn, deren Haar im Feuerschein aschgrau aussah und deren hellblaue, wässrige Augen fast rötlich wirkten.

„Du warst mi... mit Tom Riddle in Hogsmeade?“, fragte sie, während ihre Augen meinen schwarzen Fingern fast hypnotisch über das Pergament folgten.

Ich seufzte, dann begann ich damit meine Hand an der Tischplatte sauber zu wischen, in der Hoffnung Lynn würde dadurch merken, wie wenig ich an einem Gespräch mit ihr interessiert war. Doch Lynn war nicht der Typ Mensch, der andere Menschen gut einschätzen und deren Reaktionen und Gefühle verstehen konnte. Manchmal hatte ich das Gefühl, sie verstünde nicht einmal, was in ihr selbst vorging. Sie war oft in ihren eigenen Welten und Gedanken versunken und schien in ihrer Weltfremdheit vollkommen zu vergessen, dass sie doch irgendwie mit uns anderen in Verbindung stand.

Als ich den Kopf hob, begegnete ich ihrem Blick und seufzte leise.

„Ja, ich war mit ihm in Hogsmeade. Und bevor du auch noch fragst: Es war wie gesagt nett“, erklärte ich, ohne in irgendeiner Weise auf Lynn's verkniffenen Gesichtsausdruck einzugehen.

„Nett?“, tönte eine energische Stimme hinter uns.

Emma, die gerade an unseren Tisch trat, ließ mit einem lauten Knallen ihre Bücher auf die Tischplatte fallen, was Lynn erschrocken zusammenzucken ließ. „Das glaub ich dir aufs Wort, Gwen.“

Ich funkelte Emma, die sich einen Stuhl näher zog an. „Warum so skeptisch?“, fragte ich sie, verschränkte die Arme vor der Brust und lehnte mich desinteressiert zurück.

Emma grinste dreckig.

„Wenn es tatsächlich nett gewesen wäre, dann würdest du dich vermutlich übergeben und dir die Füße ausreißen, weil du deine Zeit mit einer solchen Person verschwendet hast.“

Sie lächelte und obwohl ich zornig über ihre Einmischung war, musste ich es auch. Allein Emmas besserwisserische, tiefe Stimme zu hören, beruhigte mich irgendwie. Sie sprach, als würde alles was sie sagte, sarkastisch und ironisch gemeint sein, einfach ein einziger Witz, ohne Ernst und das es war herrlich erfrischend, gerade wenn die eigentliche Situation so ernst war.

„Du hast ein reichlich schlechtes Bild über nette Personen, Emma“, rügte ich sie spielerisch.

„Im Gegenteil. Ich schätze nette Personen.“

„Und ich hasse sie, sie sind schwach und langweilig.“

Emma lachte laut auf.

„Oh ja, das sind sie“, sagte sie, während sie aus den Augenwinkeln Lynn betrachtete, die ihrerseits mich betrachtete.

„Gut, dass du das auch so siehst“, erklärte ich Emma. „Ich dachte schon, du wärst in diesem Punkt genau so grässlich, wie Flynn.“

Emma lächelte und zeigte mir dabei eine Reihe perlweißer, kleiner Zähne, sie so gerade und ebenmäßig waren, dass sie schon fast zu perfekt erschienen.

„Also war es ‚nett‘ mit Tom, wie?“, fragte sie unverblümt.

Ich zeigte ihr meinerseits die Zähne.

„In der Tat, es war nett. Tom ist der perfekte Gentleman und ich werde ihn heiraten und fünf Kinder von ihm bekommen“, erklärte ich laut, nachdem ich es aufgeben hatte, meine Finger sauber zu bekommen. „Es war Liebe auf den ersten Blick und ich habe mich noch nie so lebendig gefühlt.“

Während Emma schnaubend auflachte, schien Lynn den Sarkasmus in meiner Stimme nicht gehört zu haben.

„Gwen, ich weiß, dass Tom Riddle auf den ersten Blick... perfekt aussehen mag, aber... glaub mir, irgendetwas ist mit ihm.“

Emma schnaubte abermals auf, diesmal jedoch genervt. „Etwas ist mit ihm? Ich bitte dich Lynn. Jeder hier weiß, dass er anders ist. Und genau das ist es, was unsere liebe Gwendolyn so anziehend findet, nicht wahr?“

„Ich finde ihn nicht anziehend.“

„Lüg nicht.“

Emma leckte mit einer schnellen Bewegung ihrer kleinen Zunge über die Spitze ihrer Feder. „Du findest ihn anziehend, und damit ist er der erste. Also muss er etwas besonderes sein.“

Nun war es an mir zu schnauben. „Nicht zwangsläufig. Außerdem ist das einzige, was mir an ihm gefällt die Tatsache, dass man mit ihm reden kann. Und zwar über etwas anderes als Schule und andere Banalitäten.“

„Du findest ihn anziehend. Du bist dir nur zu fein dazu, es dir einzugestehen. Du meinst du stehst über deinen Gefühlen. Aber das stimmt nicht.“

„Ach und was ist mit dir?“ Ich war näher an Emma gerückt und hatte meine Stimme gesenkt. „Du bist genau gleich, meine Liebe und das weißt du.“

Emma lachte hell auf.

„Aber ich würde es mir eingestehen und dem nachgeben, sollte es mir mal passieren. Du hingegen...“, Emma machte eine ausschweifende Bewegung mit ihrer zarten Hand und rückte näher an den Tisch. „Du hingegen würdest dir nie im Leben ein derartiges Gefühl eingestehen. Dazu bist du viel zu stolz.“

Unwillkürlich flammte gewaltiger Ärger in mir auf, denn ich wusste, dass Emma Recht hatte. Ich hatte damals allen Ernstes geglaubt, ich würde diesen Kampf mit mir selbst gewinnen, ich hatte damals geglaubt, ich wäre stärker. Auch Tom Riddle dachte damals noch, er wäre stärker, als jedes Gefühl in ihm, auch er dachte damals, er würde diesen aussichtslosen Kampf gewinnen. Wären wir beide nicht so unnahbar, stur und kalt gewesen, vielleicht hätte uns dann nicht alles so furchtbar überrollt. Vielleicht wäre es nicht so heftig und zerstörerisch gewesen, wenn wir früher oder später nachgegeben hätten.

Es hatte mit einem kleinen Schneeball oben auf einem eiskalten Berg begonnen. Jemand von uns beiden hatte ihn angestoßen und nun preschte er mit lebensgefährlicher Geschwindigkeit den Hang herab. Er wurde größer und immer größer und wir, wir bemerkten es beide nicht. Er rollte und rollte und der Abgrund, der Abgrund nahte.

Ehe ich antworten konnte trat Cecilia hinter Emma.

„Na Gwen, wie war es mit Tom?“, fragte sie laut und blickte auf mich herunter, sehr darum bemüht, den Neid in ihren Augen nicht allzu offensichtlich zu zeigen. Er sprang mir beinahe ins Gesicht.

„Lass mich in Ruhe, Cecilia!“

„Oh, hat er dich sitzen gelassen? Bist du deshalb so schlecht drauf?“ Cecilia betrachtete ihre hübschen Nägel. „Mach dir nichts draus, er ist eben nicht an Mädchen interessiert. Das liegt nicht an dir.“

Ich starrte Cecilia stumm an und überlegte, wie man nur so werden konnte, wie sie. Ich antwortete nicht, jedes meiner Worte an sie wäre pure Verschwendung gewesen.

Im Laufe des Tages wurde ich von mehreren Schülerinnen auf Tom Riddle angesprochen. Mädchen, mit denen ich noch nie gesprochen hatte, kamen plötzlich auf mich zu und teilten mir mit, wie glücklich ich mich schätzen könnte, dem Schulsprecher zu gefallen. Die meisten Mädchen, die Hogwarts zu dieser Zeit besuchten, konzentrierten sich mehr auf die Suche nach einem geeigneten Ehemann, als auf den Unterricht an sich und ich verabscheute diese Mädchen aus tiefstem Herzen. Ich hatte gewiss nicht vor, mein Leben und die Verwirklichungen meiner Träume und Ziele von einem Mann abhängig zu machen, mich ihm unterzuordnen und darauf zu hoffen, er würde es irgendwie bewerkstelligen, dass mein Leben erfüllend und respektabel verlaufen würde. Ich hatte bei meiner Mutter gesehen, wohin das führte und das war ein Ort, an den ich niemals im Leben freiwillig gehen würde. Ich wollte selbst für mich und mein Glück verantwortlich sein.

Am späten Nachmittag bemerkte ich, wie mich einige von Toms häufigsten Begleitern aus den Augenwinkeln beobachteten. Ich saß alleine in der großen Halle und versuchte irgendwie, ihre aufdringlichen Blicke zu ignorieren, nicht ahnend, dass Tom sie damit beauftragt hatte, mich zu beobachten, mir zu folgen und ihm anschließend über jede meiner Bewegungen Bericht zu erstatten.

Tom Riddle selbst sah ich weder beim Essen, noch irgendwo sonst im Laufe des Tages. Er schien wie vom Erdboden verschluckt.

Am darauffolgenden Morgen brachte mir eine der Schulleulen einen orangenen Briefumschlag, den ich noch bevor ich ihn öffnete, als den meiner Mutter identifizierte. Ich spürte Deirdre's besorgten Blick quer über den Tisch und während ich meinen brühheißen Tee in wenigen Zügen austrank, las ich besagten Brief. Er bestand zu großen Teilen aus Vorwürfen und Gejammer. Meine Mutter schrieb von wirren Träumen, die sie in letzter Zeit häufig heimsuchten und die begonnen hatten, als wir sie vor fast zwei Monaten so kaltherzig verlassen hatten. Ich überflog die ersten Zeilen und stockte, als mir plötzlich der Name Tom Riddle ins Auge fiel. Ich faltete ohne auch nur ein weiteres Wort zu lesen das Papier zusammen und übergab es dem großen Waldkauz, der es unter lautem Gekrächze von mir wegbeförderte. Ich setzte den Kelch mit dem Tee grob auf der Tischplatte ab und verzog den Mund, als ich bemerkte, dass ich mich verbrannt hatte.

„Deirdre hat meiner Mutter erzählt, dass ich nicht allein in Hogsmeade war“, erzählte ich Flynn, während ich durch die großen Regalreihen der Bibliothek schritt und meine Bücher an ihren Platz zurückschob, Flynn ging permanent neben mir her, viel zu nahe. So nahe, dass ich ihn riechen konnte. Er roch gut, aber die Tatsache, dass er mir zu nahe war, ließ ihn unerträglich aufdringlich riechen.

„Ja und?“, fragte er mich, während er ausgiebig gähnte.

„Ja und? Sie bildet sich nun gleich wieder weiß Gott was ein. Das alles geht sie doch im Grunde nichts an.“

Flynn strich sich erschöpft über seine schmutzig blonden Haare, die an diesem Morgen in alle Richtungen abstanden. Er wirkte müde und niedergeschlagen.

„Sie ist deine Mutter, Gwen. Was soll da daran so schlimm sein?“

Fünf Minuten später gab ich es auf, noch weiter mit Flynn darüber zu diskutieren. Ich kannte natürlich Flynn's fröhliche, stets gut gelaunte Mutter Herma und begriff, dass Flynn unter dem Begriff Mutter etwas völlig anderes verstand, als ich. Seine Kindheit war von jeher viel einfacher gewesen, als die meine. Seine Eltern waren glücklich miteinander, mit seinen beiden Brüdern verstand er sich prächtig und seine Mutter hatte ihn bei jeder noch so kleinen Verletzung liebevoll an ihren fülligen Leib gepresst und liebevoll getröstet. Die Umarmungen mit meiner Mutter konnte ich an einer Hand abzählen. Sie waren knochig und hart gewesen, und so verzweifelt, dass ich im Laufe der Zeit gelernt hatte, ihnen aus dem Weg zu gehen. Irgendwie meinte ich plötzlich einen bitteren Geschmack auf meiner Zunge zu spüren, den ich jedoch gekonnt hinunterschluckte.

Flynn begann vom Samstag in Hogsmeade mit Deirdre zu erzählen und ich weiß, ich hätte mich für sie freuen sollen, aber ich konnte es nicht.

Ich glaube, ich liebte Flynn damals. Irgendwie. Ich glaube ich liebe ihn auch heute noch. Irgendwie. Oder

zumindest die Erinnerung an ihn. Die Erinnerung an den fröhlichen Jungen, der mich im Sommer mit Wasser bespritzte und im Winter mit Schneebällen bewarf. Die Erinnerung an den Jungen der mir zum siebzehnten Geburtstag einen mausgrauen Kater schenkte und mir erklärte, irgendwie sei es schade, dass er nicht mit diesem Tier tauschen könne, das sich in diesem Moment auf meinem Schoß räkelte. Die Erinnerung an diesen Jungen, der die Gabe hatte aus alltäglichen Dingen etwas Wundervolles zu machen, durch eine Geste, einen Gesichtsausdruck, durch ein Lächeln oder allein durch seine bloße Anwesenheit. Diese Erinnerungen, die sind mir sehr teuer. Und wenn Tom nicht gewesen wäre, vielleicht läge dann Flynn heute anstatt des alten Katers in meinen Armen und würde mir an seiner statt die Zuwendung geben, die ich brauchte, um überhaupt noch irgendwie weiterleben zu können.

Die Wahrheit ist, dass ich Flynn gar nicht verdiente. Das akzeptierte ich und es tat weh zu sehen, dass er das nicht verstand.

Ich glaube, ich liebte Flynn, aber ich glaube es war einfach nicht genug.

Flynn fragte nicht nach Tom, aber die Tatsache, dass jeder seiner Blicke nach einer Auskunft über Tom schrie, störte und ärgerte mich mehr, als wenn er mich einfach gefragt hätte.

„Ich bleibe über Weihnachten übrigens hier“, eröffnete mir Flynn zögernd, während er sich weit nach oben streckte um für mich ein Buch zurück ins Regal zu stellen. „Meine Eltern fahren zu meinem Bruder und seiner Frau und da will ich nicht mitfahren.“

Ich verbot mir böse auf ihn zu sein und nickte nur leicht. „Wieso fährst du nicht mit Deirdre mit zu uns? Mama würde sich freuen“, sagte ich ohne ihn anzusehen.

Flynn blieb stehen und sah mit einer Spur von Zorn auf mich herunter. „Ich wusste dir würde nicht passen, dass ich bleibe. Keine Ahnung warum, aber ich nerve dich. Das weiß ich. Nur verstehe ich es einfach nicht.“ Seine Stimme war lauter geworden.

Ich blieb ebenfalls stehen und heftete meinen Blick auf sein unordentlich aus der Hose hängendes Hemd. „Flynn, du nervst mich nur manchmal, wirklich, und ich finde es ist nett, dass du hier bleibst, dann bin ich wenigstens nicht allein an Weihnachten.“

Schon während ich sprach musste ich lachen und Flynn fiel wenige Sekunden später ebenfalls ein.

„Obwohl das eine glatte Lüge war, und eine schlechte noch dazu- ich kann dir nicht böse sein.“ Ich spürte seinen Atem auf dem Gesicht, als er näher trat. „Allein, dass du versucht hast mich zu überzeugen, ist zumindest für dich eine unglaublich nette, wenn auch klägliche Geste.“

Ich lachte noch immer, während mir Flynn das nächste Buch aus der Hand nahm, um es ins Regal über mir zu schieben.

„Ihr klingt immer alle so als wäre ich der unsympathischste Mensch schlechthin“, sagte ich trocken, während ich auf Flynns Schulterblätter starrte. „Dabei bin ich nur ehrlich.“

„Du bist grausam, Gwendolyn.“

„Pah. Es ist wohl besser, wenn ich dich mit der Wahrheit verletzte als dass ich dich mit irgendeiner lahmen Lüge irgendwie aufheitere. Finde ich zumindest.“

Flynn drehte sich grinsend um und nickte.

„Irgendwie hast du da tatsächlich Recht“, meinte er nachdenklich, während er mich anstarrte. „Soll ich dir einen Rat geben, Gwen?“

„Wenn es dir nichts ausmacht, dass ich ihn sowieso nicht befolge, dann darfst du, ja.“

„Lass die Haare offen.“

Ich starrte ihn überrascht an, dann begann ich zu lachen, ehe ich jedoch etwas erwidern konnte, trat hinter Flynn plötzlich eine große Gestalt zwischen den Regalreihen hervor.

Tom Riddle musterte erstaunt mein lachendes Gesicht, während er an uns vorbei schlenderte und sich an einem der Tische nicht weit von uns niederließ. Sein Gesicht lag im Schatten und ich konnte es im Dämmerlicht der Bibliothek nur erahnen. Ich erstarrte und spürte, wie sich ein eisernes Band um meine Brust wob.

„Außerdem würde ich nur über meine Leiche zu dir nach Hause fahren. Versteh mich nicht falsch, aber deine Mutter...“, Flynn fuchtelte hilflos mit seiner Hand vor meinem Gesicht herum. „Deine Mutter ist nicht gerade das, was ich als einen angenehmen Menschen bezeichnen würde.“

Ich spürte Toms Blick auf mir und ich wusste, dass er zuhörte. Ich räusperte mich und verbot es mir, Emmas Vermutung in irgendeiner Weise zu bestätigen.

Ich merkte wie sich meine Miene verfinsterte.

„Was glaubst du, warum ich hier bleibe.“

Flynn begann zu lächeln. „Wir könnten zu zweit irgendwohin fahren, weißt du. Einfach ein paar Tage ans Meer oder sonst wohin. Ganz egal. Einfach weg.“

„Einfach weg? Hast du den Verstand verloren?“ Mein Blick zuckte kurz zu Tom Riddle, der gemächlich in einem Buch blätterte und so tat, es gäbe es uns nicht.

Flynn sah mich nachdenklich an.

„Ja, wieso denn nicht? Bin ich eben verrückt, du bist es doch auch! Komm schon, das wäre einmal etwas Spannendes in unserem Leben.“

Kaum dass er das gesagt hatte, da wusste ich, dass ich es auch wollte. Ich hatte dieses Gefühl oft. Manchmal wachte ich nachts auf fühlte mich so klaustrophobisch, dass ich den beengenden Schlafsaal verlassen musste, um wieder zur Ruhe zu finden und manchmal, wenn ich inmitten einer großen Menschenmenge stand, da fühlte ich mich plötzlich so schrecklich allein und einsam, dass ich das Gefühl hatte, schreien zu müssen. Aber am schlimmsten war es, wenn ich irgendwo draußen stand, auf einer weiten Fläche. Dann kam mir plötzlich alles so unglaublich sinnlos und bedrückend eng vor, dass ich mir fest vornahm, es eines Tages zu wagen. Ich würde ausbrechen.

Die altbekannte innere Stimme war natürlich wie immer stärker.

„Ach ja? Und was würde Deirdre dazu sagen?“, versuchte ich mich selbst von diesem absurden Hirngespinnst abzubringen.

Flynn zuckte mit den Schultern. „Das spielt für dich doch sowieso keine Rolle.“

„Sie ist meine Schwester Flynn, natürlich spielt das eine Rolle für mich.“ Ich setzte mich mit meinem Bücherstapel auf die Kante des Tisches hinter mir und reichte Flynn ein weiteres Buch, das er mithilfe seines Zauberstabes an seinen Platz beförderte. „Außerdem, wo sollten wir schon hin?“

Erstaunt darüber, dass ich mich darauf einließ trat Flynn näher an mich, sodass seine Hüfte beinahe meine nackten Knie berührte.

„Wohin du willst. Wir müssten es ja niemandem sagen. Ich habe noch Flohpulver vom letzten Jahr in meinem Schlafsaal.“ Seine Augen begannen wunderschön zu glänzen und er sah aus wie ein kleiner Junge. Er sah aus wie damals, als er mein einziger Freund gewesen war.

Ich ertappte mich dabei, wie ich begann an der Idee nun ernsthaft gefallen zu finden. Einfach weg, niemand würde wissen, wo wir sein würden. Einfach weg. Einfach weg. Ehe ich mich versah, gewann in mir die unvernünftige Seite Oberhand.

„Nur für zwei, drei Tage. In Hogwarts würde das in den Ferien ohnehin niemand merken.“

Flynn war nun so Feuer und Flamme, dass er langsam damit begann mich anzustecken. Er stand direkt vor mich und seine Augen blitzen mich erwartungsvoll an und ich spürte mehr, als dass ich es bewusst tat, dass ich nickte. Und plötzlich fühlte ich mich unglaublich frei. Plötzlich wusste ich wieder, warum ich Flynn so mochte. Er war so herrlich unkompliziert und freimütig, dass ich mir an seiner Seite manchmal ebenso

vorkam. Irgendwie schaffte er es, dass ich mich selbst mochte in seiner Gegenwart. Vielleicht mochte ich ihn oft nicht, aber mich mochte ich, wenn ich mit ihm zusammen war. Ich war ein freier Mensch, wenn ich mich mit ihm unterhielt und er brachte es fertig, dass ich zu einer anderen wurde, an seiner Seite. Es war ein herrliches Gefühl, sich selbst zu mögen.

„Tun wir es“, sagte ich schlicht.

Flynn starrte mich einige Sekunden lang so perplex und irritiert an, dass ich schon wieder lachen musste. Ich spürte, dass er drauf und dran war, mich in seine Arme zu reißen, und so drückte ich ihn vorsichtshalber zurück und stand auf. Ich strich meinem Rock glatt und wartete auf die kleine Stimme in mir, die mir sagen würde, dass das alles eine hirnrissige Idee war. Sie kam aber nicht und ich wusste, dass Flynn diese Stimme in mir zum Schweigen gebracht hatte.

„Wir tun es.“ Flynn nickte, wie um es sich selbst ein weiteres Mal bestätigen zu müssen. „Wir tun es, Gwendolyn. Wir tun es wirklich.“

Ich drückte ihm schmunzelnd die letzten Bücher in die Hand, während ich meinerseits zwei Bücher packte und sie ins Regal hievte. „Ja, schon gut. Und jetzt beeil dich. Ich hab gleich Zaubertänke.“

Tom Riddle, der nachdenklich lächelnd an seinem Tisch saß und uns mäßig interessiert nachblickte hatte ich vollkommen vergessen.

Wenn ich heute an diese Szene in der Bibliothek zurück denke, dann kann ich gar nicht fassen, wie schrecklich naiv und dumm ich damals war. Wie konnte ich nur das Leuchten in Flynns Augen missverstehen? Wie konnte ich nicht begreifen, wie sehr er mich wollte? Wie konnte ich nur nicht erkennen, wie verzweifelt er wollte, dass ich ihn wollte?

Und wie, wie konnte ich verdammt noch einmal vergessen, dass Tom Riddle dort saß?

Natürlich ist man im Nachhinein betrachtete immer klüger, das weiß ich. Aber wie kann ich heute mein Leben nur ertragen, wenn ich in jeder einzelnen meiner Handlungen erkenne, dass ich allein die Schuld an all dem trage, was passiert ist? Ich war es, die sich selbst in Tom Riddle‘ s Hände legte, ahnungslos und dumm. Ich war es selbst.

Diese Finsternis heißt nicht Tom Riddle. Diese Finsternis trägt nicht seinen Namen. Diese Finsternis, diese Finsternis, sie trägt meinen Namen.

Gwendolyn Goodale.

Wie hatte ich ihn nur vergessen können, damals? Wie hatte ich nur glauben können, dass irgendwann alles gut werden würde?

Ich habe Flynn damals zugestimmt, und das, das würde mich noch teuer zu stehen kommen lassen.

Falle

„Entschuldigung, Professor. Dürfte ich kurz stören?“

Mein Kopf zuckte hoch. Es war seine Stimme, die durch die eisigen Kerker drang und alle aufhorchen und in ihrem Tun innehalten ließ. Einen Moment herrschte absolutes Schweigen, nur das geheimnisvolle Blubbern der Kessel erfüllte den Raum.

Ich spürte, wie sich meine Finger fester um die eiserne Kelle in meiner Hand schlossen. Alle Köpfe wandten sich um, meiner blieb starr nach vorne gerichtet.

Nachdem ich die Bibliothek an Flynns Seite verlassen hatte, hatte er darauf bestanden, mich in die Kerker hinunterzubegleiten, wo ich gerade noch verhindern konnte, dass er mich zum Abschied umarmte. Die ganze Stunde lang lagen meine Gedanken bei Flynn und mir das einzugestehen, war nicht leicht und ärgerte mich sehr. Noch mehr ärgerte mich allerdings, dass ich mich auf die Weihnachtsferien freute, mich tatsächlich darauf freute, Zeit mit ihm zu verbringen, mit dem Jungen, der irgendetwas mit mir anstellte, das ich nicht begreifen konnte. Mitten in meine abstrusen Gedanken hinein, hatte es dann plötzlich laut gegen die eiserne Tür des Kerkers gepocht und kurz darauf änderte sich alles.

„Oh, Tom. Was für eine nette Überraschung Sie hier zu haben.“

Professor Slughorn watschelte nach hinten um Tom überschwänglich zu begrüßen.

Wir alle wussten, dass Tom Riddle Slughorns Lieblingsschüler war, vielleicht sogar der Liebling aller Lehrer. Er hatte dieses seltene Talent, mit dem er sich bei jedem Menschen in seiner Umgebung einschmeicheln konnte, ohne dass es als aufdringlich oder unpassend erachtet worden wäre. Hinzu kam, dass er sehr klug war, klüger, als die meisten in seiner Jahrgangsstufe, und dass er aufmerksamer zuhören konnte, als irgendjemand sonst. Nach außen hin, war er perfekt. Und nichts anderes. Er war der typische, strebsame, etwas eigenartige, zurückgezogene Junge, von dem die Lehrer einander hinter vorgehaltener Hand prophezeiten, eines Tages würde etwas Großes aus ihm werden. Dass sie in diesem Fall mehr als Recht behalten würden, davon hatten sie alle freilich noch keine Ahnung.

Später würden sie sich alle erschüttert zeigen, den typischen Satz auf der Zunge: „Er war so ein ausgezeichneter Schüler, wer hätte das nur kommen sehen?!“ Dabei würden sie ihre Köpfe schütteln, nicht fähig dazu, zu begreifen, wie sehr sie sich alle getäuscht hatten. Und insgeheim hatte jeder von ihnen dieselbe Angst tief in sich, die Angst, Tom Riddle könnte sie eines Tages aufsuchen, um sich an ihnen zu rächen. Einzig und allein Professor Dumbledore hob sich von ihnen allen ab. Er war der einzige, der Tom Riddle niemals getraut hatte.

Ich wandte meinen Kopf und versuchte sein Gesicht durch die dichten Nebelschwaden, die über den Kesseln schwebten, auszumachen.

„Was kann ich für sie tun, Tom?“, fragte Slughorn, während sich seine dicken, bleichen Finger freundschaftlich um Toms Schulter schlossen.

Tom kaschierte den Spott über Slughorn in seinen Augen so gut, dass ich mir sicher war, dass niemand bis auf mich ihn bemerkt hatte.

Er lächelte freundlich und strich sich über das Kinn. „Wenn es Ihnen nichts ausmacht, Professor, dann würde ich mir gerne Miss Goodale kurz ausleihen.“

Ich drehte blitzschnell meinen Kopf zurück und beugte ihn tiefer über meinen Kessel. Ich hörte Lynn leise auf keuchen und ich spürte, wie sich plötzlich alle Blicke im Raum mir zuwandten. Mein Rücken versteifte sich und ich wandte mich langsam wieder um.

„Miss Goodale?“, fragte Professor Slughorn überrascht, während er seinen Blick durch den mit Dampf

erfüllten Raum fahren ließ. „Aber sicher, sicher Tom. Was für eine Frage. Zwei so kluge Schüler.“

Professor Slughorn nickte wohlwollend, dann entdeckte er mich und bedeutete mir mit einem eifrigen Wink seiner Wurstfinger aufzustehen. Einen Moment rührte ich mich nicht, dann richtete ich meinen Blick auf Tom. Er sah mich ungeduldig und drängend an und in seinen Augen loderte etwas, für das ich keinen Namen fand. Ich spürte den erwartungsvollen Blick Slughorns und kam zu dem Schluss, dass es keinen Zweck hatte, mich zu widersetzen. Ich knallte meine Kelle auf den Tisch und wischte mir die schmutzigen Hände am Umhang ab. Dann strich ich mir die unordentlichen, aus dem Zopf losgelösten Haare zurück und schritt langsam Richtung Tür. Das leise Tapsen meiner Schritte wurde von den Steinwänden des Kerkers monoton zurückgeworfen und erfüllte den ganzen Raum. Tom wandte nicht eine Sekunde den Blick von mir ab und ich begann mich sehr zu meinem eigenen Missfallen unwohl zu fühlen. Ohne ihn eines Blickes zu würdigen schritt ich an Tom vorbei nach draußen in den dunklen Flur.

„Lassen sie beide sich nur Zeit, Tom. Keine Eile“, versicherte Slughorn hinter meinem Rücken, kurz bevor er mit einem Augenzwinkern die Kerkertüre schloss.

Ich drehte mich zu Tom um und verschränkte abwehrend die Arme vor der Brust.

„Was soll das?“, fragte ich zornig und funkelte ihn an. „Hättest du nicht bis nach der Stunde warten können?“

Er musterte missbilligend meinen verdreckten Umhang, dann bedeutete er mir mit einer ungeduldrigen Geste, ihm um die nächste Biegung des Ganges herum zu folgen. Genervt und unzufrieden registrierte ich, dass mich sein andauernder Blickkontakt mit mir wirklich nervös zu machen schien.

„Du bist wieder wütend auf mich“, stellte Tom nach einigen Sekunden Schweigen fest.

„Sag einfach was du willst“, murrte ich nur ungeduldig zurück, in der Hoffnung, ihn und dieses Gefühl in mir so schnell wie möglich wieder loswerden zu können. Während ich meinen Blick starr auf die nackte Steinmauer hinter ihm gerichtet hielt, tönte sein leises Lachen durch den leeren Gang und in meinem Nacken stellte sich sie Haare auf.

„Warum bist du wütend?“, fragte Tom und tat, als wüsste er es wirklich nicht.

Ich presste die Lippen aufeinander.

„Ich gehe“, sagte ich, während ich mich halb umdrehte und einen Schritt von ihm fort machte.

Ich sah es nicht wirklich kommen, aber seine Finger stießen nach vorne und schlossen sich fest um meinen Oberarm.

„Du gehst nicht“, zischte Tom.

Ich zuckte zurück und wurde unsanft zurückgerissen und beinahe wäre ich gegen ihn gestolpert, doch Tom hielt mich mit derselben groben Bewegung, mit der er mich zurückgezogen hatte, einen Schritt von sich entfernt.

„Du sagst mir jetzt, warum du wütend bist, dann sage ich dir was ich will und dann erst gehst du, hast du verstanden?“ Seine Stimme war nicht mehr als ein Flüstern, doch sie hätte nicht bedrohlicher klingen können.

Irgendwie hatte ich bereits gewusst, dass er anders sein konnte, aber trotzdem stockte mir einen kurzen Moment der Atem und mein Blut gefror in meinen Adern zu hartem, kaltem Eis. Genau diese Kombination von Freundlichkeit und Grausamkeit machte Tom Riddle schon immer so angsteinflößend. Ich habe ihn morden gesehen, mit einem verständnisvollen Lächeln auf dem Gesicht, ich habe gesehen wie er folterte und quälte, vor Freude brüllend. Und ich habe erlebt, wie er mir sagte, dass er mich liebte, während er mir wehtat und mich anschrte.

Ich versuchte, meinen Arm zurückzuziehen, doch Toms Finger schlossen sich nur noch fester darum. Er tat mir weh, aber ich glaube nicht, dass er das in diesem Moment merkte und ich war ganz sicher auch nicht

gewillt, es ihm zu zeigen.

„Ich fragte ob du das verstanden hast?“, drang seine Stimme in mein Bewusstsein, das sich einen Moment lang vor seiner Umgebung verschlossen hatte um es mir möglich zu machen, die Situation zu begreifen. Mein Körper spürte damals besser als mein Gefühl, dass ich in Gefahr war. Mein Körper half mir.

Blitzschnell zuckte mein Arm zu meiner Umhanttasche und tastete nach meinen Zauberstab.

„Den hast du drinnen auf deinem Tisch liegen“, erklärte mir Tom ruhig.

Ich hielt in meiner Bewegung inne und hob nun den Kopf, um ihn anzusehen. Seine Augen funkelten zur mir herunter und ich erkannte, wie sehr es ihm Spaß machte, wie sehr es ihm gefiel, Macht über mich zu haben.

„Nun?“, fragte er abwartend und sah mich lauernd an.

Ich drückte meine Kiefer fest zusammen, dann versuchte ich ein letztes Mal meinen Arm freizubekommen. Ich merkte schnell, dass ich keine Chance hatte. Er war mir nicht nur körperlich haushoch überlegen, auch sein Blick allein ließ meine Glieder erstarren und meine Muskeln ihren Dienst versagen.

„Ich mag es nicht, wenn die anderen mitbekommen, dass ich mit dir zu tun habe“, presste ich hervor, während ich ihn hasserfüllt anstarrte. „Deshalb bin ich wütend.“

Toms Gesicht wandelte sich innerhalb weniger Sekunden zu einer freundlichen, glatten Maske.

Im einen Moment brüllte er, im nächsten Moment sprach er liebevoll. Im einen Moment folterte er, im nächsten streichelte er. Er tötete und keine zehn Minuten später lag ich in seinem Bett in seinen Armen und seine Lippen auf meinen. Und das war das schlimmste an all dem: Ich hatte keine Angst vor ihm, ich hatte Angst vor mir selbst. Meine Reaktionen auf seine Taten waren nicht normal. Ich reagierte nicht, wenn er tötete. Ich lief nicht fort und drehte auch nicht meinen Kopf beiseite, wenn er mich küssen wollte. Ich hatte Angst, dass etwas tief in mir drinnen geschehen würde, ohne dass ich es mitbestimmen durfte. Ich hatte Angst, dass ich mich veränderte, ohne es zu merken.

„Nun eigentlich müsste es umgekehrt sein nicht?“, antwortete Tom mir höflich und ließ seine Hand fester zudrücken. Ich verkniff mir ein Keuchen. „Ich hätte dich nicht so eingeschätzt, als dass es dich interessiert, was die anderen denken.“

„Tut es nicht“, gab ich wütend zurück. „Nur nerven mich die Blicke und Fragen.“

„Die sind in der Tat mehr als nur nerv tötend“, stimmte Tom zu und lockerte seinen Griff etwas. „Hättest du denn etwas dagegen wenn sie denken würden, wir wären ein Paar, Gwendolyn?“

Ich schnaubte auf. „Das hätte ich in der Tat, ja. Und du sicher auch.“

Tom verstärkte plötzlich wieder seinen Griff. „Je länger ich darüber nachdenke, desto weniger würde es mir etwas ausmachen. Du bist schön und mein Ansehen würde durch dich sicher noch größer werden.“ Sein Blick entglitt ins Leere und irgendwie wirkte er plötzlich ganz anders als noch vor einigen Minuten.

„Dein Ansehen?“, spottete ich. „Dein Ansehen würde steigen? Dein Ansehen bei wem bitte?“

Tom schüttelte abweisend den Kopf. „Das tut jetzt nichts zur Sache, vielleicht komme ich später darauf zurück“, erklärte er mir gedehnt, während er mich gegen die Wand schob.

Ich lächle heute, wenn ich mich daran zurückerinnere. Auch wenn es in diesem Moment absolut nichts zu lachen gab. Aber es ist amüsant, wenn ich daran denke, wie ich einige Zeit später wieder von ihm gegen eine Wand gedrückt werden würde. Aus vollkommen anderen Gründen. Welch Ironie.

Tom stand sehr nah vor mir. Ich definierte Nähe schon immer so, dass ich, sobald ich jemanden riechen konnte, denjenigen als zu nahe erachtete. Ich ertrug die Gerüche fremder Menschen nicht, ekelte mich vor ihnen und empfand sie als aufdringlich und falsch. Aber gleichzeitig beurteilte ich sie danach. Es gab nur sehr

wenige Menschen in meinem Leben, deren Geruch ich mochte. Tom Riddle war einer davon.

Ich hob meinen Blick und ließ ihn über sein Gesicht wandern, so wie er es bei mir gerade tat. Ich suchte nach etwas in seinem Gesicht, das mir zeigen könnte, dass alles was gerade geschah nur ein schlechter Scherz war. Aber da war nichts, an dem ich mich hätte festhalten können. Kein Lächeln, kein Zucken im Mundwinkel. Seine Augen waren kalt und schrecklich leer und seine Lippen, feucht und voll, hatte er zusammengepresst. Eine Strähne seines schwarzen Haars hatte sich aus seiner üblichen Frisur gelöst und viel ihm in die Stirn. Ich merkte, dass er es nicht mochte, dass ich ihn so genau betrachtete, vor allem, als ich ihm fester in die Augen blickte. Etwas geschah in ihm, als ich nicht wie sonst den Blick zu Boden senkte. Etwas sehr, sehr Erstaunliches geschah, er wendete den Blick ab. Sichtlich widerwillig und unzufrieden zwar, aber er riss sich von meinen Augen los und heftete seinen Blick auf den weißen Kragen meiner Bluse.

„Nun zu meinem eigentlichen Anliegen“, sagte Tom und hielt einen Moment inne, ehe er mit einer seltsam fremd klingenden Stimme weitersprach.

„Ich möchte dich gerne fragen, ob du mich nach Little Hangleton begleiten möchtest, Gwendolyn. Dort ist meine Mutter aufgewachsen musst du wissen und ich möchte mir ihr Elternhaus ansehen.“

Ich meinte ich hätte mich verhört. Einen Moment hielt ich den Atem an, dann begannen die Alarmglocken in mir zu schrillen. Tom Riddle schien fest damit zu rechnen, dass ich ja sagen würde, sonst hätte er mich nie gefragt. Er hatte etwas gegen mich in der Hand, das erkannte ich sofort.

„Wie stellst du dir das vor?“, fragte ich ihn abweisend, während ich überlegte.

Und plötzlich, da fiel es mir wie Schuppen von den Augen.

Flynn.

Es war so logisch. So klar und unkompliziert. Ich wusste, ich war gefangen.

Tom lächelte. „Nun, ich denke, du weißt schon wie. Wir könnten es wohl so anstellen, wie du und dieser Gryffindor- Junge. Natürlich mit etwas mehr Planung und Stil, aber im Großen und Ganzen, dürfte das klappen.“

Ich erkannte meinen Fehler. In diesem Moment erkannte ich, wie dumm ich gewesen war. Ich überlegte fieberhaft, wie ich mich noch aus dieser Geschichte herauswinden könnte, wohl wissend, dass ich schon verloren war.

„Du hast absolut nichts in der Hand, Tom“, meinte ich schließlich zuckersüß lächelnd und wand mich nun vollkommen aus seinem Griff, sodass ich endlich zurücktreten konnte. Ich war froh darüber, den feuchten, leicht muffigen Geruch des Kerkers wieder in meiner Nase zu riechen. Ich sog begierig den modrigen Geruch ein, um so den seinen aus meinem Kopf zu verbannen, was mir allerdings nicht so wirklich gelang.

Natürlich wusste ich, dass es für ihn keine Rolle spielte, ob er Beweise hatte oder nicht, aber ich ertrug es einfach nicht, jetzt kampflös aufzugeben. Mich ihm auszuliefern, ohne Widerstand. Er stand nicht einmal einen Schritt von mir entfernt und genoss es. Er führte in unserem kleinen Spiel. Er führte ganz eindeutig.

„Gwendolyn, ich glaube du weißt, dass ich es auf jede erdenkliche Art und Weise schaffen würde, dass er von der Schulde fliegt. Dafür brauche ich keinerlei Beweise.“

„Flynn und ich haben nichts verbotenes getan.“ sagte ich, obwohl ich natürlich wusste, dass mir das nicht helfen würde. Tom lächelte höhnisch.

„Was du mit diesem Jungen machst ist mir gleichgültig“ antwortete er tonlos. „Aber du machst was ich sage, oder er fliegt von der Schule.“

„Ich komme nicht mit dir.“

Sein Lächeln und seine freundliche Miene waren so falsch, dass ich eine Gänsehaut bekam.

„Du verstehst erheblich langsamer, als ich es mir erhofft hatte“, erklärte mir Tom ungeduldig. „Aber ich

werde es dir ein weiteres Mal erklären: Du kommst in den Weihnachtsferien mit mir nach Little Hangleton, zwei, drei Tage, nicht länger, und du wirst mich in dieser Zeit unterhalten und dafür sorgen, dass ich mich nicht langweile. Machst du das nicht, dann macht mir das natürlich auch nichts aus, aber der Gryffindor fliegt.“ Er lächelte mich an. „Es liegt ganz bei dir. Es ist ganz unkompliziert und ganz einfach.“

Ich hatte ihm schweigend zugehört, und natürlich hatte ich verstanden. Aber ich begriff es nicht. Noch nie hatte eine andere Person, Flynn ausgenommen, auf meine Gesellschaft bestanden, geschweigen denn mich dazu aufgefordert, Zeit mit ihr zu verbringen. Warum wollte Tom Riddle, dass ausgerechnet ich mit ihm kommen sollte? Was erwartete er sich davon?

„Was verstehst du unter unterhalten?“, fragte ich kalt und verbot es mir, ihm in die Augen zu blicken. Er lächelte. „Oh, keine Sorge. Ich möchte dich einfach nur dort haben. Mich mit dir unterhalten, dir zusehen.“

„Mir zusehen?“ Meine Augen verengten sich zu Schlitzen. „Glaubst du ich bin dein persönliches kleines Versuchstierchen, an dem du menschliches Verhalten studieren kannst? Das ist pervers und krank!“

Toms Lächeln wurde breiter. „Ich bin weder krank noch pervers, aber mich plagt etwas viel Schlimmeres, Gwendolyn: Langeweile.“ Sein Lächeln wurde beinahe wehmütig. „Ich langweile mich sehr schnell. Ich habe wenig in meinem Leben, was mich zu unterhalten vermag, wenige Dinge, die mich interessieren. Ist es da ein Verbrechen, wenn ich an dem festzuhalten versuche, das mich aus dieser Lethargie herausreißen kann?“

Ich verzog spöttisch den Mund.

„Ach, und dieses etwas, das soll ich sein? Ich muss dich enttäuschen: Ich bin ein schlechter Unterhalter und ganz sicher nicht dazu geeignet, jemandem die Lebenslust zurückzugeben, wo ich eigentlich selbst kaum eine habe.“

Ich biss mir auf die Zunge, fassungslos darüber, ihm das preisgegeben zu haben.

Toms Augen begannen zu flackern, er ging jedoch nicht darauf ein. „Alles was ich möchte ist lediglich, deine Gegenwart. Du musst nicht einmal sprechen, wenn du das nicht möchtest.“

Ich verschränkte abermals die Arme vor der Brust und merkte, wie ich mit jedem seiner Worte weiter von ihm abgerückt war. Der Gang war schmal und dunkel und ich hatte das Gefühl, seine Präsenz würde mich schier erdrücken.

„Ich habe keine Lust darauf, deine Launen über mich ergehen zu lassen und ich bin mir sicher, du findest jemanden, der besser dazu geeignet ist, dir Freude zu bereiten.“ Ich blickte ihn hochmütig an und versuchte zu ignorieren, wie er näher trat.

„Nein, ich glaube nicht, dass mir in dieser Sache ein anderer behilflich sein könnte. Was ich suche, das kann mir kein anderer geben, Gwendolyn.“

Ich starrte ihn an und verbot meinen Gedanken, die Worte in meinem Kopf näher zu betrachten, mit ihnen zu spielen, sie umzuformen und vielleicht sogar Gefallen an ihnen zu finden.

Seine Pupillen waren geweitet, rabenschwarz und voller Tiefe. Ein kleiner Abgrund tat sich in ihnen auf und ich merkte, wie ich den Halt zu verlieren begann.

„Warst du schon einmal in Little Hangleton?“, fragte Tom mich unvermittelt, so als würde er sich bei einem alten Freund nach dessen Reiseziel erkundigen.

Die Frage kam so plötzlich, dass ich sie unwillkürlich beantwortete, ohne mich zu widersetzen, ohne nachzudenken.

„Nein“, sagte ich.

Tom nickte. „Ich war erst einmal dort. In den Sommerferien nach meinem fünften Jahr. Ich habe das Haus meiner Großeltern und meines Vaters besucht. Sie hatten ein sehr schönes Anwesen, mit einem

wunderschönen Garten und vielen Bediensteten. Ganz anders, als das Haus meiner Mutter denke ich.“ Tom lächelte und der Abgrund in seinen Augen tat sich weiter auf.

Ich merkte, wie sehr er plötzlich in Gedanken vertieft war und vielleicht hätte ich eine Chance gehabt, hätte ich in diesem Moment versucht, an ihm vorbeizukommen. Aber er hatte es fertiggebracht, mich neugierig zu machen und ich blieb wo ich war. Ein weiterer Fehler, den ich machte, ohne es wirklich zu bemerken. Tom wob sein Netz um mich, spinn mich ein in seine Geschichte, in sein Leben und ich verstrickte mich immer mehr in diesem Gefängnis, das mich unerbittlicher gefangen hielt, als Gitterstäbe es jemals vermocht hätten.

„Bist du wegen deinem Vater dort gewesen?“, fragte ich Tom, der mich daraufhin plötzlich ganz seltsam ansah. „Du hast erzählt, er ist gestorben, als du sechzehn warst. Bist du deshalb dorthin gegangen?“

Tom begann versonnen zu lächeln. „Ja, ich bin wegen ihm gekommen“, sagte er nachdenklich und irgendwie schien ihm diese Aussage sehr zu gefallen. Er lachte nun richtig laut. „Ja, wegen ihm bin ich gekommen“, wiederholte er noch einmal und sah mich interessiert an. „Und nun möchte ich das Haus meiner Mutter sehen. Das ist doch verständlich, oder nicht?“

„Du hättest mich auch ganz einfach höflich fragen können, dich zu begleiten, anstatt mich zu erpressen.“

„Du hättest mich abgewiesen.“

„Ja, hätte ich.“

„Eben.“ Tom zuckte mit den Schultern. „Was hätte mir das also gebracht?“

Ich lächelte. „Du hättest vielleicht begriffen, dass du nicht immer über jeden und alles bestimmen kannst. Das wirst du irgendwann ohnehin lernen müssen.“

Nun war es an Tom zu lachen. Sein ganzer Körper bebte und ich meinte die Bewegungen der Luft, die durch sein Lachen ausgelöst wurden, auf meiner Haut zu spüren. Ich wich zurück. „Und du wirst noch lernen müssen, dass ich das niemals werde lernen müssen. Irgendwann wirst du es begreifen und über dich selbst lachen, wie du mir jetzt gegenüberstehst.“

In diesem Punkt lag er falsch. Ich lachte niemals über mich und mein früheres Ich. Im Gegenteil, am liebsten würde ich es rütteln und ihm sagen: Wach auf, Gwendolyn. Wach um Himmels Willen endlich auf!“

Ich fixierte Tom und kniff die Augen zusammen. „Ich mag es nicht, wenn man mir sagt, was ich tun soll“, erklärte ich ihm tonlos.

„Ich weiß“, antwortete Tom zufrieden. „Je eher du dich daran gewöhnst, desto besser.“

Toms Hand streckte sich mir entgegen und drückte gegen meinen Rücken. Widerwillig gab ich dem Druck nach und ließ mich zurück zur Kerkertür schieben, dann riss ich mich los. Ich öffnete den Mund und wollte ihm die Meinung sagen, ihm sagen, dass ich es nicht duldeten, wie er mich behandelte, doch sein Blick lag mit einem Mal so intensiv und offensichtlich auf meinen Lippen, dass mir die Worte im Mund stecken blieben.

Er schien sich nicht die geringste Mühe zu machen zu verbergen, wohin er starrte.

Bis heute weiß ich nicht, ob er das tat um mich aus der Fassung zu bringen oder ob er es tat, weil er nicht anders konnte. Beide Theorien wären einleuchtend.

Vielleicht wollte er testen, wie weit seine Macht über mich schon ging, vielleicht tat er es aber auch, weil er musste. Schließlich war ich das erste und einzige Mädchen, das jemals in Tom Riddle ein tieferes, oder überhaupt irgendein Gefühl auslöste. Ich war das einzige Mädchen, das je in Tom Riddle den verzweifeltsten Wunsch weckte, es zu besitzen, es zu halten, zu wissen, dass es ihm gehörte und niemandem sonst. Dass nur er es anfassen durfte, nur er bei ihm liegen durfte, dass nur er in seinen Gedanken war.

Ich weiß nicht, was es war, aber das war egal, denn was auch immer er damit bezwecken wollte, es gelang ihm. Ich brachte keinen Ton heraus und erwiderte seinen Blick, der plötzlich zornig wurde. Seine Hand schoss nach vorne und klopfte energisch gegen die Eisentür hinter mir und ehe ich auch nur einen Mucks machen konnte hatte Tom Riddle sie aufgerissen und mich dann grob ins Klassenzimmer geschoben, wo mich zwei

Duzend Augenpaare mit ihren Blicken erdolchten.

Angst

Die restliche Zaubertrankstunde, die auf mein Zusammentreffen mit Tom noch folgte, erlebte ich in einer Art Trance. Ich glaube meinem apathischen, teilnahmslosen Schweigen hatte ich es auch zu verdanken, dass Lynn es nicht gleich wagte, mich anzusprechen, hätte sie es aber doch getan, hätte ich sie ohnehin nicht gehört.

Obwohl es nur noch wenige Minuten bis zum Ende der Stunde waren, erschienen sie mir endlos. Mein Zaubertrank vor mir blubberte und zischte vor sich hin und ich lauschte dem Knistern des Feuers unter dem Kessel und versank in seinem wunderschönen Flackern.

Ich war zutiefst verwirrt. Natürlich war ich auch wütend, aber nicht in dem Maße, in dem es typisch für mich gewesen wäre, oder angemessen. Ich verstand nicht, was ich getan hatte, dass Tom Riddle plötzlich so fixiert auf mich schien.

Erst viel, viel später war ich dazu fähig mir einzugestehen, dass es mir gefallen hatte, dass ausgerechnet ich es war, deren Gesellschaft er haben wollte. Ich, die ungesellige, wortkarge und in sich gekehrte junge Frau, die mit dieser Aufmerksamkeit absolut nicht umgehen konnte.

Ich wusste, dass ich mit ihm kommen musste, dass ich keine Wahl hatte und darüber war ich sehr froh. So konnte ich mir nämlich einreden, dass ich nur deshalb mit ihm gehen würde, weil ich musste. Die Wahrheit, die ich in meinem damaligen Stolz und mit meinem damaligen Ego einfach nicht sehen wollte war, dass ich mit ihm ging, weil ich es so wollte. Hätte ich es nämlich damals tatsächlich nicht gewollt, dann bin ich mir sicher, hätte ich einen Weg gefunden, ihm zu entkommen.

Ich beschloss in diesen wenigen Minuten, die ich in mein hübsches, kleines Feuer blickte, dass ich niemandem von Tom Riddle erzählen würde.

Ich würde mit Flynn ein paar Tage frei sein und dann würde ich zurückkehren und mit Tom Riddle in eine andere Welt abtauchen und dann, dann würde ich hierher zurückkommen und mich wieder einsperren lassen.

Es war eine Art Abmachung mit mir selbst- ich würde es mir erlauben auszubrechen, unter der Bedingung, dass danach alles wieder so wurde wie bisher, dass sich nichts veränderte, dass ich ich selbst blieb.

Ich hatte die ganze Angelegenheit vereinfacht und klar strukturiert, so wie ich es immer tat. Ich hatte sie heruntergespielt und verallgemeinert.

Es wäre vielleicht wieder alles normal geworden, oder zumindest annähernd normal, wenn ich nicht ein weiteres Mal einen Fehler begangen hätte. Vielleicht hätte er ganz einfach das Interesse an mir verloren und wer weiß, vielleicht würden sie alle heute noch leben. Vielleicht wäre unsere Beziehung zueinander so geblieben, wie bisher. Platonisch, rein darauf abzielend, sich die Langeweile zu vertreiben. Ich wäre mit ihm mitgekommen und alles wäre so verlaufen, wie das ursprünglich auch von ihm geplant war.

Aber Tatsache ist, dass alles schief gegangen ist. Und plötzlich veränderte sich etwas Grundlegendes zwischen uns beiden. Schuld daran, Schuld daran war ich.

Ich hatte gewusst, was mich nach der Stunde erwarten würde, aber vorbereitet war ich darauf trotzdem nicht wirklich. Lynn war grauenvoll. Sie war so besorgt, dass es mir den Magen umdrehte. Ich wusste, dass sie mir nur helfen wollte und genau deshalb ekelte ich mich so vor ihr.

Ich hätte wirklich auf sie hören sollen. Das hätte ich wirklich.

„Er lauert dir ständig auf, siehst d... du das nicht?“, stotterte Lynn, während sie versuchte, Schritt mit mir zu halten. Unbeholfen zog sie den Riemen ihrer Tasche auf ihrer Schulter höher.

„Außerdem machen er und seine Slytherin- Kumpanen seltsame Dinge, Gwen wirklich.“

Ich war froh, dass Emma einige Schritte vor uns ging und nicht hören konnte, über was wir sprachen. Ich beschleunigte meine Schritte und presste die Lippen fest aufeinander.

„Seltsame Dinge, Lynn? Was für seltsame Dinge?“, spottete ich, ohne zurückzublicken.

Lynn zögerte und begann stotternd herum zu drucksen und ich ließ sie stehen dort auf dem zugigen Gang, nicht ahnend, dass sie irgendwie Recht hatte.

Als ich wenige Tage später schweißgebadet aus meinem unruhigen Schlaf emporfuhr, schwebte Lynn's blasses Gesicht nur wenige Zentimeter über mir.

Ich zuckte zurück.

„Lynn, was machst du da?“, zischte ich leise und richtete mich auf. Das Mondlicht tauchte das Zimmer in kaltes, blaues Licht und ließ Lynn's schmales Gesicht wie einen kahlen Totenschädel aussehen.

„Lynn, was ist denn?“, fragte ich abermals, doch aus ihr war nichts herauszubringen. Sie bedeutete mir, mich anzuziehen.

Ich weiß nicht warum ich es tatsächlich tat, ich glaube es war die Tatsache, dass die sonst so zurückgezogene, unsichere Lynn so entschlossen und zielsicher wirkte. Und das ließ mich stutzen.

Ich schob die Beine aus dem Bett und zog mir langsam meinen dunkelgrünen Morgenrock über das dünne Nachthemd. Während ich mir meine schwarzen Schuhe über die nackten Zehen stülpte, wanderte Lynn unruhig durchs Zimmer, immer wieder besorgte Blicke auf die übrigen Schlafenden werfend. Als ich fertig war, folgte ich ihr aus dem düsteren Gemeinschaftsraum hinaus auf den bitterkalten Gang und bereute es schlagartig, mir nicht mehr angezogen zu haben.

Wir liefen schweigend durch die Gänge und als ich erkannte, dass Lynn die Kerker ansteuerte, packte ich sie unwirsch am Arm. Beinahe wäre ich selbst vor der plötzlichen, von mir verursachten Berührung zurückgezuckt, doch ich beherrschte mich. Ihre Haut war trocken und fühlte sich papierhaft und rissig an.

„Spinnst du?“, fuhr ich sie ungehalten an und blieb starr stehen. „Hast du etwa vergessen, wie sie vorgestern dieses Mädchen aus den Kerkern geholt haben? Die ist auch nachts da runter. Irgendwelche Slytherins haben sie dort eingesperrt. Sie war die ganze Nacht allein dort unten und erinnert sich an nichts mehr. Willst du das etwa auch?“ Ich ließ Lynn's Arm los und trat einen Schritt von ihr zurück.

Dann bedeutete ich ihr, mir hinter eine Rüstung zu folgen.

„Ich gehe keinen Schritt weiter, wenn du mir nicht sagst, was das hier soll. Das ist absurd“, fuhr ich sie gereizt an und fixierte dabei ihre milchigen Augen.

Sie scharrte mit den Füßen, dann holte sie tief Luft.

„Du wolltest mir einfach nicht zuhören, deshalb muss ich es dir jetzt zeigen“, flüsterte Lynn hinter vorgehaltener Hand, während sie alle paar Sekunden den Blick nach links und rechts fahren ließ. Sie wirkten unglaublich verängstigt, doch die wilde Entschlossenheit in ihrem Blick verlieh ihr etwas seltsam Irrsinniges.

„Mir WAS zeigen, Lynn?“, drängte ich sie ungeduldig, während ich versuchte meinen Morgenrock enger um mich zu raffen.

„D... Das was sie dort unten machen.“

„Die Slytherins? Was machen sie?“

Lynn zuckte panisch mit ihrer Hand. „Nicht so l...laut“, flüsterte sie angstvoll, dann zog sie mich weiter in die Nische hinein.

„Lynn, meine Geduld geht wirklich dem Ende zu. Ich bin müde und ich will, dass du mir jetzt klar und deutlich sagst, was sie dort tun, sonst gehe ich und sehe es mir selbst an“, fuhr ich sie zornig an und machte Anstalten, mich an ihr vorbei zu drängen.

„Ich weiß nicht, was sie machen“, sagte Lynn schnell um mich zurückzuhalten. „Tom Riddle macht irgendetwas mit ihren Händen, Gwen. Ich konnte es damals nicht sehen, aber es sah grauenvoll aus.“

Ich kniff die Augen zusammen und versuchte Lynn's verkniffenen Gesichtsausdruck in der Dunkelheit zu

deuten. Etwas stimmte nicht mit ihr, das fühlte ich. Die Lynn, die ich kannte, wäre niemals nachts durch das Schloss gewandert, wohl wissend, dass seltsame Dinge in den Kerkern vorgingen. Die Lynn, die ich kannte, hätte für nichts ihr Leben und ihre Sicherheit riskiert. Aber die Neugier in mir siegte über die Vernunft.

Erst viel, viel später habe ich erfahren, was damals dort unten wirklich geschah und ich bin froh darüber, dass ich es nicht an jenem Abend erfuhr, den ich weiß nicht, ob ich es ausgehalten hätte.

Ich war ein Dummkopf, damals. Ich habe in jener Nacht ein weiteres Mal einen folgenschweren Fehler begangen, einen Fehler, der allerdings nicht nur mein Leben für immer veränderte.

In dieser Nacht geschah nichts wirklich Schlimmes oder Beunruhigendes, nichts Grauensvolles oder Schreckliches. Im Gegenteil. In dieser Nacht erlebte ich zum ersten Mal das Gefühl eines Kusses.

Freilich konnte ich mich am nächsten Morgen an nichts erinnern, dafür sorgte Tom, aber trotzdem wurde etwas in mir verändert in dieser Nacht. Und in ihm auch. In ihm sogar viel mehr, als in mir.

Ich habe hart für diese Erinnerung gekämpft und ich musste einen hohen Preis dafür bezahlen, dass Tom Riddle mir diesen Moment zurückgab, aber das war es wert. Denn obwohl die Umstände dieses Kusses weder romantisch, noch in irgendeiner Weise liebevoll gewesen waren, so war es trotzdem ein Moment in meinem Leben, der mich für immer prägte.

Und deshalb ist die Antwort auf die Frage, ob ich es wieder tun würde, ein weiteres Mal ganz eindeutig:

Ja, das würde ich und ja, ich weiß, was das für euch alle bedeutet. Es tut mir leid für euch, aber für mich tut es mir nicht leid. Niemals. Niemals.

Oft sagen Menschen, sie sind stolz darauf, dass sie keine Angst haben, furchtlos sind. Dabei ist Angst überlebenswichtig. Angst ist natürlich, Angst beschützt. Ich dachte damals, ich sei ebenfalls ohne Angst. Ich dachte ich sei mutig.

Dabei ist Mut keineswegs die vollkommene Abwesenheit von Angst. Wer Mut hat, der zeigt lediglich, dass es noch andere Dinge gibt, die stärker sein können, als Angst.

Ich war damals nicht mutig, ich war nur dumm.

Ich starrte Lynn an, dann packte ich grob ihren Arm.

„Zeig es mir“, sagte ich leise und folgte ihren zögernden, tapsigen Schritten Richtung Kerker.

Umbruch

Während ich neben Lynn durch die Korridore lief, folgte uns völlig unbemerkt ein dunkler Schatten, dessen hübsches, blasses Gesicht, wenn das Mondlicht auf es fiel, ein eigenartiges, fast schon versonnenes Lächeln zeigte.

Meine Gedanken waren so auf Tom Riddle konzentriert und meine Sinne so auf die Dunkelheit vor mir fixiert, dass ich es zuerst nicht bemerkte, als Lynn unvermittelt stehenblieb.

Erst nach wenigen Schritten registrierte ich, dass meine Schritte die einzigen waren, die von den Steinmauern wiederhallten. Ich hielt an und wandte mich irritiert um.

„Was ist?“, fragte ich ungeduldig und als Lynn nicht antwortete, ging ich einige Schritte auf sie zu.

Ihre blassen, dünnen Beine, die von ihrem Morgenrock nicht vollständig verdeckt wurden, strahlten weißlich durch die Finsternis und zitterten einen Moment unsicher, so als würden sie kurzfristig vergessen haben zu stehen. Als ich direkt vor ihr stand zuckte ich zurück. Ihre wässrigen Augen schienen auf irgendetwas sehr starr fixiert zu sein und plötzlich waren sie schrecklich leer. Ich runzelte die Stirn.

„Ich möchte Schlafengehen, Gwendolyn. Ich gehe“, sagte Lynn mit ruhiger Stimme, dann strich sie sich mechanisch übers Kinn und diese Geste war mir inzwischen schon so vertraut, dass ich erschrocken die Luft einsog. Ich hörte ein leises Lachen durch die Gänge hallen. Lynn drehte sich um und ging mit wehendem Umhang davon. Ich blickte ihr nach und aus irgendeinem Grund verzog sich mein Mund zu einem Lächeln.

„Ein Unverzeihlicher Fluch?“, fragte ich laut in den leeren Gang hinein, sodass meine Worte erschreckend laut zurückgeworfen wurden und mich erschrocken zusammenzucken ließen. Einen Moment passierte nichts, dann bog Tom Riddle um die Ecke.

„Was sagst du?“, erkundigte er sich freundlich, während er auf mich zuschritt und mich lächelnd von oben bis unten musterte.

Er war bestens gelaunt, sprühte nur so vor Energie und ließ in jener Nacht seinen Charme spielen, als hätte er nie etwas anderes getan. Seine Augen sprühten und sei Gang war federn und zielstrebig. Er war faszinierender als jemals zu vor.

In dieser Nacht begann sich etwas in mir zu verändern, etwas in Bezug auf Tom Riddle. Ich bin heute nicht wütend auf mich, weil ich schwach war, weil ich ihm verfallen bin, denn ich weiß eines ganz genau: Ich bin nicht schwach. Jeder andere wäre ihm in dieser Nacht ebenso verfallen wie ich, niemand hätte widerstehen können. Niemand.

„Ich sagte: Ein Unverzeihlicher“, antwortete ich Tom, als er vor mir angelangt war und auf mich herunter sah.

Er nickte als hätte ich nichts gesagt und ließ weiter seine Augen über mich fahren.

„Grün steht dir sehr gut“, sagte er und zeigte mir seine weißen Zähne. „Du solltest es öfter tragen.“

„Du hast gerade einen unverzeihlichen Fluch benutzt und jetzt rätst du mir, öfter grün zu tragen?“

„Ich hätte dir auch sagen können, du solltest öfter Schlafkleidung tragen, aber das erschien mir unpassend.“

Ich starrte ihn an.

„Wieso machst du das?“, fragte ich und ignorierte dabei gekonnt sein vorheriges Kommentar.

„Wieso ich ihr befohlen habe zu gehen? Nun, erstens ist es so einfacher, als es ihr lang und breit erklären zu müssen, zweitens stellt sie dann keine dummen Fragen und drittens ist mir das hier zu anstrengend. Viel

wichtiger bist jetzt du.“

Ich zog die Augenbrauen hoch und verschränkte die Arme. „So?“, fragte ich skeptisch und musterte ihn abwartend.

„Nun, eigentlich wollte ich mich jetzt schlafen legen, aber jetzt...“, Tom lächelte leicht. „Jetzt würde mich sehr interessieren, was du hier eigentlich machst?“ Er zog die Augenbrauen hoch.

Ich presste die Lippen fest aufeinander und blickte ihm herausfordern in die Augen.

„Warum warst DU mitten in der Nacht draußen?“, fragte ich ihn ohne auf seine Frage zu achten und richtete meinen Blick auf seinen feuchten Schuhspitzen. Seine Zähne blitzen gefährlich durch die Dunkelheit.

„Ich habe das tote Einhorn gesucht“, sagte er im Plauderton, während er mit einem eleganten Wink seines Zauberstabs seine Schuhe säuberte. Er schien nicht weiter darauf eingehen zu wollen, aber ich ließ ihm keine Wahl.

„Ein totes Einhorn?“, fragte ich irritiert. „Weshalb?“

Tom grinste, beobachtete mich aber aufmerksam.

„Warum warst du hier unten?“

Ich kniff die Lippen fest zusammen und ärgerte mich. Ich hasste Menschen, die mich mit Fragen durchlöcherten, doch noch mehr ärgerte ich mich darüber, dass es mich bei ihm nicht störte.

„Lynn schlafwandelt“, presste ich hervor und sah Tom herausfordernd an, was dieser jedoch nur milde belächelte. Aus seinen Augen sprach der Spott

„Warum hast du nun ein totes Einhorn gesucht?“

Tom nickte bedächtig, so als müsse er erst noch überlegen, warum er es überhaupt getan hatte.

„Ich muss gestehen, ich war ein wenig neugierig. Und schließlich habe ich nachts besseres zu tun, als nur zu schlafen.“

„Nämlich tote Einhörner suchen?!“ Ich lachte hell auf und beschloss, dass es nun genug war.

„Na dann will ich dich mal nicht weiter dabei stören.“

Ich wollte mich umwenden, aber da stieß Tom einen seltsamen Zischlaut aus und als wäre es ein Befehl gewesen, blieb ich, wo ich war.

„Du störst nicht“, sagte er, wieder höflich lächelnd, während er mir gemächlich in den Weg trat und seine Fingerspitzen prüfend aneinanderlegte. „Ich habe es nämlich bereits gefunden.“

Ich zuckte die Achseln und vermied es, in seine glühenden Augen zu blicken.

„Willst du es nicht sehen?“, fragte er samtweich.

Ich weiß nicht, ob ich es in der Dunkelheit richtig erkannte, aber ich glaube, in seinen Augen funkelte der Schalk.

„Was bei Merlins Namen lässt dich glauben dass ich das jetzt wollen könnte?“

„Neugier“, sagte Tom Riddle schlicht und fuhr sich über das Kinn. „Es ist ein unglaublicher Anblick, vertrau mir.“

Zu meinem eigenen Entsetzten nickte ich langsam, was ihn eine einzige Sekunde lang überrascht inne halten ließ. Er fing sich jedoch schnell wieder dann lächelte er höflich.

„Dann komm“, sagte er und bedeutete mir, ihm zu folgen.

Ich hielt einen Moment inne und fragte mich, was eben passiert war. Ich fragte mich, ob ich tatsächlich gerade im Begriff war, mit Tom Riddle mitten in der Nacht in den Verbotenen Wald zu gehen, um mir ein totes Einhorn anzusehen. Einen quälenden Moment lang befürchtete ich, er könnte mich wie Lynn verhext haben, aber ich wusste, wie es sich anfühlte unter dem Imperius zu stehen und ich war mir sicher, dass ich zumindest annähernd noch ich selbst war. Auch wenn ich mir nicht erklären konnte, warum ich meinen Blick nicht von ihm lösen konnte.

Ich glaube, dass mir mein Leben schon damals tief in mir drinnen, nicht genug gewesen war. Ich glaube, ich wollte etwas ändern, irgendetwas. Ich wollte frei sein und ausbrechen und Dinge tun, die man nicht tat. Dinge, die verboten waren, Dinge, die niemand tat.

Tom Riddle kam mir da gerade recht. Ich nützte ihn ebenso aus, wie er mich ausnützte.

In der Eingangshalle trennte ich mich von Tom und schlich nach oben in meinen Schlafsaal, um mich anzuziehen. Als ich allein war, beruhigte sich mein Körper schlagartig, meine Gedanken hingegen waren aufgewühlter denn je. Meine Gedanken galten ihm, der unten in der Eingangshalle stand und auf mich wartete. Ich sah nach Lynn, die bereits in ihrem Bett lag und tief schlief, dann machte ich mich auf den Weg.

Die Nacht war eiskalt und klar. Zum ersten Mal seit Wochen war der Himmel nicht von dunklen Wolken verhangen und man konnte die Sterne überdeutlich am schwarzen Horizont erkennen. Unsere Atemluft glitzerte silbrig im Mondlicht.

Wir gingen eine Weile schweigend über das Gelände, bis wir den Rand des Verbotenen Waldes erreicht hatten.

Ich wandte mich an Tom.

„Bevor ich da jetzt wirklich rein gehe: Was hat das Einhorn getötet?“, fragte ich ihn leise, während ich ihn genau betrachtete. Er lächelte.

„Ich habe mich schon gefragt, wann du diese Frage stellen willst“, antwortete Tom und blieb stehen. Er musterte mich nachdenklich. „Ich denke, was oder wer auch immer es war, wird für dich, für... mich... keine Gefahr darstellen.“

„Du scheinst dir ziemlich sicher zu sein.“

„Ja.“

„Gut.“ Ich straffte die Schultern. „Dann gehen wir.“

Einen Moment sah Tom aus, als würde er noch etwas sagen wollen, doch er schien es sich anders überlegt zu haben, denn er drehte sich wortlos um und ging los.

Ich folgte ihm und versuchte, ebenso wie er, meine Schritte möglichst leise und bedacht zu tun, was mir allerdings weit weniger erfolgreich gelang, als ihm. Der eisige Schnee knirschte unter unseren Füßen und hie und da fuhr ein Rascheln, gefolgt von einem überirdischen Flüstern durch die Bäume um uns.

„Wie ist es denn gestorben?“, fragte ich, nicht mehr fähig dazu, die Stille und die Geräusch um mich herum so überdeutlich zu ertragen.

Tom warf einen Blick über seine Schulter und lächelte.

„Ich weiß es nicht“, sagte er summend und beschleunigte seine Schritte. „Aber das ist auch egal. Wichtig ist nur, dass es tot ist.“

„Damit du es dir ansehen kannst? Tut es da ein lebendes Einhorn nicht auch?“

Wieder wandte er einen Augenblick lang den Kopf, ehe er abermals das Tempo erhöhte, sodass ich bald Mühe hatte, mit ihm Schritt zu halten.

„Lebende Einhörner ertragen keine Männer in ihrer Gegenwart, Gwendolyn. Und ich wollte in seine Nähe.“

„Wieder nach demselben Prinzip: Mir soll nicht kalt sein- mir ist nicht kalt? Ich will ein totes Einhorn- ein Einhorn ist tot?“ Ich lachte bitter auf. „Wenn das bei dir immer so funktioniert, dann musst du ein sorgenfreies Leben führen.“

Tom lachte laut auf. Richtig laut. So laut, dass ich zusammenzuckte und beinahe gegen seinen Rücken gelaufen wäre, als er stehen blieb und sich zu mir umwandte.

Ich starrte wütend zu ihm auf.

„Weißt du eigentlich, dass du ein sagenhaftes Talent hast, hinter jeder meiner so sorgfältig formulierten Aussagen, ein Fünkchen Wahrheit zu entdecken?“, fragte er und blickte mit glitzernden Augen zu mir herab.

Er sah mich an, wie eine Katze die Maus ansieht, während sie mit ihr spielt, hungrig und neugierig und schlimmer noch, er sah mich an, wie ein Kind sein neues Spielzeug ansieht: gierig und fasziniert. Beides waren Dinge, die ich nicht sein wollte: Weder sein Spielzeug, noch seine Beute.

Ich funkelte ihn zornig an. „Ein Fünkchen Wahrheit? Soll heißen, die meiste Zeit erzählst du mir irgendwelche Lügen?“

„Siehst du, schon wieder.“

Meine Augen verengten sich.

„Fein. Ist mir auch egal. Gehen wir weiter. MIR wird nämlich langsam kalt.“

Tom zuckte mit den Achseln, drehte sich um und führte mich noch einige Minuten durch den Wald, ehe er abermals stehen blieb, mich beinahe aufgeregt ansah, auf die Seite trat und mir so vollen Blick auf das traurigste Bild gab, das ich je in meinem Leben sehen würde.

Das Einhorn lag auf der Seite, den Kopf merkwürdig zurückgedreht. Seine Mähne, silbrig und glänzend, ergoss sich zusammen mit seinem ebensolchen Blut, das noch immer aus seiner Kehle strömte, auf den mit schmutzigem Schnee bedeckten Waldboden. Sein Bauch war geöffnet worden und jemand oder etwas hatte seine Innereien aus der Bauchhöhle geholt und darin herumgewühlt, alles was noch übrig war, war ein weißer glänzender Schlamm, der noch dampfte und den dreckigen Schnee um sich herum zum Schmelzen brachte.

In seinen starr aufgerissenen riesigen Augen, die sich für immer in meine Netzhaut brannten, spiegelten sich die Sterne des Nachthimmels, sodass es beinahe aussah, als wäre noch irgendwo Leben in ihnen.

Das Einhorn, obwohl so grauenhaft zugerichtet, war trotzdem etwas vom Schönsten, das ich je sehen durfte.

Zu meinem eigenen Entsetzen merkte ich, wie sehr mich der Anblick faszinierte.

Ich war ein Mensch, der Gefühle nur selten an sich heran ließ und deshalb schockierte es mich umso mehr, dass plötzlich so viele Emotionen auf einmal auf mich einströmten. Ich fühlte tiefe Trauer, Wut, und eine seltsame unbegründete, krankhafte Glückseligkeit und gleichzeitig konnte ich vor Schmerz beinahe nicht atmen. Ich weiß nicht wie lange ich dieses Bild auf mich wirken ließ, Tom Riddle vergaß ich beinahe und er störte mich nicht.

„Das ist...“, ich suchte nach Worten, wollte sagen wie schrecklich es war, wie bestialisch, wie grauenvoll.

„Das ist unglaublich“, sagte ich stattdessen.

Ich spürte Toms prüfenden Blick auf mir und begann leicht zu zittern. Tom strich sich über die Lippen und öffnete den Mund.

„Was würdest du tun, wenn ich dir sagen würde, ich würde gerne sein Blut kosten?“, fragte er mich unvermittelt, während er seinen Blick unverwandt auf mich gerichtet hielt.

Einen Moment zögerte ich, dann schluckte ich alle Emotionen in mir hinunter und wandte ich mich mit ausdruckslosem Gesicht langsam ihm zu. Hätte ich vorhin noch gedacht, es wäre ein Scherz gewesen, so hätte mir sein Blick, das Blitzen in seinen Augen, sofort die Augen geöffnet. Er meinte es ernst. Wir starrten uns an.

Ich senkte den Blick auf seinen blassen Hals, ehe ich sprechen konnte.

„Ich denke, ich würde dich fragen, wieso du das willst“, sagte ich.

Tom wirkte überrascht, aber er nickte.

„Du bist gesund, du brauchst nichts, was dich am Leben hält. Wieso könntest du es also wollen?“ Ich verbot meinem Kopf, sich umzudrehen und das Tier ein weiteres Mal anzusehen.

Ein Lächeln stahl sich auf Toms Gesicht und er trat näher. Der Schnee unter seinen Füßen knirschte.

„Neugierde“, flüsterte er samtig und leckte sich über die Lippen. Ich folgte seine Zunge mit meinen Augen und versuchte meine nächsten Worte zu formulieren.

„Ich werde das Gefühl nicht los, dass du... aus deiner Langeweile heraus... schreckliche Dinge tust, nur um dich in irgendeiner Weise zu unterhalten“, sagte ich leise und verbot meinen Füße zurückzuweichen, als er wieder näher trat. „Und ich frage mich, ob du wirklich so schwach bist, dass du es nicht schaffst, dich anderweitig abzulenken oder ob du nur keine Lust hast.“

Ich weiß nicht, ob es diese Worte waren, die ihn dazu veranlassten es zu tun, aber ich glaube sie waren es.

Sein Lächeln wurde unheimlich. Er war inzwischen so nah, dass ich meinen Kopf in den Nacken legen musste, um ihn ansehen zu können. Das schien ihm zu gefallen.

„Ich könnte mich anderweitig ablenken, wenn ich das wollte“, begann er langsam und strich sicher über das Kinn. „Wenn du mir sagen würdest, alles andere wäre besser, als Einhornblut zu trinken, dann würde ich dir das vermutlich glauben.“ Sein Blick war lauernd.

„Das würde ich dir vermutlich sagen ja.“

„Sagen wir, ich wollte heute Nacht etwas tun, was ich noch nie getan habe. Sagen wir, ich wollte heute Nacht dieses Blut kosten und sagen wir, du wolltest mich davon abhalten. Dann würde ich sagen, ich will aber meine Neugier befriedigen und du würdest sagen, dann suche dir etwas anderes.“

„Vermutlich ja, auf was willst du hinaus?“

Tom legte den Kopf schräg und sah mich mit glitzernden Augen an.

„Ich habe noch nie jemanden geküsst, Gwendolyn. Also würde ich sagen, das wäre eine Erfahrung, die ebenfalls dazu imstande wäre, mich zu unterhalten und zu befriedigen.“

Mein Puls begann unwillkürlich zu rasen und ich wartete wie gebannt auf die unbändige Wut und den Ekel, von denen ich erwartete hätte, dass sie in mir aufsteigen würden. Ich wartete vergeblich. Ich hörte meinen eigenen Atem, den ich aus dem Mund stieß und versuchte meine zitternden Gliedmaßen zu kontrollieren.

„Dann würde ich dir sagen, dass ich das nicht wollte“, sagte ich leise.

„Das würde keine Rolle für mich spielen, das weißt du“, sagte Tom ruhig. „Außerdem würde ich es auch nicht wollen. Es wäre ein Mittel zum Zweck. Die bloße Befriedigung dieser Neugierde. Mit Wollen hat das nichts zu tun.“

„Du könntest dich auch einfach kontrollieren und zurücknehmen, den Drang ignorieren. Man braucht nicht immer und überall unbedingt Befriedigung.“

Toms Augen sprühten Funken.

„Ich stell dir jetzt eine Frage, Gwendolyn und du versuchst sie mir zu beantworten: Zwei Menschen, beide unter schwierigen Verhältnissen aufgewachsen, beide haben niemanden auf der Welt, haben schreckliches Grauen erlebt, Dinge, die einen anderen zusammenbrechen und den Verstand verlieren hätten lassen. Beide sind zornig, wütend auf die Welt und auf das, was sie ihnen angetan hat. Der eine heiratet, gründet vielleicht eine Familie, wird glücklich. Der andere wird zum Verbrecher, Vergewaltiger, Mörder. Warum?“

Toms Gesicht war so nah an meinem, dass es mich wunderte, dass ich nicht schon längst zurückgewichen war. Ich spürte, wie sehr er nach einer Antwort lechzte und ich war bereit, ihm eine zu geben.

„Weil er einen Weg gefunden hat, wie er seine Wut loswerden kann. Er hat einen Weg gefunden, zu verzeihen. Den anderen hat die Wut zerfressen, er konnte nicht damit umgehen.“

Tom nickte. „Er hat also etwas anderes gefunden, was ihn davon abhielt böse zu werden, sagst du?“

„Ja. Willst du damit das hier erklären? Du willst einen Weg finden, wie du dich unter Kontrolle hältst?“

Tom lächelte leicht.

„Ich will nicht, ich muss einen Weg finden, zumindest in nächster Zeit. Ich will etwas Neues kennenlernen. Ich will alles kennenlernen. Ich will DAS kennenlernen.“

Ich fröstelte und drehte mich weiter zu Tom hin, weg vom Einhorn.

Ich zwang mich beinahe, die nächsten Worte auszusprechen.

„Ich habe das Gefühl, dass wir hier nicht mehr über etwas rein Hypothetisches sprechen“, sagte ich und versuchte verzweifelt, seinen Augen auszuweichen, die mich unerbittlich jagten. Tom stand mittlerweile so nah vor mir, dass sein Körper beinahe meinen berührte. Es war mir unangenehm, ich fühlte mich bedrängt und doch lechzte ich förmlich nach noch mehr von diesem unangenehmen Gefühl in mir.

„Hmm, vielleicht hast du Recht“, begann Tom nachdenklich. „Vielleicht sind wir jetzt an einem Punkt angelangt, von dem wir nicht mehr fortkommen.“

Ich spürte, wie sich meine Nackenhaare aufstellten, als er seine Hand hob und sie auf mich zufahren ließ. Zielsicher und doch irgendwie zögernd fuhr Tom über meine linke Wange. Zum ersten Mal spürte ich direkt seine Haut auf meiner. Wir waren beide kalt und klamm und trotzdem zuckten heiße Blitze durch mich.

Zu meinem eigenen Erstaunen blieb ich wo ich war und ließ zu, dass er es ein weiteres Mal tat. Dann zog er seine Hand zurück und betrachtete mich eingehend.

„In deinen Augen ist dieselbe Neugier, wie in den meinen“, stellte er flüsternd fest und lächelte leicht. „Wenn du willst, könnten wir sie stillen.“

Ich holte tief Luft, versuchte seinen Geruch aus meinem Kopf zu bekommen und wollte zurückweichen, doch plötzlich hörte ich meine Stimme.

„Dann mach es“, sagte sie und am liebsten wäre ich im Boden versunken, vor Scham. Doch Tom lächelte nur stumm und bohrte seine Augen in meine.

„Hypothetisch?“, fragte er amüsiert und nahm mein Kinn in seine Hand. Er rückte meinen Kopf mit einem Mal nach oben und funkelte mich an.

„Tatsächlich“, antwortete ich ihm und zwang mich zu einem kalten Lächeln.

Veränderung

Hypothetisch?“, fragte er amüsiert und nahm mein Kinn in seine Hand. Er rückte meinen Kopf mit einem Mal nach oben und funkelte mich an.

„Tatsächlich“, antwortete ich ihm und zwang mich zu einem kalten Lächeln.

Tom zögerte einen Augenblick. Er stand sehr nahe bei mir, mein Kopf war in den Nacken gelegt und ich sah zu ihm empor, direkt in seine Augen.

Ich sah den Kampf in ihnen, den Kampf, den ich von nun an jedes einzelne Mal sehen würde, wenn ich in seine Augen blicken würde.

Vernunft gegen Leidenschaft.

Es gab eine Zeit, da schaffte Tom es, zumindest zeitweilig die Oberhand in diesem Kampf zu behalten. Es gab eine Zeit, eine sehr lange Zeit, da ging er als klarer Sieger hervor. Doch je länger der Kampf ging, desto schwächer wurde er.

Es gab eine Zeit, da hatte er sich unter Kontrolle, aber diese Zeit ist lange vorbei.

Die Beziehung zwischen Tom Riddle und mir war, als wir beide noch dazu imstande waren zu widerstehen, rein platonisch. Wir waren regelrecht süchtig nach der Gegenwart des anderen, sehnten uns nach gemeinsamen Gesprächen und hatten die Gabe, den jeweils anderen abzulenken, ihm genau das zu geben, was er brauchte. Jeder von uns bewahrte den jeweils anderen vor dem eigenen Abgrund, allerdings zu einem hohen Preis.

Tom und ich hatten unser Leben lang versucht, voneinander loszukommen, wir hatten unser Leben lang versucht zu leugnen, dass wir einander brauchten. Nur um am Ende zu der erdrückenden Erkenntnis zu gelangen, dass wir letztendlich doch wie alle anderen waren: Gleich dumm, gleich abhängig, gleich naiv und gleich schwach.

Und dann kam der Tag, an dem Tom den Kampf mit sich verlor und mich dazu zwang, den meinen aufzugeben. Aber davon hatte ich an jenem Abend dieses ersten Kusses freilich noch keine Ahnung.

Ich sah wie seine Augen flackerten und ich sah, wie seine Vernunft erstmals in seinem Leben besiegt wurde.

Tom beugte sich zu mir nach unten und presste seine Lippen fest auf die meinen.

Ich bin mir darüber im Klaren, dass er es nur tat, weil er neugierig war. Und ich bin mir darüber im Klaren, dass ich es ebenfalls nur tat, weil ich neugierig war.

Wir wollten es beide nicht, da bin ich mir absolut sicher.

Genau deshalb überraschte uns auch beide so, was passierte.

Ich glaube sein Plan war es gewesen, kurz seine Lippen auf meine zu drücken, nur um für einen Augenblick dieses Gefühl kennen zu lernen. Ich glaube er dachte, er würde das Gefühl nicht mögen, ich glaube er dachte, es wäre leicht sich zu lösen. Dasselbe dachte ich auch von mir.

Beide waren wir in keinsten Weise darauf vorbereitet, was geschah. Er hätte mein Gedächtnis nicht verändert, wäre es nicht so fatal gewesen, das weiß ich. Er konnte es sich einfach nicht erlauben, mir diese Erinnerung zu lassen, denn hätte er es getan, dann hätte ich gewusst, was für eine Wirkung ich auf ich hatte, ich hätte erkannt, was für eine Macht ich bereits über ihn hatte und das konnte er nicht zulassen.

Einige Sekunden blieben wir beide starr und unbeweglich. Ich hörte meinen Puls rauschen und für einen winzigen Moment lang, war das das einzige Zeichen dafür, dass die Zeit nicht stehen geblieben war.

Seine Lippen waren kalt und irgendwie doch heiß und sie fühlten sich eigenartig und sehr falsch an. Es war ein neues, fremdes Gefühl für mich und ich wusste nicht, wie ich es beherrschen konnte. Vielmehr war es so, dass dieses Gefühl mich plötzlich beherrschte und ihn mit einem Mal auch.

Nach wenigen Sekunden erleichterten seine Lippen den Druck auf meinen Mund und lagen plötzlich nur noch leicht auf mir und einen Moment dachte ich, er würde sich lösen. Ich glaube, er wollte sich damals wirklich lösen, er wollte es wirklich. Das dachte er wohl auch und deshalb waren wir beide überrascht, als sich der Druck wieder verstärkte.

Meine Lippen wurden warm und durch meine geöffneten Augen konnte ich in seine sehen, welche übergingen vor Blitzen und Lichtern und Kälte.

Ich spürte, wie er aufgestaute Luft durch die Nase stieß und ein beinahe unhörbares Fauchen gegen meinen Mund keuchte, dann begannen seine Lippen sich zu bewegen.

Er berührte mich lediglich mit seinem Mund und seiner Hand, die unter meinen Kinn lag, doch ich hatte das Gefühl seine Arme wären so fest um mich geschlungen, dass ich glaubte zu ersticken. Ich war entsetzt und schockiert doch meine Lippen folgten den seinen, als hätten sie nie etwas anderes gemacht.

Fast so, als wäre es richtig gewesen, was wir taten.

Sein Mund wurde immer heftiger, immer unkontrollierter, er wurde beinahe grob. Ich spürte seine warme, weiche Zunge, die sich rücksichtslos in meinen Mund schob, verzweifelt hungernd nach etwas, dass sie nicht bekommen würde. Ich öffnete die Lippen etwas weiter und spürte ihn zucken. Seine Finger gruben sich schmerzhaft in meine Wange, mein Kinn, meinen Hals. Er drückte auf meine Haut, nur auf dieser einen Stelle, weil er genau wusste, dass dieser Kontakt der einzige war, den er bekommen würde. Er versuchte sich in Zaum zu halten, das spürte ich in jeder seiner Bewegungen. Er wollte etwas, von dem er selbst nicht genau wusste, was es war und das frustrierte ihn.

Seine Zunge strich über meine Lippen, zuerst spielend und sanft, dann plötzlich grob und forsch und wir beide erkannten in just diesem Augenblick, dass das nichts mehr mit der bloßen Befriedigung von Neugierde zu tun hatte.

Es war viel mehr.

Seine Finger klammerten sich um mein Kinn und drückten mein Gesicht unerbittlich näher. Ich spürte seine Atemluft im Gesicht. Unsere Zungen trafen aufeinander und die daraufhin ausgesandeten elektrischen Impulse, die durch meinen Körper zu jagen schienen, machten mir eine solche Angst, dass ich zu zittern begann.

Dann spürte ich plötzlich seine andere Hand. Er hatte es lange geschafft, sie zurückzuhalten, doch nun fuhr sie zu meiner Taille und als sie mich dort berührte, fühlte sich das so vertraut und so gut an, dass es mich irgendwie zurück in diesen Welt brachte, aus der er mich unwissend entführt hatte.

Ich packte seine Hand und zog sie fort von meinem Kinn, fort von mir, dann wich ich schnell zurück und starrte zu ihm auf. Mein Atem ging schnell und stoßweise und meine Brust hob und senkte sich heftig.

Seine Augen waren dunkel, fast schwarz und so voller Gier, dass ich nicht mehr atmen konnte. Die Gier war so gewaltig, so tief und unkontrolliert, dass mich nacktes Grauen und gleichzeitig ein unglaublicher Schauer durchliefen. Tom hatte Schwierigkeiten, mich zu fixieren und seine Hände zuckten.

Schockiert und zornig blickte er mich an. Sein Kinn bebte vor Wut und Entsetzten. Keiner von uns beiden sprach ein Wort.

Es war schrecklich still.

Allein unsere Atemgeräusche erfüllten die eiskalte, flimmernde Luft.

Ich fröstelte und verschränkte meine zitternden Hände fest vor der Brust, bis ich seinen Blick schließlich nicht mehr ertragen konnte und einen Moment den Kopf senkte. Irgendwo hinter mir ertönte ein lautes, schauerliches Geheul.

Als ich den Kopf wieder hob sah ich, dass Tom sich einige Schritte von mir entfernt hatte. Seine Lippen bebten. Ich räusperte mich und daraufhin zuckte er zusammen, als hätte ich ihn geschlagen.

Seine Augen verengten sich zu Schlitzen.

„Ich habe gelogen, ich habe in so gut wie allen Dingen, die ich dir erzählt habe gelogen“, sagte er mit seltsam rau klingender Stimme, seinen gehässigen Blick wieder und wieder über mich wandern lassend. Er lachte trocken auf und wischte sich angeekelt über den Mund. „Meine Lippen waren mit diesem Blut befleckt und du hast sie berührt. Du hast Lippen berührt, die das Reinste, was es auf dieser Welt gibt, zerstört haben.“ Tom fletschte die Zähne, seine Augen glitzerten irr und dann tauchte ich in wabernden Nebel.

Wollen

Soo... Hallo erst mal

Vielen vielen Dank für die Reviews

Toll, dass euch das letzte Kapitel so gut gefallen hat

Tut mir wirklich leid, dass ich so lange gebraucht habe, aber ich war einige Tage nicht daheim von daher...

Ich bin schon fleißig am schreiben, also wirds nicht mehr so lange bis zum nächsten Kapitel dauern ;)

Liebe Grüße an alle

Als ich am nächsten Morgen erwachte, wusste ich nichts mehr vom vergangenen Abend. Ich wusste nicht, dass ich und warum ich mit Lynn durch die Korridore geschlichen war, ich wusste nichts mehr von dem getöteten Einhorn, ich wusste nicht mehr, dass ich spät nachts mit Tom Riddle durch den Verbotenen Wald gewandert war und vor allem, vor allem wusste ich nichts mehr von jenem Kuss.

Ich war der festen Überzeugung, dass ich die Nacht in meinem Bett verbracht hatte.

Lediglich ein schwacher, nicht zu lokalisierender Schmerz irgendwo in meinem Kopf ließ mich einige Sekunden inne halten, bevor ich meine Beine aus dem Bett schwang. Ich fühlte mich einen Augenblick lang leer und unwohl, aber das Gefühl verschwand und der Tag begann wie jeder andere auch.

„Du bist blass“, nuschelte Emma aus den Mundwinkeln, während sie sich eilig die Zähne putzte.

Ich begegnete ihrem Blick im angeschlagenen Spiegel und musste beim Anblick ihres müden, mürrischen Gesichts lächeln.

„Das bin ich immer.“ Ich spritze mir eiskaltes Wasser ins Gesicht, dann stützte ich mich mit den Unterarmen auf den Waschbeckenrand und sah zu Boden. „Kommst du heute mit?“, fragte ich nach einer Weile des Schweigens.

Emma stöhnte auf.

„Du musst da nicht hin, Gwen, und ich schon gar nicht.“

„Ach ja?“ Ich lachte bitter auf. „Wenn ich nicht gehe, dann kann ich mir die nächsten drei Wochen von ihm jeden einzelnen Spielzug erklären lassen. Da setzt ich mich lieber hin und tu so, als sähe ich zu.“

Emma fuhr sich durch die krausen Haare.

„Dann mach du das“, sagte sie schulterzuckend und drehte sich schwungvoll um. „Ich tu mir das jedenfalls nicht an.“

Ich blickte ihr mit misstrauischem Blick hinterher und machte mich einige Minuten später ebenfalls auf den Weg zum Frühstück.

Obwohl ich es zu diesem Zeitpunkt noch nicht bemerkte, mein so klar strukturiertes, sorgfältiges, kontrolliertes Leben hatte Risse bekommen.

Ich verlor meine von mir selbst so geschätzte Fähigkeit, alle Situationen und Probleme, die mir in den Weg gestellt wurden, mit stoischer Gleichgültigkeit zu bewältigen. Durch die feinen Linien, die sich durch das feste Fundament der Mauer, die ich im Laufe der Jahre um mich selbst errichtet hatte zogen wie Adern, drangen Dinge in mich ein, die ich bisher immer draußen gehalten hatte, weit von mir entfernt. Dinge, mit denen ich einfach nicht umgehen konnte.

Ich war verwirrt, ein Gefühl, das ich bis dahin nicht gekannt hatte. Es brachte mich zutiefst aus der Fassung, dass Tom Riddle mir seine Aufmerksamkeit schenkte. Ausgerechnet Tom Riddle und das ausgerechnet mir.

Da ich spät dran war und Flynn keinesfalls einen Anlass zur Klage geben wollte, blieb ich lediglich einige

Minuten in der Großen Halle und eilte dann mit einem klebrigen Marmeladentost in der Hand nach draußen zu den Rängen des Quidditchfeldes.

Ich hasste die Spiele und wenn nicht gerade Flynn spielte, dann sah ich mir kein einziges an.

Ich hasste das klaustrophobische Gefühl, wenn alle im Winter dicht beieinander gedrängt dastanden, wenn die Luft flimmerte und sie alle brüllten und schrien, als wäre es in irgendeiner Weise wichtig, wer gewann.

Ich setzte mich abseits von den anderen hin, ganz hinten auf meinem gewohnten Platz, der von Eisenstangen und Plakaten der jeweiligen Häuser abgeschirmt wurde und an dem ich vor Blicken weitgehend sicher war. Ich hasste es, wenn mich die Blicke der anderen abtasteten. Ich hasste es so sehr.

Es war ein sehr schöner Tag, dieser Samstag. Die Sonne schien und wurde vom gleißend weißen Schnee, der das Spielfeld bedeckte, so stark reflektiert, dass es mir schwerfiel, den Blick länger als nur ein paar wenige Sekunden auf den Platz zu richten. Trotz der Sonne war es eiskalt. Nach wenigen Minuten waren meine Wangen knallrot und starr und ich musste in meine Handschuhe schlüpfen, so klamm wurden meine Finger. Gedankenverloren zupfte ich kleine Stückchen von meinem Toast und ließ sie vor mich auf den Bode rieseln. Ab und zu tropfte etwas Marmelade auf den Schnee zu meinen Füßen, was aussah, als würde mir Blut vom Finger tropfen. Ich lächelte leicht.

Die Bank auf der ich saß knarrte, als sich Tom Riddle neben mir nieder ließ.

Überrascht blickte ich auf. Mit einem Mal hörte ich den Lärm, die ganzen Anfeuerungsrufe und Jauchzer und das dümmlich Kichern der Schüler um mich herum nicht mehr, fast so als hätte er einen Zauber benutzt.

Seine Augen glitzerten, seine Wangen waren ebenso rot, wie die meinen und was mich am meisten verwunderte war, dass er unwillkürlich lächelte, als ich den Kopf hob und ihn ansah.

Ich würde sehr gerne wissen, ob er damals noch spielte. Ob er es bewusst tat, ob es einem anderen Zweck diente, oder ob es einfach geschah, weil er sich tatsächlich freute, mich zu sehen. Ich glaube jedenfalls, dass er bereits zu diesem Zeitpunkt begann, die Kontrolle langsam zu verlieren. Ich für meinen Teil verlor sie jedenfalls.

Beinahe hätte ich mich verschluckt, so absurd erschien mir sein Lächeln und der Blick, mit dem er mich so eindringlich musterte.

„Seit wann siehst du dir die Spiele an?“, fragte ich, weil mir nichts Besseres einfiel und weil ich ihn davon abbringen wollte, mich anzustarren.

Er sah mich weiterhin ganz seltsam an, als würde er etwas in meinen Augen suchen, als würde er etwas prüfen. Er sah mich an, überlegen und irgendwie befriedigt. Nach einigen Sekunden wandte er den Kopf nach vorne und lehnte sich entspannt zurück.

Er lächelte.

„Wir wäre es, wenn wir unserer Gespräche einmal normal beginnen lassen könnten?“, fragte er amüsiert während er den Blick auf das gleißende Weiß des Feldes unter uns gerichtet hielt.

Ich drehte meinen Toast in den Händen und folgte seinem Blick. Die Stimmung der Schüler war unglaublich. Es brodelte.

Geblendet von den vielen roten und gelben Farben auf den Tribünen kniff ich die Augen zusammen.

„Das passt zwar nicht, aber wenn du darauf bestehst...“ Ich zuckte mit den Schultern und wischte mir meine klebrigen Finger am Umhang ab, dann holte ich tief Luft.

„Guten Morgen Tom“, sagte ich und streckte ihm meine Hand hin, die er anstarrte, als wäre sie giftig.

Er zögerte, aber dann reichte er mir seine kühle Hand und berührte die meine, die noch immer im Handschuh steckte. Während er mich berührte sah er mich nicht an. Er ließ mich schnell wieder los, aber ich sah, wie sehr er sich zwang, es unauffällig zu tun.

Darauf achtete er stets sorgsam. Er wollte nicht, dass ich sah, was ich mit ihm machen konnte. Er wollte nicht, dass ich sah, dass er trotz allem immer noch ein einfacher Mensch war. Er wollte mir niemals zeigen,

welch gewaltigen Einfluss, welche gefährliche Macht ich über ihn hatte.

„Nun, eine normale Frage als nächstes. Was schlägst du vor?“, fragte ich ihn zögernd.

Toms Augen blitzen übermütig.

„Hast du gut geschlafen gestern Nacht?“, fragte er mich interessiert und ich musste lächeln.

„Ich weiß nicht. Muss ich wohl, sonst würde ich mich daran erinnern. Und du?“

Tom schob die Hände in die Hosentaschen und beugte sich ein wenig näher zu mir. Ich glaube zwar nicht, dass er das bemerkte, er tat es vielmehr willkürlich, aber ich bemerkte es sehr wohl.

„Ausgesprochen gut habe ich geschlafen. Besser als sonst vielleicht. Kennst du das, wenn man aufwacht und plötzlich etwas vor Augen hat? Etwas anderes als den Wunsch nach Macht, etwas anderes als Schule und Zukunft und etwas anderes als Tod und die eigene Schwäche und ...“, Tom hielt einen Moment inne und schloss die Augen ehe er weitersprach. „Kennst du das? Wenn man plötzlich andere Prioritäten hat. Etwas ganz anderes als sonst?“

„Nein. Ich kenne es nur wenn man aufwacht und sich nur eine einzige Frage stellt: Warum?!“

Ich lächelte bitter und knüllte meine Papierserviette mitsamt dem fast unangerührten Toast zusammen.

„Ich meine, sieh an mit was wir hier unsere Zeit verschwenden. Man redet uns ein, dass das hier wichtig und ich weiß nicht... spannend ist, dabei ist es doch total egal, nicht wahr?“

Der Anpfiff für das erste Quidditchspiel der Saison unterbrach mich. Ich richtete meinen Blick auf die scharlachroten und gelben Gestalten, die sich einige hundert Meter entfernt in die Lüfte stießen, dann schüttelte ich den Kopf und ließ das Papierknäuel in meiner Hand mit einem Wink meines Zauberstabes in Flammen aufgehen. Tom folgte aufmerksam der Bewegung meines Stabes.

„Warum sitzt du dann hier und ‚vergeudest‘ deine Zeit?“, fragte er.

Ich beobachtete, wie sich mein kleines rot gelbes Feuer in seinen Augen spiegelte.

„Das frage ich mich eigentlich auch gerade“, antwortete ich leise, dann straffte ich die Schultern. „Und du? Was machst du nun hier?“

„Nun, ich bin hier wegen dir“, sagte Tom.

Irgendwie klang er sanft, behutsam, ganz vorsichtig. Seine Worte, oder vielmehr die Art, wie er sprach, fühlten sich seltsam auf meiner Haut an. Irgendwie warm und streichelnd. So wie bei Flynn, nur doch vollkommen anders.

Ich spürte, wie sich meine Augen weiteten, aber ich hielt sie ebenso wie er auf das brennende Etwas zwischen unseren Füßen gerichtet.

Tom zückte seinen eigenen Stab und mit einer winzigen Bewegung hatte er das Feuer gelöscht. Die Asche kräuselte sich und ich brauchte mehrere Minuten, bis ich bemerkte, dass es nicht der Wind war der sie bewegte. Der schwarze Staub bewegte sich, als wäre er eine einheitliche Masse, als wäre er lebendig. Fasziniert beobachtete ich, wie sich ein kleiner Vogelkopf aus dem wogenden, schwarzen Häufchen formte.

„Wie eine Phönixgeburt“, sagte ich und traute kaum meinen Ohren, als der Vogel leise Geräusche ausstieß und sich langsam von der Asche am Boden loslöste.

Tom wisperte etwas und strich sich mit der Zunge über die Lippen, während der Vogel sich schüttelte und die Asche von ihm abzufallen begann, als hätte er sich lediglich in ihr gewälzt, als wäre er nicht gerade aus ihr entstanden. Darunter war sein Gefieder glänzend grau und an den spitzen der rauen Federn schimmerte es silbrig grün. Der Vogel sprang auf seinen zarten Beinchen einige Male auf und ab, dann betrachtete er uns mit

schief gelegtem Kopf.

„Ich hasse Vögel“, sagte Tom plötzlich und er legte den Kopf ebenfalls leicht schräg.

Er zielte mit dem Zauberstab auf den Vogel und plötzlich drangen smaragdgrün schimmernden Flammen zwischen den Federn des kleinen Vogels hervor und leckten unerbittlich an seinem Gefieder.

Es sah wunderschön aus.

Der Vogel kreischte und wand sich und nach wenigen Sekunden war alles, was noch von ihm übrig war ein einziger Feuerball. Fast so, als hätte es nie einen Vogel geben, fast so, als würde noch immer meine Papierserviette zwischen uns liegen und brennen.

„Du sagst nichts“, stellte Tom trocken fest, während er sich vorbeugte und seine Ellenbogen auf die Knie stützte, die Augen glitzernd auf das Feuer gerichtet. „Ich sagte gerade, dass ich wegen dir hier bin und so wie du bist, hätte ich gedacht, das würde dich eventuell stören.“

Er wandte sich kurz um und sah mich prüfend an, doch als ich seinen Blick nicht erwiderte drehte er seinen Kopf wieder Richtung Spielfeld. Ich zog meinen Schal über mein gefrorenes Gesicht und atmete gegen ihn, um mich aufzuwärmen und um meinen Atem zu beruhigen.

„Es stört mich nicht, es ist mir egal“, sagte ich ruhig, dann stand ich auf und ging nach vorne, mitten zwischen den anderen Ravenklaws durch zum Rand der Tribüne. Ich umfasste mit meinen kalten Fingern das Geländer und beugte mich nach vorne, sodass ich nach einigem Suchen endlich Flynn entdeckt hatte. Er winkte und ich lächelte.

Ich spürte einen leichten Luftzug hinter mir und drehte den Kopf. Tom kam mitten durch die Schülerschar auf mich zu. Jeder einzelne, der ihm im Weg stand, wich ihm automatisch aus. Ich schüttelte den Kopf und wandte mich wieder dem Spiel zu.

Tom trat neben mich, stützte die Unterarme auf die Stange und beugte sich näher zu mir, sodass er sich auf Augenhöhe mit mir befand.

„Wenn du noch einmal gehst, ohne mir eine Antwort gegeben zu haben, dann sorg ich dafür dass du überhaupt nirgends mehr hingehen kannst“, sagte er ruhig und lächelte dabei, sodass es für jeden anderen, der sich die Mühe gemacht hätte uns genauer zu beobachten so ausgesehen hätte, als würde er sich blendend mit mir verstehen.

Ich erwiderte sein Lächeln.

„Wenn du denkst, dass es mich beeindruckt, wenn du tötest, dann kann ich dir eines versichern: Das tut es nicht. Und auch keinen anderen.“

„Deshalb bist du gegangen?“

„Nein“, sagte ich wütend und presste die Lippen aufeinander.

Tom begann zu lachen. Leise und schön und fürchterlich verächtlich.

„Ich habe es nicht nötig dich zu beeindrucken, meinst du nicht auch?“, fragte er und beugte sich noch näher zu mir. Ich fühlte seinen warmen Atem an meiner kalten Wange und zuckte zurück.

Weniger als eine Nanosekunde darauf zuckte auch Tom zurück.

Wie zwei Magneten, die sich eben noch gegenseitig angezogen hatten und die dann plötzlich, durch eine wage Geste vielleicht ein einzelnes Wort, umgepolt worden waren und die sich nun abstießen. Wir reagierten aufeinander und das machte mir Angst. Ich wollte mein einzelner Magnet bleiben, wollte aus einem Stoff sein, der alle anderen abstieß. Nichts wollte ich mehr.

„Tom“, begann ich und genoss es dabei fürchterlich seinen Namen auszusprechen. „Was genau willst du eigentlich? Was soll das alles?“ Ich kniff ärgerlich die Lippen zusammen und schlang meine Arme um mich, als würde ich die Kälte spüren, wie zuvor, als Tom noch nicht bei mir gewesen war. „Ich bin es leid, diese

ständigen ziellosen Unterhaltungen, bei denen keiner von uns beiden zu wissen scheint, auf was sie hinauslaufen.“

Tom lehnte sich weiter zurück und musterte mich nachdenklich. Seine sonst immer sorgfältig zurückgekämmten Haare wehten ihm ins Gesicht und ließen ihn jünger und offener aussehen, als er es eigentlich war.

„Du hast Rech“, begann er. „Ich sollte mir wirklich langsam darüber im Klaren sein was ich... WILL. Und vor allem, was ich NICHT will.“

Seine Augen wanderten zu meinem Mund, schon wieder. Und schon wieder reichte dieser eine Blick aus, um mich aus der Fassung zu bringen. Tom war plötzlich wieder sehr nahe, doch heute könnte ich nicht mehr sagen, wer von uns auf den andere zugegangen war.

Ich spürte seine Wärme durch meinen Umhang, so nah war er. Ich senkte den Kopf, so konnte er aufgrund seiner Größe mein Gesicht nicht mehr sehen, er konnte so nicht sehen, was mit mir passierte, wenn er mich so ansah, wie gerade eben.

Er lachte leise und in mir kam die schreckliche Gewissheit auf, dass er es doch wusste. Dass er ALLES wusste, dass meine Geheimnisse und Gedanken nirgends in mir sicher waren.

„Willst du nicht wissen, was ich will?“, fragte Tom summend.

Ich schob mir meinen Zopf über die Schulter und seufzte.

„Wieso sollte ich?“, entgegnete ich, noch immer auf meine Füße starrend.

„Weil es dich betrifft“, sagte Tom und daraufhin stellten sich in meinem Nacken die Haare auf.

Plötzlicher Jubel um uns herum ließ meinen Kopf nach oben fahren. Unsanft rempelte mich ein kleiner Junge neben mir an, ohne sich zu entschuldigen. Ich verzog den Mund und blickte wieder zu Tom. Das war ein Fehler.

Seine Augen hielten mich.

„Ich will dich“, sagte er wie nebenbei, dann wandte er den Kopf aufs Spielfeld und folgte mit seinen stechend schwarzen Augen dem Quaffel, als wäre er das interessanteste auf der ganzen Welt.

Ich spürte, wie in meinem Inneren eine Mauer zerbrach und ich spürte, wie tausende kleine Männchen aus Stein versuchten sie wieder aufzubauen. Ich hatte Angst davor zu sprechen, solange diese Mauer nicht wieder aufgebaut war. Ich war schutzlos und ich wollte nicht schutzlos sein. Niemals.

Ich wartete, dann holte ich leise Luft.

„Und was genau willst du von mir?“, fragte ich und zog dabei spöttisch die Augenbraue hoch, doch Toms Augen blieben auf das Feld gerichtet. Wieder fuhr Jubel durch die Tribünen und erinnerte mich daran, wo wir eigentlich waren, ich vergaß es Sekunden später jedoch wieder vollkommen. Am liebsten hätte ich mich selbst gerichtet in diesem Moment.

„Ich sagte es bereits: Ich will dich. Nicht mehr und nicht weniger“, wiederholte Tom geduldig, dann hob er blitzschnell seine Hand und fuhr damit über meine Wange, dabei lächelte er kalt, als wüsste er etwas, was ich nicht wusste.

„Damit wir uns nicht falsch verstehen: Ich will diese Gespräche, ich will Zeit. Ich will in dein Leben. Mehr nicht.“

„Mehr nicht?“ Ich verzog sarkastisch den Mund. „Für meine Verhältnisse wäre das viel zu viel.“

Tom zischte leise und sein Blick verfinsterte sich.

„Glaub mir, Gwendolyn, wenn ich anders könnte, dann würde ich. Betrachte dich als mein Einhornblut. Du bist das Neue, das ich brauche. Wenn ich anders könnte, würde ich. Du weißt gar nicht wie sehr ich gerne anderes wollen würde.“

Tom trat näher. Nur einen kleinen Schritt, aber es fühlte sich an wie ein Kilometer, es fühlte sich an wie eine ganze Welt, es fühlte sich an, als wäre ich plötzlich gegen eine Wand gedrückt.

„Du kannst machen, was du willst und das weißt du“, zischte ich leise und sah mich kurz nach allen Seiten um, denn ich spürte die Blicke der anderen, vor denen ich sonst immer floh.

Toms Augen packten die meinen und hielten sie fest. Das konnte er perfekt. Seine Augen waren seine mächtigste Waffe, schon immer.

„Ja, ich kann machen was ich will“, begann er fest, ohne den Blickkontakt zu unterbrechen.

„Aber was ich nicht kann ist wollen was ich will. Ich kann mir befehlen, dich zu ignorieren, mich von dir fern halten, das ist natürlich leicht. Aber was ich nicht kann, und glaub mir, das ärgert mich gewaltig: Was ich nicht kann ist, dass ich aufhöre zu wollen.“

Einen Moment blieb ich stumm und dachte darüber nach, dann nickte ich unmerklich und begann zu lächeln, ganz leicht nur. Es gefiel mir, wie er das gesagt hatte. Es gefiel mir sogar sehr.

„Gryffindor gewinnt“, hallte plötzlich die magisch verstärkte Stimme eines siebzehnjährigen Hufflepuff-Schülers durch die Luft.

„190 zu 40! Gryffindor gewinnt!“

Irritiert blickte ich auf und kniff die Augen zusammen. Nicht weit von uns entdeckte ich einen roten, sich bewegenden Knäuel von Gryffindors in der Luft. Flynn war einer von ihnen. Er fing meinen Blick und ich zwang mich zu einem Lächeln. Als ich mich umwandte, sah ich gerade noch, wie sich die Menschenmenge vor Tom Riddle teilte und er kommentarlos verschwand.

Mit der Zeit rückte Weihnachten näher.

Ich begegnete Tom nur noch sehr selten. Ab und zu tauchte er wie zufällig in meiner Umgebung auf und dann wusste ich, dass er mich beobachtete. Ich versuchte mich dann normal zu verhalten, und ihn zu ignorieren und ich glaube, das gelang mir recht gut. Ich ging ihm aus dem Weg und ich merkte, dass auch er abwesend und nachdenklich schien. An manchen Abenden, wenn ich alleine in der Bibliothek saß, kam er wie aus dem Nichts und setzte sich mir gegenüber hin, ohne mich anzusehen und ohne dass einer von uns beiden den Mund aufgemacht hätte. Die Tage vergingen.

Anfang Dezember wurde es entgegen aller Erwartungen sogar noch kälter, als es im November schon gewesen war, weshalb Zaubertänke, Pflege magischer Geschöpfe und Kräuterkunde nun die meist gehassten Fächer der gesamten Schülerschaft waren.

Trotz der zwei Pullover und des Umhangs, den ich meistens trug, schlugen meine Zähne schmerzhaft aufeinander, wenn ich neben Emma in der klammen Erde des Gewächshauses grub, oder diverse Zutaten im feuchten Vorratsraum des Kerkers suchte.

„Ich könnte dich aufwärmen, wenn du willst“, bot mir Flynn beinahe täglich an, wenn ich wieder einmal vergeblich versuchte, meine Kiefer aufeinander zu behalten.

Als ich eines Tages darauf antwortete, er solle doch Deirdre dieses Angebot machen, da sie schließlich seine Freundin sei und nicht ich, verzog er beinahe erschrocken das Gesicht und fragte mich danach nie wieder.

Zudem bemerkte ich des Öfteren Deirdre‘ s ausdruckslose Seitenblicke, die sie mir zuwarf, wenn Flynn sie wieder einmal mitten auf dem Gang stehen gelassen hatte, weil er mich irgendwo in der Menge vor sich ausgemacht hatte, doch sie schwieg beharrlich.

Die öffentlichen Küsse und Umarmungen, die von Anfang an eher selten gewesen waren, hörten mit der Zeit ganz auf und anstatt des ansonsten immer strahlenden Lächelns, lag nun meist ein verbitterter Zug um Deirdre‘ s Mund.

Das alles fiel mir sehr wohl auf, aber es kümmerte mich nicht wirklich. Ich verstand nicht, wie man nur so dumm sein konnte, einem anderen Menschen die Macht dazu zu geben, einem selbst Glück oder Unglück zuzufügen.

Als Emma mich eines Abends, als wir die letzten Verbliebenen im Gemeinschaftsraum waren resolut darauf aufmerksam machte, dass Flynn eigentlich gar nicht auf meine Schwester achtete, sondern vielmehr mir seine Aufmerksamkeit schenkte, da machte ich den Fehler, ihr von dem geplanten Ausflug mit Flynn zu erzählen.

„Bist du verrückt geworden?“, fuhr sie mich zornig an, ehe sie sorgfältig ihre Feder säuberte und sich dann mir zuwandte, als wäre ich ein kleines Kind und sie die genervte Mutter.

„Bei jedem anderen hätte ich gesagt: Tu es, Gwen, großartige Idee. Aber Flynn? Bist du noch ganz bei Trost?“

Erstaunt über ihre heftige Reaktion blickte ich von meinem Aufsatz hoch und musterte Emmas müdes, von Schatten überzogenes Gesicht.

„Was hast du gegen Flynn?“

Emma lachte heiser auf. „Mein Gott, Gwendolyn. Ich habe mir geschworen es dich selbst herausfinden zu lassen, aber wie es scheint, wirst du das nie.“ Emma lehnte sich mit geschlossenen Augen zurück in die Couch und fuhr sich über die Stirn, während sie sprach.

„Flynn... mag dich. Viel mehr als er Deirdre mag und viel mehr, als ihm und dir guttut. Und ich denke er hat endlich hausgefunden, dass es dich nicht wirklich eifersüchtig macht, ihn mit deiner Schwester zu sehen. Verstanden?“

Ich brach in Gelächter aus.

„Du bist verrückt“, hatte ich Emma nur erklärt und da es nicht in ihrer Natur lag, mich von etwas überzeugen zu wollen, schwieg sie nur und funkelte mich kopfschüttelnd über den Tisch zwischen uns hinweg an.

Hätte sie gewusst, dass ich nun geradewegs meinem Untergang entgegen lief, mit offenen Armen und Augen und Herzen dann hätte sie mich jetzt gepackt, geschüttelt und angeschrien endlich die Augen für das Offensichtliche zu öffnen.

Dann wäre ich vielleicht nicht mit Flynn gegangen, damals in den Weihnachtsferien und dann hätte ich ihm und Deirdre ihr Schicksal vielleicht ersparen können.

Dann hätte ich mir vielleicht eingestanden, dass ich Flynn mochte, er hätte es gesehen, mich anstatt Deidre gewählt und das hätte uns alle vor dem Unglück bewahrt, dass auf uns zusteuerte.

Aber ich mache Flynn keinen Vorwurf. Wie käme ich dazu? Ausgerechnet ich?

Flynn war ein guter Ehemann für Deirdre, dass war er wirklich. Er war ein guter Vater, er war ein guter Mensch und der beste Freund, den man sich nur wünschen konnte. Bis zum Schluss war er mein Freund, selbst dann noch, als er mich beinahe zerstört hätte.

Er wollte nicht, dass Deirdre herausfand, warum er sie geheiratet hatte. Er wollte, dass sie es gut hatte, er

wollte, dass sie alles bekam, was sie wollte. Er hätte ihr alles gegeben, aber das was sie suchte, das konnte er ihr nicht geben. Niemals.

Und irgendwann sah Deirdre das auch ein. Und irgendwann wurde es zu viel und sie verlor alles. Tom hatte mir versprochen, ihr nichts zu tun. Er hielt sein Versprechen.

Deirdre tötete sich selbst.

Heute möchte ich mich Ohrfeigen, weil ich so unendlich blind war.

Ich könnte heute fünf Kinder haben, zehn Enkelkinder, Urenkel, ein Haus, eine Familie, Glück, eine Zukunft, eine Vergangenheit, eine Gegenwart. Ich hätte Flynn haben können und er hätte mich geliebt bis zu seinem letzten Atemzug.

Bin ich grausam, wenn ich sage, dass mir das alles nicht genügt hätte?

Schuld

Es dämmerte und es schneite, als ich neben Emma auf dem Bahnsteig stand und fröstelnd meine Hände aneinander rieb. Der Wind war scheidend und tat richtig weh im Gesicht. Die Flocken waren leichter als Luft doch sie bohrten sich in die Haut wie feine Glassplitter.

Die Lichter der bläulich flimmernden Straßenlaternen flackerten über den Bahnsteig und boten gerade genug Licht dafür, dass man die Gesichter der anderen halbwegs deutlich neben sich ausmachen konnte.

Es war mein fünftes Mal, dass ich dort im tiefsten Winter am Bahnsteig stand und den anderen dabei zusah, wie sie nach Hause fuhren. In meinem ersten Jahr war ich noch hoffnungsvoll und kindisch genug gewesen, dass ich mit ihnen gefahren war, in der Erwartung an ein einmaliges Fest zusammen mit meiner Familie. Doch das trostlose nicht enden wollende Weihnachtsfest zu Hause, das bis oben hin mit guter Laune, unerträglichem Optimismus, Kerzenduft und Verzweiflung gefüllt war, hatte mich dazu gebracht mir zu schwören, niemals wieder dabei zu sein, wenn meine Mutter versuchte, wenigstens für wenige Tage, die Scherben unserer Familie wieder zusammenzukleben.

Deirdre konnte sie etwas vormachen, aber mir nicht. Ich wusste Dinge über unserer Familie, die Deirdre nicht wusste. Dinge, die es mir unmöglich machten, unser kleines Haus am Stadtrand von London zu betreten, ohne in jedem Raum das entsetzliche Gefühl zu haben, alle jene Momente wieder zu durchleben, jene Momente, die mich zu dem gemacht hatten, was ich war.

Es herrschte reges Treiben um uns herum. Immer wieder zuckte ich zusammen, wenn mich die eilig in den Zug steigenden Schüler streiften und ich kurzzeitig das Gefühl hatte, als würde mich ein jeder einzelne von ihnen dazu überreden versuchen, ebenfalls einzusteigen und mit zu kommen. Einzusteigen und nach Hause zu fahren.

Einzusteigen und vielleicht nie wieder zu kommen.

Emma neben mir stieß ein undefinierbares Seufzen aus.

Ich drehte den Kopf und sah sie an. Ihr kurzes schwarzes Kraushaar war durchzogen von feinen Eisfäden und ihre Nase und Wangen waren knallrot, was seltsam und falsch aussah bei dir, weil sie sonst beinahe so blass war, wie ich. Ihre Mundwinkel waren leicht nach rechts verzogen, sodass man ihren kleinen, weißen Eckzahn sehen konnte, wie immer wenn sie sie ungeduldig wurde oder unzufrieden war.

„Ich steige jetzt ein“, sagte sie laut, doch ich hatte trotzdem Mühe, sie über das Gemurmel der anderen und das Stöhnen und Ächzen des Zuges hinweg zu verstehen. Sie wiederholte es etwas lauter und ich nickte steif.

„Mach das“, gab ich zurück und folgte ihr die zwei Schritte bis zur Tür, an der die Schüler bereits anstanden und darauf warteten endlich ins Warme zu kommen. Ungeduldig trat ich von einem Bein auf das andere.

„Schreib, wenn es allzu schlimm wird bei dir. Dann komme ich und hol dich da raus, okay?“ Emma verzog das Gesicht, dann hievte sie ihr Ungetüm von Koffer auf das hölzerne Trittbrett vor ihr.

„Und du schreib, wenn Flynn...“ Emma hielt inne und blickte hinter mich in das Schneetreiben. „Schreib mir wenn du verrückt wirst, so allein an Weihnachten“, beendete sie den Satz zögernd, ehe sie den Zug bestieg, einen letzten nicht zu definierenden Blick auf mich werfend.

Damals hatte ich den Blick nicht deuten können, weil ich nie einen vergleichbaren Ausdruck auf Emmas Gesicht gesehen hatte. Heute weiß ich es besser. Besorgnis sprach damals aus ihren mandelförmigen, dunklen Augen.

Einen Moment blieb sie noch an der Tür stehen und blickte mich ausdruckslos und kaugummikauend an, dann begannen die Schüler, die hinter ihr standen und einsteigen wollten unruhig zu werden und Emma verschwand genervt schimpfend im Wagon. Keine Umarmung, nichts. Das waren Emma und ich.

Ich drehte mich um und sah, warum sie zuvor im Sprechen innegehalten hatte. Deirdre und eine ihrer Freundinnen, deren Namen ich nie kannte, schlitterten über den vereisten Bahnsteig.

„Was soll ich Mama sagen?“, begrüßte mich meine Schwester außer Atem. Ich ließ den Blick über sie wandern, bis er an ihren spiegelnden Augen hängenblieb, die beinahe von den dichten, fast schwarzen Wimpern verdeckt wurden, die sie so perfekt umrahmten.

„Sag was du willst, du weißt besser, wie man mit ihr umgeht.“

„Du willst ihr nicht mal ‚Frohe Weihnachten‘ wünschen?“ Deirdre verzog missbilligend den Mund. „Nicht mal Schöne Grüße?“

Ich seufzte. „Doch, freilich. Überleg dir was Nettes, richte es ihr aus und gib ihr unser Geschenk“, antwortete ich. Deirdre strich sich mit der Zunge über die Lippen und nickte schwach.

„Frohe Weihnachten Gwendolyn“, sagte sie dann leise und machte einen kleinen Schritt nach vorne. Sie schlang die Arme um mich und ich erstickte beinahe an ihrem Geruch. Ihre Locken kitzelten meine Wangen.

„Ich weiß beim besten Willen nicht, was ich zu Weihnachten allein im Schloss mit mir anfangen würde, aber du wirst schon wissen, was du tust.“ Ich löste mich von Deirdre und konnte mir ein Grinsen nicht verkneifen.

„Das kann ich nur zurückgeben. Meinen Respekt. Mit Mama allein zu Hause...“ Ich zog mir meine schwarze Wollmütze tiefer über die Stirn und beobachtete, wie Deirdre und ihre Freundin ihre Koffer mühsam nach oben hoben.

„Bis bald“, rief Deirdre mir über das laute Pfeifen des Zugs hinweg noch zu, dann war sie verschwunden.

Endlich allein.

Als ich mich auf den Weg zurück zum Schloss machte, begegnete ich etwas weiter vorne am Zug Lynn, die gerade im Begriff war, einzusteigen. Ihre kanariengelbe Strickmütze biss sich fürchterlich mit ihrem blonden Haar und ließ sie aussehen wie zwölf. Ich musste lächeln. Als ich an ihr vorbeiging sprang sie mit einer ungekannten Leichtfüßigkeit neben mich in den Schnee und stieß atemlos die Luft aus. Sie wirkte befreit und locker und anders als sonst. Irritiert hielt ich inne.

„Was ist denn mit dir los?“, fragte ich sie skeptisch.

„Ach, ich freue mich nur auf daheim. Meine Eltern, meine beiden kleinen Brüder... das ist alles“, antwortete Lynn strahlend, dann zog sie jedoch plötzlich die Stirn in Falten. „Du bleibst ganz alleine da?“, fragte sie mich mitleidig.

„Ja und ob du es glaubst oder nicht ich freue mich genauso auf diese paar Wochen, wie du.“

„Aber... es bleiben so wenige hier, Gwen. T... Tom Riddle zum Beispiel.“

„Hätte mich auch gewundert, wenn er nicht geblieben wäre. Wo sollte er denn auch hin?“ Ich strich mir über die Lippen und genoss Lynn's erschrockenen Blick. Zu meiner Überraschung ging sie jedoch nicht genauer darauf ein.

Lynn war der einzige Mensch den ich kannte, der Hogwarts nicht als sein eigentliches Zuhause betrachtete. Für Lynn war das Schloss ihre Schule, wir waren Freunde, Bekannte von ihr, ihre Familie hatte sie Zuhause. Sie war so anders als wir anderen und doch hatte sie in ihrer Weltfremdheit eine seltsam beruhigende Wirkung auf mich. Plötzlich hatte ich das Bedürfnis ihr zu erzählen, was ich in den Ferien tun würde und ich glaube ich hätte es wirklich getan wenn nicht in diesem Moment ein Ruck durch den Zug gegangen wäre. Ich hätte es getan und sie hätte mich zur Vernunft gebracht, doch es schien, als würde alles gegen mich arbeiten.

Jeder Mensch, jeder Flügelschlag eines Schmetterlings. Alles und jeder.

Lynn zuckte zusammen und sprang eilig auf das mit Eis überzogene Trittbrett, noch ehe ich den Mund hatte öffnen können. „Pass auf dich auf Gwen“, rief sie mir noch zu, dann setzte der Zug sich in Bewegung und ihr kleiner Kopf mit der schrecklich lächerlichen Mütze verschwand im Inneren des Abteils und dachte Sekunden später schon nicht mehr an das einsame Mädchen, das dort am Bahnsteig zurückgeblieben war und das nicht mehr dieselbe sein würde, wenn der Zug wiederkommen würde.

Ich kann es ihr nicht verübeln. Sie hatte ihr eigenes Leben, abseits der Mauern des Schlosses, so wie ich mein Leben hier hatte. Außerhalb von Hogwarts war ich nichts, so wie sie, wenn sie hier war.

Beinahe hätte ich laut aufgelacht, so erleichtert war ich dass ich den Abschied hinter mich gebracht hatte. Endlich allein, endlich frei.

Wenn ich heute daran zurückdenke, wie glücklich ich war, dass Menschen die mir nahestanden endlich fort waren, dann kann ich mich selbst nur noch sehr, sehr schwer verstehen.

Ich bin böse auf die Welt. Die Welt hat mich zu dem gemacht, was ich bin. Ich bin so böse auf sie. Jemand soll kommen und sie zerstören. Jemand soll kommen und die Welt zerstören. Er soll sie foltern, so wie ich gefoltert wurde, er soll sie verurteilen, so wie ich verurteilt wurde, er soll sie leiden lassen, so wie ich gelitten habe, er soll sie verspotten, über sie lachen, so wie ich verspottet wurde, so wie über mich gelacht wurde und dann, dann erst soll er sie zerstören. Genauso wie ich zerstört wurde. Die Welt ist berechnend und grausam und kalt und leer und deshalb ist jeder, der einen Fuß in diese Welt setzt genau gleich. Ich will, dass diese Welt vernichtet wird, denn diese Welt und alle die auf ihr sind haben mich vernichtet.

Jetzt wo ich hiersitze in meinem kleinen Haus am Meer, da erinnere ich mich zurück an mein Leben. Ich spüre die Kälte jenes Abends in meinen Knochen, fühle die Flocken die sich in meine Haut bohren wie Nägel, fühle das Stück Befreiung, das ich damals empfand, als der Zug in der Dunkelheit verschwand. Es ist, als wäre ich mein eigenes Denkarium. Es ist, als würde ich neben meinem sechzehnjährigen Ich dort stehen, ihm über die Schulter sehen. Es ist, als stünde ich dort, schreiend hinter der Gwendolyn von damals, schreiend ohne einen Ton zustande zu bringen.

„Steig in den Zug“, schreie ich. „Steig um Himmels Willen in den Zug Gwendolyn und lass dich fortbringen.“

Dann bricht meine Stimme. Sie bricht wie Kochen und ich stehe dann da, als wäre ich eine Puppe. Als würden Fäden aus meinen Gliedmaßen nach oben führen und mich halten, mich steuern und vor dem Fallen bewahren.

„Komm nicht wieder zurück“, flüstere ich.

Aber sie hört mich nicht. Ich höre mich nicht. Und ich habe Angst es zuzugeben, aber ich bin froh darüber, dass sie mich nicht hört. Es ist plötzlich als hätte der Puppenspieler die Fäden losgelassen und ich knicke um und sacke in mir zusammen.

Ich habe Tom seit Jahren nicht mehr gesehen. Aber ich höre von ihm und was ich höre ist grauenvoll. Es ist unfassbar und zugleich sonnenklar. Ich kenne ihn und ich weiß, wozu er fähig ist. Ich bin nicht fassungslos, entsetzt oder wütend. Ich bin einfach nur da und höre von ihm und den Dingen, die er dieser Welt antut. Ich verbiete mir über ihn zu urteilen, denn dann müsste ich über mich urteilen und dazu bin ich nicht bereit. Noch nicht.

Tom rächt sich an der Welt und ich weiß, dass es falsch ist, aber ein winzig kleiner Teil von mir empfindet unendliche Befriedigung dabei. Der Rest von mir wünscht sich, dieser Teil von mir wäre nicht da. Aber er ist da und er wird immer da sein.

Akzeptanz ist das Schlüsselwort.

Ich habe akzeptiert, dass er da ist und ich habe akzeptiert, dass ich dumm bin und dass ich ihn brauche, wie ich eigentlich niemals jemanden brauchen wollte. Ich habe es schlussendlich akzeptiert und ich weiß, dass auch er es eines Tages akzeptieren wird und wenn es soweit ist, dann wird er kommen um mir ein letztes Mal wehzutun. Ich werde ihn willkommen heißen, ihm die Türen öffnen und mich ihm ausliefern, denn ich habe es endlich akzeptiert:

Ich hatte eine Wahl und ich habe mich entschieden.

Es war meine Schuld. Es ist meine Schuld. Alles was geschehen ist, was gerade geschieht und alles, was noch geschehen wird, war und ist meine Schuld.

Meine Schuld.

Und ich bin bereit. Bereit dazu, diese Schuld zu tragen, obwohl ich kaum noch stehen kann. Noch werde ich nicht fallen, noch nicht. Meine Zeit ist noch nicht gekommen. Ich lade diese Schuld auf meine kleinen, schwachen Schultern und werde sie tragen, bis ans Ende der Welt und darüber hinaus.

Ich werde hoch erhobenen Hauptes gehen, ich werde ihnen allen in die Augen sehen, ihnen allen, deren Tod ich auf mir trage.

Und egal wie schwer die Last auch sein wird, ich werde niemals klagen.

Feigling

So, endlich. Das neue Kapitel.

Tut mir wirklich leid, dass es so lange gedauert hat, mein Laptop mit all meinen Notizen war kaputt und es hat etwas gedauert bis ich ihn wiederbekommen hab. Ich hoffe ich schaff es, dass ich wieder regelmäßig was neues hochlade ;)

Vielen vielen Dank für die vielen Reviews und viel Spaß mit dem neuen Kapitel.

Liebe Grüße an alle

Feigling

*In seine Todeslohe hüllt dich das Licht.
Versunken, leidensblass stehst du da, ausgesetzt
den alten Dunstspiralen der Abenddämmerung,
die kreisend dich umringt.
Stumm, meine Freundin,
einsam in all der Einsamkeit dieser Stunde voll Sterben
und erfüllt vom Leben des Feuers,
reine Erbin des zerstörten Tages.*

„Es tut weh“, flüsterte sie. „Es tut so weh.“

Ich grub meine Fingernägel in die Innenseite meines Unterarmes bis rote Blutstropfen unter ihnen hervorquollen und auf den Boden tropften, wo sie zerplatzten und wunderschöne klatschmohnfarbene Blüten hinterließen.

Ja, sie hatte Recht. Es tat weh.

„Mach dass es aufhört. Egal wie. Bitte!“

Ein letztes Flehen, so verzweifelt. Ein Flehen ohne jegliche Hoffnung, das wirkungsvollste Flehen überhaupt. Ich wünschte ich könnte es beenden. Ich wünschte ich könnte.

„Ich kann nicht mehr.“ Ihre Stimme brach. „Es geht nicht mehr.“

Ich verstärkte den Druck meiner Finger, hoffte ich würde bis zu den Pulsadern dringen und so endlich allem ein Ende bereiten.

Sie war nicht die einzige, die nicht mehr konnte. Denn auch ich konnte nicht mehr.

„Warum ist das alles passiert? Wie konnte es soweit kommen? Warum ich?“

Es ist meine Schuld. Es tut mir leid. Das wollte ich ihr sagen, aber ich brachte keinen Laut über die Lippen.

„Du hättest auf mich hören sollen“, stieß sie hervor.

Eine Blutblase an ihrer Lippe zerplatzte.

„Warum hast du mir nicht geholfen?“

Ich durfte nicht länger schweigen. Ich musste es ihr sagen. Ich öffnete den Mund, sah ihr in die Augen, doch sie waren starr und leer und ich erkannte, dass es zu spät war.

Es war immer zu spät.

In meine erste Nacht allein im Schlafsaal schlief ich beängstigend gut. Da waren keine Geräusche, die mich störten, mich aufschrecken ließen, keine Geräusche, die sich in mein Gehirn bohrten wie Gift und mich davon abhielten, träumen zu können.

Da waren nur noch ich und mein ruhiges Atmen.

Zum ersten Mal seit langer Zeit fühlte ich mich wieder ausgeruht und munter und als ich die Augen am nächsten Morgen aufschlug spürte ich ein Lächeln auf meinem Gesicht.

Ich schlüpfte in eine schwarze Stoffhose, wie sie damals in Mode gewesen waren und dann ertappte ich mich dabei, wie ich mit nacktem Oberkörper vor dem Kleiderschrank stand und tatsächlich überlegte, was dazu passen könnte.

Ich musste lachen und das erschreckte mich beinahe.

Ich entschied mich für eine weiße Bluse, und erst als ich meine Haare büstete fiel mir auf, dass es nicht die meine war. Sie gehörte Tante Erin und musste unter meine Sachen geraten sein, als sie uns damals so überstürzt verlassen hatte. Ich riss mir das Kleidungsstück vom Körper, als hätte es meine Haut verbrannt.

Tante Erin war sehr hübsch gewesen und sich im Gegensatz zu meiner Mutter dessen stets bewusst gewesen. Sie hatte einen guten Geschmack gehabt und die Tatsache, dass sie gut aussah, hatte sie weit gebracht. Sie hatte gewusst, wie sie bekommen konnte, was sie wollte. Sie hatte es ganz genau gewusst.

Vielleicht hätte ich sie gemocht, wenn sie mir nicht den Vater genommen hätte. Und vielleicht wäre meine Mutter heute nicht so, wenn sie nicht gesehen hätte, dass ihr Mann sie mit ihrer eigenen Schwester betrog. Ein bitterer Geschmack machte sich in meinem Mund breit und ich fröstelte in der kalten Morgenluft.

Manchmal wünsche ich mir, ich wäre ebenso ahnungslos wie Deirdre geblieben. Aber ich bin es nicht und deshalb habe ich bezahlt.

Ich schlüpfte in ein altes Hemd, flocht mir die Haare und ging durch das menschenleere Schloss hinunter zum Frühstück, allerdings nicht ohne vorher noch die Bluse ins Feuer im Gemeinschaftsraum geworfen zu haben, wo sie sich langsam schwarz verfärbte und schließlich löchrig wurde und zerfiel wie verwesendes Fleisch.

Flynn erwartete mich bereits am Gryffindortisch. Da an meinem eigenen Tisch nur drei kichernde Erstklässler, einige tuschelnde Mädchen aus der Fünften und ein stiller Siebtklässler saßen, setzte ich mich zu ihm. Flynn sah gut aus, an diesem Morgen.

Manchmal tut mein Herz ein wenig weh, wenn ich ihn heute dort sitzen sehe. Die Haare, die etwas zu lang und unordentlich waren für die damalige Zeit standen in alle Richtungen ab und ließen ihn aussehen, als wäre er gerade eben erst aufgestanden und dann ohne einen Blick in den Spiegel zu werfen direkt in die Große Halle spaziert.

Wie er so dasaß, mit leicht verschlafenen Blick und Marmeladenklecksen auf dem Hemd erinnerte er mich mehr denn je an unserer Kindheit. Unschuldig sah er aus und völlig unvorbereitet auf das, was die Welt ihm später noch antun würde.

Er trug einen hässlichen roten Strickpullover und an seinem hektischen Kratzen am Hals erkannte ich, dass er nicht nur kratzig aussah, sondern es auch war.

Aus den Augenwinkeln entdeckte ich Tom Riddle am Slytherintisch sitzen. Ich sah ihn nicht direkt an, aber ich bemerkte trotzdem, dass er genau beobachtete, wie ich mich am Gryffindortisch niederließ.

„Morgen“, begrüßte mich Flynn mit vollem Mund, während er auf die Holzbank neben sich klopfte. Ich ignorierte die Aufforderung und ließ mich ihm gegenüber nieder.

„Was ist das für ein Pullover?“, fragte ich, ohne seinen Gruß zu erwidern.

Flynn verzog das Gesicht.

„Frag nicht. Das willst du nicht wissen, glaub mir.“

Ich zog den Krug mit Kürbissaft näher zu mir und füllte meinen Kelch damit.

„Wenn du jemandem etwas nicht sagen willst, dann sag niemals: Das willst du nicht wissen“, erklärte ich Flynn gut gelaunt, während ich mir einen leeren Toast schnappte und darauf herum zu kauen begann.

„Ich hab ihn von Deirdre. Sie hat ihn anscheinend selbst gestrickt.“

Ich grinste und bemerkte wie immer nicht Flynn's darauffolgenden Blick.

Einen Blick voller Sehnsucht, so tief und reißend, dass er sich nirgends mehr halten konnte und einfach mitgezogen wurde.

Weshalb es ausgerechnet mein Lächeln war, das der Auslöser dafür war habe ich nie verstanden. Vielleicht weil ich es so selten tat. Lächeln.

Ich beruhigte mich wieder und fuhr mir mit der Hand über den Mund, wie um das Lächeln von dort fort zu wischen, fast als würde ich mich schämen diesem banalen Lachtrieb überhaupt je nachgegangen zu sein.

„Deirdre’ s Geschmack ist wohl noch lächerlicher, als ich gedacht hatte“, sagte ich leise und blickte auf meinen Teller hinunter.

Flynn verzog den Mund.

„Ich finde die Idee mit dem selbstgestrickten Pullover... gut.“

Ich zog die Augenbrauen hoch.

„Ach wirklich?“

„Nein. Naja, besser als mein Geschenk ist es allemal.“

„Wieso? Was hast du ihr geschenkt?“

Flynn zog schuldbewusst den Kopf ein.

„Eine große Packung Schokofrösche und einen Schal.“

Ich verzog spöttisch das Gesicht.

„Wie originell. Da hast du dir wohl echt Mühe gegeben was?“

„Naja du wolltest mir doch nicht helfen etwas auszusuchen.“

Ich zuckte gleichgültig mit den Schultern und Flynn lächelte matt, dann drehte er sich um und blickte sich in der Großen Halle um.

„Eigenartig, dass so viele Slytherins noch da sind, nicht? Normalerweise können die es doch gar nicht erwarten von hier weg zu kommen“, bemerkte er dann wie nebenbei.

Ich machte den Fehler seinem Blick zu folgen.

Tom hätte in diesem Moment vieles tun können, mit dem er mich keinesfalls überrascht hätte.

Er hätte mich anstarren können, er hätte mich mit einem bösen Blick bedenken können, er hätte mich ignorieren können.

Er tat aber nichts dergleichen.

Er saß drei Tische entfernt, am anderen Ende der Halle und als sich unsere Blicke trafen, stellte er das Gespräch welches er eben noch mit seinem Nachbarn geführt hatte ein.

Seine Mundwinkel hoben sich und dann lächelte er. Einfach so, als wäre es das Normalste der Welt dort zu sitzen und sich zu freuen mich zu sehen.

Ich starrte ihn an und das schien ihn nur noch mehr zu amüsieren.

Er hob die Hand, ganz kurz und ganz schnell und grüßte er mich quer durch den Raum. Ich war zu perplex um zu reagieren, zu verwirrt um etwas anderes zu tun, als zu starren.

Einen Augenblick blieben unserer Blicke noch verschränkt, dann wandte Tom sich ab und ich sah schnell zurück zu Flynn, der glücklicherweise nichts bemerkt hatte.

Nach dem Frühstück spazierte ich mit ihm über die mit Schnee bedeckten Ländereien. Wir wanderten am Ufer des teilweise zugefrorenen Schwarzen Sees entlang und jedes Mal wenn der schneidende Wind eine Welle ans Ufer trieb, klang es wie klirrende Glasscherben.

Heute, wenn ich wieder einmal das Gefühl habe unterzugehen, laufe ich nach draußen ans Ufer des Meeres und versuche im Tosen der Brandung jenes Geräusch wieder in mir heraufzubeschwören.

Manchmal gelingt es mir, aber wenn ich dann versuche mir Flynn vorzustellen, wie er dort steht, am Seeufer, Flocken von weißem Schnee im Haar wie Puderzucker auf Karamelltorte, ein schiefes Grinsen im noch immer leicht gebräunten Gesicht, dann wird das Klirren der Glasscherben lauter und irgendwann zerspringt das Glas und die Scherben bohren sich tief in meine Haut.

Gegen Mittag verschwand Flynn widerwillig ins Schloss, um Deirdre und seiner Mutter einen letzten Brief zu schreiben, damit sie nicht misstrauisch wurden und so spazierte ich allein weiter über die schneebedeckten Ländereien.

Zumindest so lange, bis Tom mich fand.

„Guten Tag“, sagte er freundlich und ich fuhr zusammen. Ich hatte nicht damit gerechnet, dass sich noch ein anderer außer mir an einem so kalten Tag nach draußen wagen würde.

„Ich begleite dich ein Stück, wenn du einverstanden bist.“

Tom trat neben mich auf den schmalen Trampelpfad im Tiefschnee und sah auf mich herab.

Er trug einen schönen, schwarzen Mantel und unwillkürlich fragte ich mich, woher er das Geld für so etwas hatte. Schließlich hatte er keine Familie mehr und lebte in einem Waisenhaus.

„Ich habe dich gar nicht kommen sehen“, sagte ich stirnrunzelnd und schlang meinen Umhang enger um mich, da der Wind immer stärker und schneidender wurde und es mittlerweile leicht zu schneien angefangen hatte.

Tom lächelte und schwieg und ich seufzte.

„Ich muss jetzt eigentlich wieder ins Schloss. Wir sehen uns aber am Donnerstag wieder.“

„Ihr verschwindet wohl heute noch“, sagte Tom leise und etwas trat in sein Gesicht, das ihn menschlicher wirken ließ. Was es war konnte ich nicht sagen, aber seine Augen wurden weicher und der schwarze Vorhang, der seine Gefühle sonst immer so geschickte verbarg, lüftete sich.

Ich nickte.

„Nun, das geht nicht“, sagte Tom ruhig.

Ich zog die Augenbrauen hoch.

„Ach? Und warum sollte das nicht gehen? Unsere Abmachung war, dass du Flynn und mich in Ruhe lässt, wenn ich dafür mit dir komme und keine Sorge: Das werde ich auch.“

Tom verschränkte gemächlich die Arme hinter dem Rücken und verlangsamte seine Schritte etwas.

„Davon bin ich überzeugt. Es geht aber nicht darum, dass ich dich nicht gehen lasse. Ich muss nur noch mit dir sprechen, ehe du gehst.“

Seine Stimme klang eindringlich und ungeduldig und... irgendwie wütend.

Ich sah ihm verwirrt in die Augen, verstand nicht, warum er plötzlich zornig wurde.

„Das kann warten. Ich muss noch einige Sachen zusammensuchen. Ich...“

Tom packte meinen Ellenbogen.

„Ich sagte, ich muss mit dir sprechen.“

Seine Stimme war kalt, wie ein Eiszapfen bohrte sie sich in meine Haut.

Ich zuckte zusammen. Eigentlich hätte ich mich mittlerweile daran gewöhnen müssen, dass er blitzschnell von verständnisvoll und freundlich zu jähzornig und grausam umschalten konnte.

Vielleicht klingt es schrecklich, aber diese Unberechenbarkeit, die ihn so sehr ausmachte, dieser ständige, faszinierende Wechsel in ihm übte einen unglaublichen Reiz auf mich aus und deshalb bin ich froh, dass ich mich nie daran gewöhnt habe. Mein ganzes Leben lang nicht.

Wütend starrte ich auf Toms Hand die wie ein Schraubstock um meinen Oberarm lang. Ich hob die Hand und legte sie auf die seine, um mich befreien zu können.

„Fein und ICH sagte, ich muss...“

Tom ließ mich unwillkürlich los, riss seine Hand so heftig zurück, dass ein Zischlaut durch die Luft fuhr. Als hätte ich ihm weh getan. Er kniff die Augen zusammen und atmete tief ein. Seine Nasenflügel bebten.

„Gut, dann begleite ich dich“, sagte er tonlos und schob mich von sich, als wäre ich ihm lästig, dabei war er es gewesen, der so nahe gekommen war.

„Ich wollte schon immer einen Blick auf den Ravenklaw- Gemeinschaftsraum werfen.“

Ich kniff die Augen zusammen, widersprach aber nicht. Es hätte sowieso keinen Sinn gehabt, hätte nur seine und auch meine Zeit verschwendet und im Endeffekt wäre es sowieso darauf hinausgelaufen, dass er mitgekommen wäre. Ich konnte wenigstens den Schein aufrecht erhalten, dass ich mitentscheiden konnte. Ich bog falsch ab und wählte den einfacheren Weg.

Tom ging langsamen Schrittes durch meinen Schlafsaal und sah sich neugierig um. Seine Augen fuhren gelassen durch den Raum, aber ich sah das Blitzen in ihnen, das diese Gelassenheit Lügen strafte. Er nahm jedes Detail auf, bis sein Blick schlussendlich an mir hängen blieb.

„Nett“, meinte er und kam näher. Langsam, bewusst, sehr konzentriert.

Ich strich mir fahrig einige losgelöste Strähnen hinters Ohr und verschränkte die Arme vor der Brust.

„Anders als unsere Räumlichkeiten“, fuhr Tom langsam fort, während er gemächlich auf meine Kommode zutrat und darüber strich, als wäre sie aus feinsten Seide.

Immer wenn ich Tom in einem Raum stehen sah, ihn Dinge anfassen sah, ihn mit Menschen sprechen sah, dann kam es mir so vor, als wäre er nie wirklich da. Er verhielt sich, als wäre er aus einer anderen Materie, als würde er nicht hierher passen in unsere Welt. Er war unwirklich und sanft und ruhig. Er war ein Schleichen, ein Hauch, ein etwas. Aber dann war er auch ein einziger Schrei, ein Schmerz, eine Gewalt. Wenn er wollte dann war er unnahbar und wenn er das nicht wollte, dann war unglaublich präsent und intensiv. Wie ein Naturgewalt.

Es ist schwierig zu beschreiben wie er war, wie seine Gegenwart alles und jeden in einem Raum zutiefst veränderte, beeinflusste. Wer ihn nicht gekannt hat, dem wird man es kaum jemals richtig erklären können.

„Ich würde gerne wissen, wie es ist wenn deine Freundinnen hier sind“, sagte Tom und drehte sich wieder zu mir um näher zu kommen.

„Das würde ich wirklich gerne einmal sehen.“

„Das sind nicht meine Freundinnen“, gab ich knapp zurück. „Und jetzt muss ich mich beeilen, also was wolltest du?“

„Die Statue unten in dem Gemeinschaftsraum, ich nehme an das ist Rowena Ravenklaw? Richtig?“, fragte Tom unvermittelt.

„Ja, war es das, was du mir so unbedingt sagen musstest?“

„Und das hübsche Schmuckstück, das sie trug?“

Es schien, als hörte Tom mich nicht, seine Augen waren begierig und glänzend, wie damals als er mir das Einhornjunge gezeigt hatte.

Ich mochte sie nicht. Diese nackte, tiefe, simple Gier in seinen Augen. Sie kam immer dann hervor, wenn der Wahnsinn in ihm Oberhand gewann. Wenn er tötete, folterte, wenn er Leid sah und auch wenn er mich sah.

Ich schloss die Augen.

„Was ist damit?“, fragte ich ungeduldig, während ich langsam begann, einige Kleidungsstücke in meine Tasche zu legen.

„Ihr verschollenes Diadem. Ich habe es mir immer anders vorgestellt. Nicht ganz so schlicht und nichtssagend. Gut, dass ich jetzt weiß, wie es aussieht“, sagte Tom.

Ich nickte nur und blickte über meine Schulter zurück zu Tom, der mittlerweile einige Briefe aus meiner Nachttischschublade hervorgeholt hatte und in ihnen las.

Ich schritt wütend auf ihn zu und streckte ihm die Hand entgegen, in die er nach kurzem Zögern und mit einem zufriedenen Lächeln die Briefe fallen ließ ohne mich zu berühren.

„War es also das, was du so unbedingt mit mir besprechen wolltest?“

Tom lächelte.

„Nein. Nicht direkt jedenfalls. Stimmt es, dass euer Hausgeist eine Nachfahrin von Rowena Ravenklaw

ist.“

„Eine Nachfahrin? Helena Ravenklaw? Sie ist ihre Tochter. Warum fragst du das?“

Tom nickte nachdenklich, dann kam er auf mich zu und sah freundlich auf mich herunter.

„Die Wahrheit?“, fragte er und ließ seine Augen mein Gesicht erkunden.

„Ich bitte darum.“

„Gut, es ist so, dass ich die Zeit nutzen möchte, solange hier nicht überall Schüler herumstreifen.“

Ich zog die Augenbraue hoch.

„Du suchst das Diadem?“, fragte ich, ignorierend, dass Tom näher trat. Er legte die Fingerspitzen sanft aneinander und nickte.

„Ja. Und ich denke, dass ich es finden könnte.“

„Und was hast du dann damit vor, solltest du es finden?“

Tom war mittlerweile vor mir angekommen und ließ seinen Blick ungeniert über mich gleiten.

„Die Wahrheit?“, fragte er abermals und dieses Mal glänzte der Schalk in seinen Augen.

„Ich bitte darum“, wiederholte ich, während meine Finger am Saum meines Hemdes tanzten.

„Auch wenn ich dann dein Gedächtnis verändern müsste?“, fragte Tom lächelnd, tastend, sehr neugierig darauf wie ich reagieren würde.

Er spielte wieder.

Bis zu diesem Augenblick hatte ich mich, oder zumindest meine Gedanken in Sicherheit gewähnt.

Tom hatte lange nicht mehr versucht, in meinen Kopf zu dringen. Ich hatte geglaubt das, woran mir am meisten lag, meinen Verstand, meine Erinnerungen und mein Innerstes schützen zu können.

Aber nun wusste ich, dass ich das nicht konnte. Wer in den Köpfen anderen Menschen herumpfuschte, wer die Macht dazu hatte, ihre Gedanken zu vergiften, wer keine Skrupel hatte so etwas zu tun, der war gefährlich, denn er konnte mit einem tun, was auch immer er wollte und es würde keine Konsequenzen haben. Nie.

Ich drückte meine verschränkten Arme enger gegen meine Brust.

„Hast du das denn schon mal gemacht?“, fragte ich, so ruhig, wie es mir nur möglich war. Tom lächelte und sah über meinen Kopf hinweg aus dem Fenster in das wilde Schneetreiben.

„Nein“, antwortete er und ich glaubte ihm.

Zu absurd war die Vorstellung, dass er es doch getan haben könnte. Lieber verschloss ich die Augen vor der Wahrheit, als dass ich sie ertragen hätte.

„Aber ich kann dir nicht sagen wofür ich das Diadem brauche, außer du wärst damit einverstanden, dass ich es dann doch tue.“

Ich stieß ein verächtliches Lachen aus.

Ich war es leid. Ich war es leid, diese Spielchen mit ihm zu spielen, in denen er sich mit mir maß, mit denen er mir zeigte, dass ich lediglich sein persönlicher Zeitvertreib war und mehr nicht.

Was ich zu diesem Zeitpunkt allerdings noch nicht wusste war, dass es nicht mehr lange dauern würde und Tom würde begreifen, dass das Blatt sich gewendet hatte, ohne dass er es gemerkt hatte.

„Du solltest jetzt gehen“, sagte ich kalt und senkte den Kopf, da spürte ich plötzlich zwei Hände auf meinen Schultern. Zwei kalte, große Hände.

Mein Herz tut manchmal weh, wenn ich mich an ihren Druck dort zurückerinnere.

Ja, Tom Riddle legte seine Hände auf meine Schultern. Diese Geste erschien mir so vertraut, so intim, dass ich keine Luft mehr bekam. Es war so viel vertrauter als jede Umarmung die ich bisher bekommen hatte und es fühlte sich so unglaublich falsch an, dass ich nur noch allein sein wollte, allein in einer dunklen Kammer, geschützt vor meinen schrecklichen, unmöglichen Gefühlen.

Wir rührten uns beide nicht.

Der Moment senkte sich auf uns herab wie ein unwiderstehlicher Duft, der über unseren Köpfen schwebte,

die Sinne betörte und den Verstand vernebelte. Ein Duft der verhinderte, klar denken zu können, in Toms Gegenwart.

Dann schien Tom bewusst zu werden, was er da gerade tat. Er nahm sofort die Hände von mir und trat zurück. Entsetzen und Wut in den Augen.

Später habe ich das noch öfter bei ihm beobachtet. Wenn er mir zu nahe kam und das dann realisierte, dann wurde er wütend. Auf sich selbst, aber zum größten Teil auf mich, fast so als wäre es meine Schuld, dass er meine Nähe suchte wie ein Glühwürmchen das Licht.

„Gwendolyn ich weiß nicht warum, aber es ärgert mich dich gehen zu lassen. Irgendwie will ich, dass du hierbleibst, weißt du.“, sagte Tom ruhig.

Ich sammelte meine Gefühle und sperrte sie wieder sicher ein, dann trat ich zurück von ihm und holte meinen wärmsten Mantel aus der Kommode.

„Was wir wollen ist nicht immer entscheidend. Vielleicht erkennst du das auch einmal“, antwortete ich.

Tom lächelte milde, während seine Augen jeder meiner Bewegungen folgten.

„Mag sein, dass es nicht immer entscheidend ist, aber manchmal ist es alles was zählt weißt du. So wie in meinem Fall.“

„Ach tatsächlich? Dann bin ich wohl keine gute Gesellschaft für dich.“

„Wie kommst du darauf?“, fragte Tom.

Ich warf mir meine Tasche über die Schultern und legte mir den Mantel auf den Arm, dann trat ich wieder vor Tom und sah zu ihm empor.

„Nun ich mag Menschen nicht, die nur darauf bedacht sind, sich ihren Bedürfnissen hinzugeben.“

„Gwendolyn, du solltest mich kennenlernen, wenn ich wirklich eines Tages ungeniert all meinen Bedürfnissen nachgehen werde. Denn das werde ich zweifelsfrei irgendwann. Aber noch ist es zu früh. Schließlich lasse ich dich fort, oder nicht? Das würde ich nicht tun, wenn ich meinen Bedürfnissen voll und ganz ausgeliefert wäre.“

Tom biss sich auf Lippe, lächelte verschmitzt und senkte den Blick.

„Und nun solltest du gehen, bevor ich mich doch noch dazu entscheide dich hierzubehalten.“

„Mich hierzubehalten?“

Ein Schauer lief über meinen Rücken bei seiner Wortwahl, doch ich zog nur die Augenbrauen nach oben.

„Wie kommst du nur immer darauf, dass du irgendetwas im Bezug auf mich entscheiden könntest?“

Tom tippte sich gespielt nachdenklich gegen das Kinn. „Nun ja ich habe immerhin ein Druckmittel: Den Gryffindor, du erinnerst dich.“

Meine Hände begannen zu zittern, so wütend wurde ich. Aber ich hatte gelernt, dass es gefährlich war zu zeigen was man fühlte und deshalb lächelte ich nur milde und schüttelte leicht den Kopf.

„Wir hatten eine Abmachung“, sagte ich nur.

„Ja, ja da hast du Recht. Die hatten wir in der Tat. Und damit kommen wir zum eigentlichen, was ich dir sagen wollte.“

Tom trat auf mich zu und diesmal blieb ich, wo ich war, sah nur mit zusammengepressten Lippen zu ihm hoch.

„Gwendolyn, wenn ich dir nochmals einen Handel vorschlage, wenn ich dir noch einmal sage, dass ich einen Kompromiss mit dir eingehen werde, wenn ich noch einmal so tue, als wärst du mir ebenbürtig, gleichberechtigt, dann solltest du wissen, dass ich lüge. Lüge. Lüge. Ich bin ein Lügner und finde es zwar äußerst amüsant, dass du tatsächlich glaubst, wir hätten ein Art Deal, aber ich denke du solltest einfach wissen, dass wir das nicht haben, nie hatten, nie haben werde. Das alles passiert so, weil ich es will, nicht weil ich es gestatte, nur damit du mit mir kommst. Ich will es und deshalb passiert es. Und nun gehst du besser, oder ich entscheide mich tatsächlich dafür, dass du hier bleibst.“

Tom machte eine vage, kaum zu erkennende Geste Richtung seiner Manteltasche, in der ich seinen Zauberstab vermutete.

Ich starrte ihn nur an, ausdruckslos und stumm und mir wurde klar, dass ich es gewusst hatte. Ich hatte gewusst, wie er war. Hatte mir eingeredet, dass es eine Abmachung war, dass ich selbst entschied, aber tief in mir drinnen da hatte ich gewusst, dass er es war, der entschied in welche Richtung dieses Spiel verlief.

Ich hatte es gewusst, ja. Und dann hatte ich den einfacheren Weg gewählt. Hatte mich einer Illusion hingegeben, die Augen verschlossen.

Ich nickte, lächelte, zerfetzte mein Gesicht während ich es tat, zog blutige Striemen darin und riss meine Haut auf dabei.

Ich nickte und ich lächelte. Und dann holte mit meiner Hand aus und schlug Tom ins Gesicht.

Fest und gezielt, mit Nachdruck und mit all meiner Wut.

Die Luft erzitterte und meine Haut vibrierte. Etwas fegte durch den Raum. Ich wusste nicht was es war, aber es ließ mich unwillkürlich frösteln. Der Raum kippte.

Tom sah mich ausdruckslos an und seine Augen gingen über vor Intensität.

Es war als würde die Welt den Atem anhalten. Sie stand still wie ein Karussell und ich, ich sprang hinunter von ihr, von der Welt.

Dann drehte sie sich wieder, aber ich war nicht mehr da. Stand nur da und sah zu, wie sie kreiste.

Stand nur da und wartete, dass sie vielleicht eines Tages wieder anhalten würde, damit ich wieder aufsteigen konnte, doch sie tat es nicht und als ich das begriff drehte ich mich um und lief aus dem Raum.

Ignorierte meinen Verstand, der mir immer wieder ein einzelnes Wort ins Ohr brüllte, solange, bis ich neben Flynn im Kamin stand und seine Hand die meine umfasste.

„Feigling“, brüllte es in meinem Kopf.

Feigling, Feigling und immer wieder Feigling.

Manchmal tut mein Herz ein wenig weh, wenn ich mich an diesen Tag zurück erinnere, aber das ist gut.

Ich mag das, mag den Schmerz, denn dann spüre ich es. Mein Herz. Dann spüre ich, dass es da ist, dass es schlägt, dass es lebt. Noch immer. Nach allem, was passiert ist lebt es noch. Es ist unfassbar. Würde ich an Wunder glauben, dann wäre das eines.

Ich frage mich, wie das möglich ist. Wie kann es noch leben? Wie belastbar ist es? Wie belastbar ist der Mensch?

Meine Antwort: Der Mensch ist unglaublich belastbar.

Verhandlungen

Du hast ihn geschlagen. Du hast Tom Riddle geschlagen.

Die Wörter drängten pochend durch meinen schmerzenden Kopf. Ich hatte sie ganz hinten irgendwo in mir vergraben, aber sie schlängelten sich rücksichtslos an allem vorbei und blieben haften, ließen sich nicht mehr vertreiben, egal was ich dachte und tat.

Du hast ihn geschlagen. Du hast Tom Riddle geschlagen.

Die Wörter waren wie blütenweiße Schrift auf schwarzer Leinwand. Man konnte sie nicht übersehen, ignorieren.

Du hast ihn geschlagen.

Mit jeder Faser meines Körpers war mir diese Tatsache bewusst, mit jeder Faser meines Körpers wollte ich sie ungeschehen machen, mit jeder Faser meines Körpers wollte ich es wieder tun. Ganz egal was das auch bedeuten würde.

Zu dieser Zeit glaubte ich Tom zu kennen. Ich wusste, dass er nicht gut war, wusste, dass er zu vielem fähig war, wusste, dass mit ihm nicht zu spaßen war, dass er es nicht dulden würde was ich getan hatte. Das alles wusste ich.

Ich glaubte zu dieser Zeit, ich wüsste ungefähr, wie er wäre aber das war ein Fehler.

Das war mein Fehler und ich verfluche mich selbst, dass ich ihn begangen habe.

Ich hatte eine tiefe, dunkle Ahnung gehabt, dass etwas an ihm war, das man mit keinem einzigen mir bekannten Wort beschreiben könnte, aber es war eben nur eine Ahnung, mehr nicht.

Da ich Menschen unglaublich gut einschätzen konnte, war ich mit meinem ersten Urteil über einen Menschen meistens sehr schnell.

Meistens traf es zu, was ich in einem Menschen sah, aber natürlich nicht bei Tom Riddle.

Hätte es zutreffen was ich von ihm hielt, dann wäre wohl kaum alles so zerstörerisch und alles verschlingend gewesen.

Normalerweise braucht es eine gewisse Zeit, bis man einen Menschen kennt oder zumindest glaubt, dass man ihn kennt.

Denn auch wenn man denkt, sich einbildet, dass man alles über ihn wüsste- es ist nicht so, ist niemals so. Jeder Mensch hat einen dunklen Teil in sich. Einen Teil, den niemand je zu Gesicht bekommt, manchmal nicht einmal derjenige selbst.

Ein Wasserloch, tief drinnen im Dschungel der Seele, wo die bösen Wesen trinken, sich nähren und vermehren.

Tom hatte dieses Wasserloch hinter seiner Fassade so perfekt versteckt, dass ich es beinahe übersehen hätte. Zu Anfang jedenfalls, den später machte er sich nicht mehr die Mühe es zu verbergen.

Später machte er sich nur noch Mühe, etwas anderes zu verbergen- nämlich mich und all das, was ich in ihm auslöste.

Schließlich war ich seine allergrößte, womöglich seine einzige Schwäche.

Ich war sein Wasserloch tief in der Seele, bei mir konnte er sich verstecken, Ruhe finden, trinken, wachsen, sich stärken.

Ich wollte nicht mehr nach Hogwarts zurückkehren, als ich es in den Weihnachtsferien erst einmal verlassen hatte und bei Gott ich hätte fortbleiben sollen, ein neues Leben beginnen sollen, fernab von all dem Grauen, das unweigerlich auf die Welt zukommen würde, wenn Tom Riddle die Schule erst einmal verlassen hatte.

Während ich mit Flynn meine Zeit verbrachte, fernab von Hogwarts, Tom und alledem, was unser Leben war, da übte Tom Rache.

So sehr ich mich zuvor darauf gefreut hatte, aus der Schule fortzukommen, so sehr ich mich gefreut hatte, den Kopf ein wenig frei zu kriegen, von alledem, was in den vergangenen drei Monaten passiert war, es wollte mir nicht gelingen, fast, als würde ich ahnen, dass etwas geschehen würde, als würde ich ahnen, dass in der Zauberwelt ein Sturm losbrechen würde, wie ihn die Welt noch nie gesehen hatte.

Ich war kein gewalttätiger Mensch. Ich hatte zuvor noch nie jemanden ernsthaft zu schlagen versucht und genau deshalb war ich auch so entsetzt, dass es ausgerechnet Tom Riddle gewesen war, der das geändert hatte.

Er holte Dinge in mir hervor, die tief in mir drinnen schlummerten, entfesselte sie dort, befreite sie und ließ sie los auf die Welt.

Er brachte das Schlechteste in mir ans Tageslicht und freute sich, wenn er sah, wie dunkel und trügerisch, wie verzweigt und zerlöchert meine Seele war, wie ähnlich der seinen sie war.

Es gefiel ihm, damit zu experimentieren, wie weit ich zu gehen bereit war, um meine Welt vor ihm zu verstecken und zu verschließen.

Flynn und ich kamen wenige Minuten, nachdem mir meine Kontrolle so fatal entglitten war im Haus von Flynns Großmutter an.

Es war eigentlich vielmehr eine Hütte, als ein Haus und als ich aus dem Kamin stieg, zum ersten Mal meine Füße auf den alten Holzboden setzte, der knarrend unter meinem Gewicht nachließ, da wusste ich noch nicht, dass das hier mein Zufluchtsort werden würde. Mein Zufluchtsort vor Tom und auch vor mir selbst und der Frau, die ich im Laufe der Zeit werden würde.

Das Zimmer, in dem ich mich nun umsah war klein. Ein riesiges auf Klauenfüßen stehendes Ungetüm von Schrank stand in der Ecke, ein altes, zerschlissenes aber sauberes Sofa stand in der Mitte des Zimmers und ein dicker Teppich lag vor dem Kamin, aus dem Flynn hustend stieg. Sonst war da nichts, nur das gräulich wirkende Licht, das flimmerte und wogte, als wären wir unter Wasser.

Ich ließ den Blick wandern und fühlte mich sofort mit dem Ort verbunden. Wenn ich an so etwas glauben würde, dann hätte ich gesagt, dass ich schon damals gespürt hatte, dass ich wieder hierherkommen würde.

Dass ich Jahre später auf eben jenem Boden liegen würde, zusammengekauert, bebend, zitternd. Ein blasser, weißer Fleck in der Dunkelheit.

Dass ich auf eben jenem Sofa liegen würde, ganz und gar konzentriert auf mein Atmen, das Heben und Senken meiner Brust, da ich sonst einfach erstickt wäre.

Zögernd blickte ich mich um und klopfte mir nebenbei die Asche von meinem zerknitterten Hemd. Flynns Großmutter schrieb für den Tagespropheten und seit ihr Mann gestorben war, war sie laut Flynn nicht mehr in die Hütte am Meer zurückgekehrt, in der sie und ihr Mann ihre letzte Jahre verbringen hatten wollen.

Es wäre ein schöner Ort zum Alt werden gewesen, aber dazu war es für die beiden nicht mehr gekommen und so war die Hütte das perfekte Versteck für uns und später, wenn Flynn schon lange tot sein würde auch für mich allein. Ich würde hier alt werden aber noch wusste ich das nicht.

Flynn stand vor dem Fenster und sah mich abwartend an. Das Licht hinter ihm tauchte ihn in einen gräulich wirkenden Schein, fast als wäre er schwarz weiß. Als wäre er ein Mensch aus einer anderen Zeit, die zwar besser, aber schon lange vergangen war.

An diesen Anblick würde ich mich später immer wieder erinnern. Es war, als würde er mich ansehen, mit toten, vorwurfsvollen Augen und sein Blick so wehmütig und anklagend sagte leise:

Erinnerst du dich an mich? Ich bin der Junge, der immer wieder für dich durch die Hölle geht? Ich bin der Junge, der für dich stirbt. Erinnerst du dich nicht? Erinnerst du dich nicht mehr?

Es war, als wäre seine Zeit schon jetzt gezählt, auf Minuten, Sekunden genau gemessen.

Tom war wie eine Zeitbombe und alle die mit ihm zu tun hatten, auch wenn nur indirekt, trugen dieses Ticken der Zeit in sich. Auch ich. Immer, es begleitete mich wie ein schwarzer Schatten, ließ sich nicht abwimmeln, niemals.

„Ich finde es gut hier. Ich... mag es“, sagte ich abwesend zu Flynn, der daraufhin so sehr strahlte, dass der ganze Raum erhellt wurde.

Es war so leicht, ihn glücklich zu machen, so, so leicht.

„Wenn du willst können wir schwimmen gehen“, bot Flynn mir unvermittelt an. Seine blau-grauen Augen blitzen übermutig auf und forderten die meinen zum tanzen auf.

Ich musste mich umdrehen, so sehr verwirrte mich sein Blick.

„Es ist mitten im Winter“, sagte ich nur.

„Ich darf zaubern Gwen“, erinnerte Flynn mich mit einem kindlichen Blick im Gesicht, der ihn plötzlich schrecklich jung aussehen ließ.

Ich stieß mich seufzend vom Fenstersims ab, wick Flynn aus und öffnete die Tür ins angrenzende Zimmer, wo ich meine Tasche auf das Doppelbett legte.

Der Raum war klein, und bot gerade genug Raum für das Bett und eine Luke oben im Holzdach, durch die der triste Himmel mit seinen grau-schwarzen Wolkenfetzen zu sehen war.

Flynn folgte mir und ließ sich vor mir auf das Bett fallen, von wo er mich aus seinen langen Wimpern hervor anstarrte.

„Also, was sagst du?“, fragte er und verschränkte die Arme hinter dem Kopf.

Er sah so glücklich aus, so zufrieden. Fast als würde er alles bei sich haben, was er brauchte um sein Leben zu führen. Fast, als würde er nur mich brauchen. Mich und sich und uns für immer. Als würde ihm das reichen.

Ich seufzte und strich mir durch die Haare.

Meine Gedanken glitten zu Tom und unwillkürlich begann meine Handfläche zu brennen, als hätte die Berührung mit seiner Wange sie verätzt. Bilder von seinen Augen durchschossen meinen Kopf und plötzlich wollte ich nur noch hierbleiben und ihn nie wieder sehen. Erstickt holte ich Luft und ignorierte Flynn's fragenden, eindringlichen Blick.

„Ich werde jetzt glaub ich ein wenig spazieren gehen...“, begann ich abweisend, wurde dann jedoch von Flynn unterbrochen, der mich mit einem Ruck neben sich aufs Bett zog. Es knarrte und eine Staubwolke stieg auf, die uns beide husten ließ.

Erschrocken zog ich die Luft ein und rückte automatisch von ihm ab, woraufhin er mich jedoch ein weiteres Mal neben sich zog.

Ich spürte seinen Oberkörper gegen meine Schulter drücken und schluckte unwillkürlich. Diese Nähe, sie zerstörte mich, brach mich auf. Ich kniff die Augen und Lippen zusammen und atmete ruhig.

„Gwen, wir sind hier zu zweit. Ich hab dich nicht her gebracht, damit du allein irgendwo verschwinden kannst“, flüsterte Flynn nahe bei meinem Ohr. „Das machst du sonst auch immer. Das geht aber jetzt nicht mehr.“

Ich starrte an die Decke und durch das Fenster und schwieg. Ich war zu konzentriert auf ihn, das ständige

Heben und Senken seines Brustkorbes, seine Hand die immer wieder zuckte, als könne sie nicht still an seiner Seite liegen.

Als würde er wissen, dass ich nahe daran war aufzustehen und von ihm abzurücken packte Flynn plötzlich heftig meine Hand.

„Nicht schon wieder dein undurchdringlicher Blick“, stöhnte er frustriert. „Ich hasse ihn Gwen. Es ist, als hättest du eine Maske auf. Das macht mich wahnsinnig. Ich will wissen, was du denkst, verdammt.“

Ich merkte, wie sich mein Körper augenblicklich verspannte.

Ich sah mich plötzlich, zurückversetzt in die Zeit, in der meine Familie begonnen hatte, auseinander zu brechen.

Sah mich plötzlich am Küchentisch sitzen, mit einem Buch vor mir auf dem Tisch und meiner Mutter hinter mir. Sie war dort gestanden, um die Hüfte eine lächerliche Blümchen- Schürze und sie hatte gekocht, oder es zumindest versucht. Sie hatte sich geschminkt an jenem Tag, immer ein Zeichen dafür, dass sie unglücklich war und nicht mehr weiter wusste.

Es war brütend heiß gewesen, an jenem Tag und ihr Parfüm hatte sich mit ihrem Schweiß vermischt.

„Schatz ich glaube ich hab da eben ein Auto vorfahren hören“, hatte sie gesagt und war ans Fenster geeilt. „Gehst du bitte mal schauen, ob dein Vater gekommen ist?“

„Da war kein Auto.“, hatte ich geantwortet ohne den Blick vom Buch zu nehmen.

Meine Mutter hatte die weißen Spitzengardinen losgelassen und ich hörte ihre Sandalen zur Anrichte zurückklappern.

Schließlich blickte ich doch auf, denn ich hatte das Weinen gehört. Ich hatte immer so gut es ging ignoriert, was aus meiner Mutter geworden war, aber wenn sie weinte, dann war das schwierig.

Schon immer empfand ich Weinen als das größte Zeichen der Schwäche und deshalb ertrug ich es nicht, ertrug SIE nicht in meiner Gegenwart.

Ich hatte aufgeblickt und meine Mutter angesehen, die plötzlich mit einem gewaltigen Knall den Löffel den sie gerade hielt in einen Topf fallen hatte lassen.

Soße war durch den Raum gespritzt. Auf mich, auf das Buch vor mir, auf den Tisch und an die Wände.

„Warum kommt er nicht? Er hat gesagt er kommt und ich habe gekocht. Also, wo bleibt er schon wieder?“

Meine Mutter hatte mich angesehen und ihre Augen hatten praktisch durch mich hindurch geblickt. Nur die Verzweiflung in ihnen blieb an mir hängen, durchtränkte mich und ich sog sie auf wie ein Schwamm.

Ich hatte mir über die Augen gerieben und wieder weggesehen.

„Warum kochst du denn noch für ihn? Er kommt doch nie mehr zum Essen nach Hause. Schon lange nicht mehr. Und immer, wenn du ihn dann darauf ansprichst, wird er wütend und du weinst“, hatte ich gesagt und den Blick gesenkt.

„Du darfst nicht immer weinen. Das zeigt ihm doch nur, wie traurig und verzweifelt du bist. Und dann will er dich noch weniger. Zeig ihm doch nicht immer, was du fühlst, dann hat er auch nicht so viel Macht über dich, Mama.“

„Gwen? Was hast du?“

Ich schreckte hoch und schüttelte Flynns Hand von meiner Schulter, in die sie sich fest vergraben hatte.

„Nichts. Es ist nichts“, sagte ich schnell.

Die Mauer war plötzlich wieder da. Die Mauer, die mich von Flynn trennte. Die Mauer hinter der ich sicher war.

Er seufzte, erhob sich und streckte mir dann die Hand entgegen.

„Ich weiß dass du denkst, es wäre besser, so abweisend zu sein, aber das ist es nicht“, begann er und zog mich problemlos hoch. Einen Moment ruhten unsere Oberkörper aneinander und ich starrte erschrocken auf

Flynns Schulter.

Etwas in mir rührte sich und es hätte sich noch viel, viel mehr in mir gerührt, wenn ich damals Flynns Blick gesehen hätte, der auf meinem gesenkten Kopf ruhte.

Er sah zu mir herunter voller Intensität und Feuer.

„Ich sage dir jetzt, dass wir zum Meer runtergehen und du wirst lachen und dich freuen und sagen: Gut, ich gehe gerne mit dir Flynn. Verstanden?“, fragte Flynn mich eindringlich und ich starrte auf meine Füße.

Verstanden. Widerspruch wurde nicht geduldet. Ich lächelte und sah nicht, wie sein Herz dabei aufging.

Das war der Grund, weshalb ich Flynn liebte. Genau deshalb liebte ich ihn. Liebte ihn.

Wegen seiner unkomplizierten, direkten Art, seiner Ungehobeltheit, seinem Humor, seiner nervigen Eigenheit, die mich jedes Mal ungeduldig aus meinem Schneckenhaus hervor kriechen ließ. Er ließ niemals locker, kam immer zurück zu mir, egal, wie weit ich ihn auch fortgestoßen hatte.

Einen Moment schwieg ich, sah in sein hübsches Gesicht, in das ihm lässig dunkelblonde Strähnen fielen, dann lächelte ich und Flynns Augen sprudelten über vor Wehmut.

Ich streckte mich hoch zu ihm und drückte ihm meine Lippen ganz leicht auf die heiße Wange.

Ich hörte seinen Atem stocken.

Immer wenn ich Tom Riddle berührte, dann tat ich es, weil ich nicht anders konnte, weil es sich gut anfühlte. Das tat ich für mich, das hatte keinen noblen Grund, etwas womit ich mich rechtfertigen könnte. Wenn ich ihn berührte, dann weil es so sein musste.

Aber immer wenn ich Flynn berührte, dann tat ich das weil ich ihm etwas geben wollte. Etwas zurückgeben wollte, für das, was er mir tagtäglich gab. Ich tat es nicht, weil es sich gut anfühlte, weil ich es wollte, sondern weil ich das Gefühl hatte, ihm dadurch zu helfen, ihm etwas geben zu können, das ihn entschädigte für die Zeit, die er mir und meiner Kälte widmete.

„Gut ich gehe gerne mit dir, Flynn Travis“, flüsterte ich leise, völlig ahnungslos, was ich angerichtet hatte, mit dieser kleinen Berührung.

Wenig später gingen wir über den weichen Sand hinweg hinunter um Strand.

Der Wind wehte heftig und vereinzelt vielen Tropfen auf unsere Köpfe, aber ich spürte die Kälte dank Flynns Zauber nicht.

Ich betrachtete seinen in den letzten Jahren breiter gewordenen Rücken, als er vor mir herstapfte und sich alle paar Schritte nach mir umdrehte, als mache er sich Sorgen, ich könnte plötzlich fortlaufen und im Meer versinken.

Als er stehen blieb und sich den Pullover über den Kopf zog stoppte ich und drehte mich ein wenig fort von ihm.

Ich mochte nackte Haut nicht.

Flynn lachte leise, sagte aber glücklicherweise nichts dazu.

Er kannte mich und meine Eigenarten und auch wenn er sie nicht immer guthieß- er fand sich damit ab.

Flynn spazierte ins Wasser und blieb mit dem Rücken zu mir stehen.

Während ich aus meiner Jeans schlüpfte lachte ich leise.

„Was?“, fragte er irritiert, hielt aber den Kopf nach vorne.

„Nichts. Aber stell dir mal vor deine Eltern könnten uns so sehen.“

Ich zog mein Hemd tiefer, damit meine Oberschenkel bis zur Hälfte bedeckt waren, dann trat ich neben Flynn ins Wasser.

„Deine Mutter würde kreischen, wenn sie wüsste dass wir hier ohne Aufsicht sind.“

Flynn drehte sich zu mir und musterte mich von oben bis unten, dann packte er mich und zog mich vor sich. Bis zu Hüfte standen wir nun im Wasser. Ich wusste, dass das Wasser eiskalt war, aber ich spürte nur ein angenehmes Kribbeln auf der Haut.

Flynn schob mich noch etwas weiter, dann stemmte er die Hände in die Hüfte und betrachtete mich prüfend.

Unbehaglich erwiderte ich seinen Blick und Flynn grinste daraufhin breit.

Die Luft und das Wasser vibrierten, als er lachte und genießerisch den salzigen Meeresduft einsog. Ich tat es ihm gleich, dann legte ich meine Handflächen aufs Wasser.

„Mein Vater wollte Mama verlassen, wegen Erin“, sagte ich unvermittelt, ohne den Blick vom Wasser zu nehmen.

Ich spürte, wie Flynn mich anstarrte. Unsicher trat ich von einem Bein auf das andere.

„Was?“, fragte Flynn nur perplex.

Ich seufzte leise.

„Er wollte sie verlassen. Wegen Tante Erin. Du hättest Mama sehen müssen zu der Zeit. Sie hat es gewusst und geweint und gefleht er möge sie nicht allein lassen. Deshalb bin ich so“, erklärte ich flüsternd.

Es fühlte sich gut an, es gesagt zu haben. Es endlich gesagt zu haben. Die Luft roch plötzlich besser, frischer.

Flynn trat näher auf mich zu. Ich starrte auf seine nackte Brust und versuchte, ihm nicht in die Augen zu sehen.

„Warum sagst du mir das? Du erzählst doch sonst nie etwas“, fragte er leise.

Seine Hände kamen unter der Wasseroberfläche auf mich zu. Zwei blasse, helle Flecken im Dunklen.

„Nicht“, wehrte ich ab, sah ihm fest in die Augen und dann in den mittlerweile finsternen Himmel.

„Ich sag es dir nicht, damit ich mich trösten lassen kann. Du sollst nur wissen warum ich es für besser halte, kein, wie sagtest du ‚offenes Buch‘ zu sein. Ich will mich für das was ich bin nicht rechtfertigen müssen.“

„Das musst du nicht.“

Flynn tat genau das, was ich in diesem Moment auf keinen Fall haben wollte. Er umarmte mich. Er tat genau das, was falsch für mich war, in diesem Moment. Er tat genau das, was sich in diesem einen Moment und nur diesem einen Moment, gut anfühlte.

Flynn war warm und sein Körper groß und breit und ich war klein und fast gar nicht da und deshalb tat es gut, ihn zu spüren und dadurch mich zu spüren. Ich drückte mich näher an ihn, was mich selbst fast noch mehr überraschte, als ihn. Ich spürte sein Zittern, konnte es aber nicht deuten.

Die Wut, die in den vergangenen Jahren wie Efeu an meinem Schmerz empor geklettert war, ließ nach, verwelkte. Unglaublich, dass zwei Arme und ein schiefes Lächeln das bewirken konnten.

Ich fühlte mich froh, erleichtert, fühlte mich frei.

„Hab ich dir schon gesagt, dass es eine tolle Idee war, hierher zu kommen Flynn?“, fragte ich und genoss das Gefühl der Wellen und des Stoffes von meinem Hemd, das um mich wallte, auf der Haut. Genoss das Gefühl einer anderen, warmen, pulsierenden Haut auf der meinen.

„Sei bitte nicht so nett zu mir, Gwendolyn“, flüsterte Flynn, während er mich tiefer ins Wasser zog. Mittlerweile erreichten meine Beine den Boden nicht mehr und so war ich gezwungen, mich an Flynn's Schultern zu halten. Das schien ihm sehr zu gefallen. Ich brauchte ihn um über Wasser zu bleiben. Ich brauchte ihn. Das mochte er.

„Das macht mich... irgendwie nervös und... unsicher, weißt du“, raunte er in mein Ohr.

„Unsicher? Du?“ Ich lächelte. „Das kann ich mir schwer vorstellen.“

Ich drehte mich um, wand mich aus seinen Armen, einmal um die eigene Achse und platschte mit meinen Handflächen aufs Wasser, dass es nur so spritzte.

Flynn wich mir geschickt aus und spritze mir seinerseits eine Ladung Wasser entgegen.

„Ja... unsicher. Zumindest... im Bezug auf dich“, sagte er, als wir wieder ruhiger geworden waren.

Ich sah ihn überrascht an und anstatt umzudrehen und das Gespräch wieder in sicherer Gewässer zu lenken, steuerte ich voll auf den Wasserfall zu.

„Was soll das heißen?“, fragte ich.

Mit einem einzigen Schritt war er bei mir. Wasser schwappte an mir hoch, kroch in die Fasern meines Hemdes und an mir nach oben. Er packte meine Hände und legte sie wieder zurück an seine Schultern. Ich hielt mich an ihm fest und starrte ahnungslos in sein wassertropfenbesetztes Gesicht, das nur noch funkelte.

In Flynn's Augen brach etwas auf. Es war beinahe sichtbar, wie die Schale eines Kernes, die plötzlich durch immensen Druck barst.

„Gwendolyn, du hast mir etwas gesagt und jetzt muss ich dir etwas sagen“, sagte er plötzlich leise und ehe ich mich versah, hatte er mein Kinn umfasst und seine Lippen auf die meinen gedrückt.

Natürlich dachte ich, dies wäre mein erster Kuss und natürlich tat es weh.

Es tat weh. Es tat schrecklich weh. Es war körperlicher Schmerz, als ich begriff. Viel zu spät begriff ich.

Der Kuss war anders, als der von Tom. Er war voller Bemühung und Nervosität und Hoffnung, nicht voller Leidenschaft und unterdrückten Gefühlen und Intensität.

Ich hielt ganz still, so still es ging, rührte mich nicht, versuchte, mich an einen anderen Ort zu träumen, genauso, wie ich es auch später immer gemacht hatte, wenn Tom mir so wehtat.

Ich zwang mich still zu halten, zwang mich das zu ertragen, denn sonst würde ich Flynn weh tun und das hatte ich schon zu oft. Ich war eine Statue. Eine Statue aus hartem, kaltem Stein. Ich war eine Statue. Und das war gut so.

Ich spürte Flynn's Herz an meiner Brust. Schnell schlug es, viel zu schnell. Es war glücklich, glaube ich. Seine Hände lagen um meine Taille, warm und beschützend. Im Gegensatz zu Tom fasste er mich an, ohne Scheu, einfach aus dem Gefühl heraus, unüberlegt.

Ich spürte seine Zunge und verbot meinem Körper, sich zu wehren. Ich kettete ihn an und befahl ihm das zu ertragen. Wie könnte ich auch anders? Ich durfte ihm niemals wehtun. Er war mein Freund. Mein Freund. Er musste bei mir bleiben. Egal was das kostete, egal wie egoistisch ich sonst auch war, jetzt durfte ich es nicht sein.

Ich spürte seine Hände gierig über meinen Rücken tasten, er drückte mich sehnsuchtsvoll an sich und ich wusste, dass er dachte, dass jetzt alles gut werden würde. Meine Hände rutschten von seinen Armen und fielen kraftlos ins Wasser, dass es platschte. Flynn fuhr über meine nassen Wangen, durch meine nassen Haare, dann löste sich von mir und sah mich an.

Angst in den Augen, der Stimme, als er sprach.

„Ich... ich... Gwen...“

Ich hob die Hände.

„Flynn, schon in Ordnung. Ist okay. Wirklich.“

Meine Stimme zitterte und zum ersten Mal seit einer Ewigkeit kamen mir die Tränen hoch.

Zum ersten Mal seit Jahren wollte ich das Gesicht in den Händen vergraben und weinen.

Ich ließ mich kraftlos einige Meter zurücktreiben, bis ich wieder stehen konnte. Ich genoss den Druck der Wellen in meinem Rücken, während ich dort stand und mein Freund vom Meer davon gespült wurde, mir

entglitt... langsam, Stück für Stück... immer weiter.

„Ich weiß, dass das nicht ernst gemeint war. Ein Unfall. Alles in Ordnung. Mach dir keine Gedanken“, stotterte ich und bekam plötzlich so gewaltige Angst, wie noch nie zuvor in meinem Leben.

Ich drehte mich um, schritt langsam weg von ihm und betete, er möge still sein. Betete zu einem Gott, an den ich niemals geglaubt hatte, er möge mir diesen Freund lassen.

Er tat es nicht. Er tat es nicht und niemals würden es zwischen mir und Flynn sein, wie früher.

„Nein, es ist nicht in Ordnung Gwendolyn.“

Seine Worte durchstießen die Stille wie Dolche.

Ich blieb nicht stehen, watete durch das Wasser zurück ans Ufer, beschleunigte meine Schritte, als ich ihn hinter mir herkommen hörte, zog mein nasses Hemd tiefer und rannte über den feuchten Sand zurück zum Haus.

Er kam mir nicht hinterher.

Ich spürte Flynns Blick in meinem Rücken, spürte ihn dort auch noch Jahre später, spüre ihn auch heute noch. Heute sogar stärker denn je.

Als ich im Bett lag spürte ich nichts. Gar nichts. Nicht als ich ein Knarren hörte, nicht als ein Lichtreifen auf mein Gesicht fiel, nicht als sich die Türe wieder schloss, nicht als ich das Quietschen der Federn im Sofa hörte, als Flynn sich darauf fallen ließ.

Nichts spürte ich und das war auch gut so.

Ich lag im Bett und die Tränen rannen über mein Gesicht wie Bäche. Für jede einzelne von ihnen schämte ich mich. Ich hatte kein Recht darauf zu weinen. Das hatte nur er.

Irgendwann musste ich eingeschlafen sein, denn als ich aufwachte, war es stockfinster.

Ich wand mich unruhig auf den Lacken. Mein Körper tat weh, als hätte man mich geschlagen und nicht geküsst. Mein Hemd war noch immer feucht und klebte an mir und meine nackten Beine waren eiskalt. Ich zitterte, dann richtete ich mich auf und fast augenblicklich trafen meine Augen auf die einer Gestalt, die am Fußende meines Bettes stand und mich mit lodernden Augen anstarrte.

Es dauerte eine Sekunde, bis ich realisiert hatte, dass das nicht Flynn sein konnte. Eine weitere Sekunde dauerte es, in der ich mein Gedächtnis nach diesen Augen durchforstete und noch eine Sekunde, bis ich begriffen hatte, dass dort Tom Riddle stand. Mein Herz, es setzte aus.

Dann dauerte es nochmals fünf Sekunden, bis die Information in meinem Gehirn verarbeitet worden war und dann wieder drei Sekunden, bis ich reagieren konnte.

Ich fuhr aus dem Bett, als hätte es mich gebissen.

Ich starrte ihn an, starrte ihn einfach nur an und atmete.

Er war ganz in schwarz gekleidet und ich konnte nur seinen Kopf in der Dunkelheit ausmachen. Seine Augen waren verengt und seine Nasenflügel bebten. Entsetzten durchflutete meine Venen, breitete sich aus, in meinen Knochen, Muskeln, bis in die Fingerspitzen.

Seine Augen fuhren über meine Gestalt, als suchten sie etwas, loderten, brannten mich nieder, blieben an meinen Beinen hängen, die blass in der Finsternis strahlten. Er sagte nichts. Sein Mund war ein schmaler Strich, sah aus, wie zugenäht, seine Arme waren verschränkt und ja, er war zornig, sehr, sehr zornig.

Ich zog mein Hemd tiefer über meine nackten Oberschenkel.

Wandte mich unbehaglich.

„Was... machst... was soll das?“, flüsterte ich entgeistert und trat von einem Bein aufs andere. Ich wollte ihn nicht sehen, nicht jetzt.

Er durfte mich nicht sehen, nicht jetzt, nicht so. Nicht in diesem Moment, in dem ich so schwach und einfach nur ich war. Ich hatte jetzt nicht die Kraft dafür, stark zu sein. Nicht jetzt. Immer, aber nicht jetzt.

Ich war so entsetzt, dass ich nicht denken konnte.

Ich sah mich nach meiner Hose um, als er nicht antwortete, doch ich konnte sie in der Dunkelheit nicht ausmachen.

Sein Blick ließ meinen Mund trocken werden.

„Was machst du hier?“, wiederholte ich, doch wieder antwortete er nicht, ließ nur seinen undurchdringlichen Blick über mich wandern.

Da war nicht nur Zorn in seinen Augen, da war noch etwas viel schlimmeres in ihnen- wieder diese tierische Gier. Ich schauderte. Nein, nicht. Nicht jetzt.

Ich hatte Angst vor ihm. Ich gestehe es, ich hatte wirklich Angst vor ihm. Große, nackte Angst, dass er mir wehtun könnte, mir wirklich wehtun könnte, nachdem, was ich getan hatte.

Ich straffte die Schultern, versuchte meine Stimme fest und kalt klingen zu lassen, als ich sprach.

„Hast du wieder etwas unglaublich wichtiges mit mir zu besprechen? Willst du vielleicht...“

Er zischte, bedrohlich und leise und ich verstummte schlagartig.

„Guten Abend Gwendolyn“, sagte er dann nur leise, ehe er wieder verstummte.

„Guten... Abend“, gab ich leise zurück und versuchte panisch, die Unsicherheit aus meiner Stimme zu verbannen.

Er räusperte sich.

„Ich habe etwas mit dir zu besprechen. In der Tat“, sagte er dann kalt. „Und ja, es ist sogar sehr wichtig.“ Er schwieg einen Moment, ehe er freundlich fortfuhr. „Willst du, dass ich ihn gleich töte oder soll ich ihm zuerst ein wenig wehtun? Willst du zusehen oder draußen warten? Möchtest du ihm einen letzten Kuss geben, oder dich gleich abwenden?“

Mein Herz setzte aus. Er wusste es. Er war dagewesen. Er hatte jedes Wort gehört. Und... und er hatte den Kuss gesehen.

„Du hast mir nachspioniert?“, fragte ich tonlos.

Er runzelte die Stirn.

„Natürlich. Glaubst du ich würde dich mit diesem Jungen allein irgendwo ins nirgendwo gehen lassen?“

Er lachte hohl. „Wohl kaum.“

„Du hast uns gesehen“, sagte ich ruhig. Es war eine Feststellung, keine Frage aber Tom nickte dennoch. Keine Gefühlsregung war in seinem Gesicht auszumachen.

„Gesehen, gehört“, sinniert er nachdenklich. „Und du wirst es nicht glauben, Gwendolyn und glaub mir, ich glaube es beinahe auch nicht, aber es hat mir nicht gefallen, was ihr gemacht habt.“

Mein Atem stockte ein weiteres Mal. Was passierte hier? Was war los mit ihm? Und noch viel wichtiger, was war los mit mir?

Ich stellte die einzige Frage, die mir einfiel.

„Warum?“

Und da begannen seine Augen plötzlich zu brennen, als hätte ich ein Streichholz an sie gehalten. Die Schlüsselfrage.

Ja, Tom Riddle hatte gesehen, wie mich ein anderer geküsst hatte und in dieser Sekunde hatte er bemerkt, dass ich ihm nicht gleichgültig war und ja, Tom Riddle hatte nun bemerkt, dass etwas mit ihm passiert war. Natürlich konnte er es nicht zuordnen.

Er kannte es ganz einfach nicht, verstand es nicht. Wen hatte er auch in seinem Leben gehabt, der ihm

etwas bedeutete oder dem er etwas bedeutete. Wie sollte er es verstehen? Er wusste nur, dass er wollte, dass ich bei ihm war, dass er wollte, dass mich kein anderer anfasste. Dass ich ihm gehörte. Mehr wusste er nicht, aber das war ihm egal.

„Du hast geweint“, stellte er ruhig fest.

Ich starrte den Boden an und zuckte mit den Schultern.

„Geh“, sagte ich schwach, ohne Hoffnung darauf, das er es tatsächlich tun würde.

Er schien einen Moment zu überlegen, dann zischte er wieder leise.

„Komm!“, sagte er plötzlich barsch, packte meine Tasche und stieß die Tür zum angrenzenden Zimmer auf. Ungeduldig blickte er zurück und als ich mich nicht bewegte, zückte er seinen Stab und mit einem Mal stand ich neben ihm.

„Sag mal, bist du verrückt geworden?“, fuhr ich ihn an. Endlich hatte ich meine Sprache wieder gefunden.

„Was soll das alles hier? Was willst du?“

Mein Blick fiel auf Flynn, der trotz der Schreie noch tief und fest zu schlafen schien. „Und was hast du mit ihm gemacht?“

Tom ignorierte mich und packte grob meinen Arm. Ich keuchte erschrocken auf, war nicht gefasst auf die Stromstöße, die durch unsere Körper zuckten. Durch meinen, aber auch durch seinen. Seine Augen verschleierten einen Moment und ich riss mich los und wich zurück soweit ich konnte. Seine enorme Präsenz in dem Raum, die Art und Weise, wie er jeden Kubikzentimeter für sich beanspruchte, erdrückte mich.

„Fass mich nicht an“, zischte ich, doch da war er schon wieder auf mich zugetreten, in meine Privatsphäre gedrungen und hatte mich unsanft gepackt.

Ich wand mich wieder zur Seite und schaffte es, Flynns Zauberstab, der neben ihm auf dem Sofa lag, zu greifen. Ich richtete ihn auf Tom.

Er hielt inne.

Seine Augen liefen über und ich ertrank in ihrem Fluss.

„Das würde ich an deiner Stelle lieber nicht tun“, sagte er vollkommen ruhig und starrte mich nieder.

„Expe...“

Ich hatte noch nicht einmal zu Ende gesprochen, da flog mein Stab schon aus meiner Hand. Mein ganzer Arm wurde von der Kraft seines einfachen Expelliarmus zurückgeworfen und ich keuchte auf, so weh tat es. Einen Augenblick betrachtete Tom mich nachdenklich.

„Zieh dir was an bevor wir gehen. Es ist kalt“, fauchte er dann, aber ich rührte mich nicht.

„Zieh dir etwas an Gwendolyn.“ Es war keine Drohung, es war ein Befehl, aber ich war ganz bestimmt nicht gewillt, ihm Folge zu leisten.

Da ging er wieder auf mich zu um mich zu packen.

„Nein!“, herrschte ich ihn an. Ich legte soviel Entschlossenheit hinein, wie ich aufbringen konnte und es wirkte.

Tom blieb stehen.

Überraschung und Unglaube funkelten in seinem Blick auf.

„Nein?“, fragte er und zog die Augenbrauen nach oben. „Nein?“ Er sprach leise, nachdenklich, fast als würde er zu sich selbst sprechen.

Ich straffte die Schultern, da fiel mein Blick plötzlich auf meinen Zauberstab, der aus seiner Umhanttasche ragte. Mit einem Mal wurde ich so unglaublich zornig, dass ich vergaß zu denken.

Ich dachte nicht nach, dachte nicht daran, wer vor mir stand. Blitzschnell schoss ich auf ihn zu, doch er war schneller. Seine Augen weiteten sich und wir erschraken beide, als seine Hände meine Handgelenke umschlossen und festhielten.

Ich stolperte gegen ihn und er sog scharf die Luft ein. Eine Sekunde lagen unsere Körper aneinander und die Zeit verschmolz mit dem Moment, dann hatte er mich von sich geschoben, ohne jedoch meine Handgelenke loszulassen.

„Fass mich nicht an“, zischte er beinahe angeekelt, dabei war er es, der mich hielt.

Der Raum kippte. Irgendwie. Wir starrten uns an. Ich reckte das Kinn, herausfordernd, trotzig, wütend.

Und er, er sah mich an, mit einem Blick, der mich einfach nur überforderte. Sein Gesicht war nah, sehr nah und in seinen Augen tanzte die Finsternis mit dem Licht und wabernde Schatten wurden daraus geboren.

Hätte ich mich in diesem Moment an den Kuss erinnern können, dann hätte ich den Ausdruck wiedererkannt.

Verlangen. Nach etwas, das er nicht kannte, nicht wollte. Verlangen... nach mir. Gier... nach etwas. Gier nach mir.

Tom zischte, dann atmete er ruhig und konzentriert aus.

„Komm mit mir. Freiwillig oder auch nicht, das spielt keine Rolle, aber ich lasse dich nicht hier“, erklärte er mich ruhig.

Ich hob das Kinn.

„Was redest du da? Das kann dir doch egal sein ob ich hier bin oder nicht“, höhnte ich.

„Ist es aber nicht!“

Er schrie fast und ich erstarrte. Ich hatte ihn noch nie laut erlebt. Er war immer so beherrscht gewesen.

Einen Moment lang sah er so aus, als würde er bereuen, was er gesagt hatte, aber der Ausdruck verschwand gleich darauf wieder.

„Was willst du?“, fragte ich eisig.

Tom schüttelte den Kopf und schien zu überlegen, dann trat er plötzlich mit zwei schnellen Schritten auf mich zu.

„Wir stellen Regeln auf. Hier und jetzt“, sagte er entschlossen und heiser blickte mich ernst an.

„Ich verbiete dir, dich mit Leuten wie ihm zu treffen, du wirst dich nur mit mir treffen, du tust was ich sage, ich habe Kontrolle über dich, über dein Leben, alles was du tust und wenn du mich noch einmal schlägst, dann werde ich dir wehtun. Ach ja und wann immer ich es wünsche, wann immer ich es will, wirst du zu mir kommen. Du wirst dich mir nicht verweigern. Verstanden?“

Schauer liefen über meinen Rücken, Wut floss mit dem Blut durch meine Adern. Ich sagte nichts. Hatte Angst, ich könnte ihn wieder schlagen, wenn ich es doch tat.

Ich wartete und tatsächlich begann er weiter zu sprechen.

„Und nun zu deiner Frage, warum wir ab sofort Regeln aufstellen und befolgen müssen: Ich will dich für mich. Es geht nicht, dass du so einfach verschwindest und dann Dinge machst, die mich zornig machen. Ich will dich allein für mich, verstanden?“

„Verstanden“, sagte ich monoton.

Überraschung blitzte in seinen Augen auf, dann nickte er zufrieden.

„Gut. Bist du auch EINverstanden damit?“, fragte er dann langsam.

„Nein“, antwortete ich leise. „Niemals.“

„Schön, dann lass uns gehen, um alles weitere in Ruhe klären zu können.“

„Nein, Tom.“

Meine Stimme wurde lauter. „Ich komme nicht mit. Du kannst nicht einfach hier auftauchen und verlangen, dass ich alles stehen und liegen lasse, nur damit du deinen Willen bekommst. Das mache ich ganz sicher nicht. Nein!“

Entschlossen funkelte ich ihn an.

"Dein kleines Spiel geht zu weit. Ich mache da nicht mehr mit."

"Spiel?", knurrte er voller Zorn und senkte seinen Kopf zu mir herunter. "Du denkst das ist ein Spiel?"

Ich zuckte zusammen, als seine Stimme lauter wurde. "Merkst du nicht, dass es mir ernst ist? Merkst du nicht, wie sehr ich gerade an mich anhalten muss damit ich dir... nichts tue? Ihm nichts tue?", spuckte Tom aus und blickte mich lodernd an.

Ich sah, wie seine Beherrschung bröckelte, sah, wie die Maske fiel. Das Gesicht darunter war unbeschreiblich schön, es war voller Blut, es war grausam, eine Fratze, aber es war schön. Unbestreitbar.

„Komm mit mir, oder er stirbt, das schwöre ich dir, so wahr ich hier stehe, Gwendolyn“, sagte er plötzlich tonlos und ohne mich loszulassen. „Ich bin so zornig auf dich und all das was du in den letzten Stunden getan hast, dass ich im Moment alles tun würde und wenn du nicht augenblicklich gehorchst dann töte ich ihn, ohne hinzusehen und es ist mir egal.“

Mein Herz setzte aus. Was passierte hier nur? Ich begriff nicht. Auch ich hatte in meinem Leben nur wenige Menschen, die mir etwas bedeuteten und auch ich verstand nicht, was mit uns passierte. Verstand nicht, was er wollte, was ich wollte.

Ich rührte mich nicht.

Tom sah zur mir herunter, abwartend, brennend.

„Nun?“, fragte er sanft und strich sich über die Lippe. Seine Finger strichen über die roten Abdrücke seiner Hand auf meinen Handgelenken und ich fröstelte. Er sah hinunter auf meine nackten Beine. Seine Augen wurden eine Spur dunkler.

Ich hob den Kopf.

Keiner durfte über mich bestimmen. Niemand. Niemand.

„Sag mir was du von mir willst, was das alles hier soll, sonst mache ich gar nichts“, sagte ich eisig und Tom lächelte mich an.

„Du weißt, dass ich nicht verhandle“, flüsterte er.

„Ich verhandle auch nicht“, antwortete ich bestimmt.

„Gut“, sagte er.

„Gut“, sagte ich.

„Crucio“, sagte Tom und Flynn begann zu schreien.

Manchmal

Er sah mich mit glänzenden Augen an, strich sich über die Lippen und verengte die Augen zu zwei dunklen, unheilvoll schimmernden Halbmonden.

„Wenn du tot bist, wird man mich dann in dein Herz graviert sehen, wenn du aufgeschnitten wirst?“, fragte er mit leiser, deutlicher Stimme, deren Klang allein schon Spuren auf mir hinterließ, Schlieren in meine Haut ritzte, Furchen durch meine Muskeln zog. Schnitte, aus denen Blut strömte, niemals aufhörte zu strömen.

Ich spürte, wie meine Lungen aufhörten Luft durch meine Adern zu pumpen.

„Ja“, antwortete ich ausdruckslos und sah ihn an, mit einem Blick, aus dem ich den Schmerz herausfilterte so gut ich eben konnte.

Seine Lippen kräuselten sich zu einem Lächeln. Er schloss die Augen und atmete tief ein, als könnte er meine Worte so länger in der Luft hallend bewahren.

„Das ist schön. Das ist so schön“, seufzte er genießerisch.

Seine Augenlieder zuckten, als wäre er in einem Traum gefangen, der sich gerade in seinem Kopf abspielte und ihn von mir und der Realität immer weiter entfernte.

Ich musste ihn zurückholen von dort. Er durfte mich hier nicht alleinlassen in der Kälte meines, seines Lebens.

„Was ist mit dir?“, fragte ich herausfordernd. „Was ist mit deinem Herz?“

Er öffnete die Augen und bohrte mich mit ihnen zu Boden. Dann lächelte er spöttisch.

„Mit meinem Herz?“, fragte er lauernd und ein irres Glitzern erfüllte plötzlich seine Pupillen. „Nun, ich habe keines. Wusstest du das nicht?“

Er hob seine Hand und fuhr damit über meine kalte Wange. Ganz kurz nur, ein flüchtiger Hauch. Kalte Haut an noch kälterer Haut.

„Alle wissen es und du wirst es noch lernen“, sagte er nach einer Weile leise, dann drehte er sich um ging und ich, ich blieb allein zurück.

*Einsam war ich, ein Tunnel. Vor mir flohen die Vogel,
und Nacht brach in mich ein mit ihren Schattenmassen.
Mich selbst zu überleben, machte ich dich zur Waffe,
zum Pfeil für meinen Bogen, zum Stein für meine Schleuder.
Doch die Stunde der Rache ist gekommen. Ich liebe.*

Manchmal möchte ich auf Eisenbahnschienen laufen, zwischen den braunen von Rost zerfressenen Schienen gehen, zwischen denen hie und da sattgrüne Gräser sprießen, in Richtung blauer Himmel möchte ich ziehen, Richtung Sonnenschein und Abschiedswolkentaschentuchwinken. Das möchte ich obwohl ich ganz genau weiß, dass ein Zug, sollte denn einer kommen, nicht halten würde können.

Er wäre zu schnell, es wäre zu dunkel, als dass er mich erkannt hätte, er würde mich mit sich reißen und Stücke meines Körpers, blutiges Fleisch in der Landschaft verteilen.

Manchmal, da möchte ich auf einen vereisten See gehen. Obwohl mich alle warnen würden möchte ich es tun, denn ich will selbst sehen, wie lange es mich hält.

Manchmal, manchmal da möchte ich auf einem Brückengeländer spazieren gehen. Ich möchte mit dem Abgrund und den unendlichen Höhen ein Spiel spielen und das, obwohl ich ganz genau weiß, dass ich jederzeit das Gleichgewicht verlieren könnte, obwohl ich weiß, dass es pervers und krank, makaber ist.

Manchmal möchte ich auf einem Drahtseil balancieren. Auf einem Drahtseil gespannt über dieser Erde. Dort oben will ich stehen und herabsehen auf diese Welt in der Hoffnung, dass von dort oben alles besser aussieht.

Manchmal möchte ich zurückkehren in meine Jugend, möchte mich zwischen das Mädchen von damals und diesen einen jungen Mann stellen, der es so rücksichtslos aus seiner Welt riss. Ich möchte ihn anbrüllen, ihm sagen, dass er auf seinem Weg in der Hölle allein gehen sollte, wenigstens ihr das Leben lassen sollte.

Ich möchte ihm sagen, wenn er sie liebt, dann soll er sie niemals anrühren, aber ich weiß, dass er nicht hören wird.

Tom Riddle, so sehr ich ihn auch... er ist kein edler Mensch, das war er nie und wird es auch nie, niemals sein. Er ist nicht gut, freundlich, nett.

Alle Welt sagt, er könne nicht lieben.

Das kann er aber, nur... er liebt anders als andere Menschen. Er liebt egoistisch, masochistisch, dunkel, schmerzvoll, schattenreich, so anders eben.

Er ist grausam und nein, ich sage jetzt nicht: Er ist grausam aber ich liebe ihn. Ich sage nicht aber. Ich finde es gibt kein aber. In der Liebe gibt es dieses Wort nicht. Man kann nicht sagen, ich liebe ihn aber... Das ist falsch, nicht richtig. So, so falsch, dass es mich wütend macht.

Er ist grausam und ich liebe ihn.

Das sage ich denn es ist wahr.

Manchmal möchte ich ihm das sagen, obwohl ich ganz genau weiß, dass er mir sehr wehtun wird, wenn ich es tue.

Manchmal möchte ich, aber dann...

Ich saß auf einem dunklen, harten Sofa in einem spärlich beleuchteten Raum in Little Hangleton und zitterte am ganzen Körper. Meine Kiefer schlugen schmerzhaft aufeinander, meine Hände bebten und meine feuchten Haare klebten mir in der Stirn.

Ich wartete.

Ich hatte nicht den Hauch einer Ahnung, was das für ein Zimmer war, in dem ich mich befand, wem es gehörte, ob noch jemand in diesem Haus war, der mich möglicherweise hören würde können, sollte ich versuchen zu schreien.

Alles was ich wusste war, dass ich in Little Hangleton war, allein mit... ihm.

Vor mir lag sein schwarzer Umhang, der genauso kalt war wie er, aber ich rührte ihn nicht an. Er würde wütend darüber sein, wenn er zurückkam, aber davor fürchtete ich mich nicht. Ich zog meine nackten Beine an und schlang die Arme darum.

Meine Gedanken rasten zu Flynn und mein Magen drehte sich um vor Angst.

Er hatte mir gesagt, dass er ihm nichts tun würde, aber was hieß das schon? Was hieß das? Ein Versprechen von Tom Riddle war nichts wert, das hatte ich gelernt.

Ich presste die Kiefer fester zusammen, bis ich Blut schmeckte.

Drei Sekunden. Drei Sekunden hatte ich gebraucht, bis ich ihn gestoppt hatte. Drei Sekunden der Qual und des Schmerzes für Flynn, drei Sekunden, die ich niemals in meinem Leben würde vergessen können. Drei Sekunden, die ich Tag für Tag in meinen Träumen wieder und wieder würde durchleben müssen.

Drei Sekunden, dann hörten Flynns Schreie abrupt auf. Tom hatte mich mit krankhafter Zufriedenheit in den stürmenden Augen gemustert und stumm hatte ich ihm gratulieren müssen:

Er hatte gewonnen. Mühelos.

Und ich, ich hatte verloren: Das Spiel, aber möglicherweise nicht nur das. Vielleicht hatte ich mein Leben verloren, bereits damals in diesem Augenblick. Vielleicht hatte es in der Hütte begonnen. Wie amüsant, denke ich heute. Es würde enden, wo es anfing.

Vielleicht habe ich mich ergeben, zu früh aufgegeben. Vielleicht waren meine Stunden schon damals gezählt. Vielleicht war es gut so.

Tom hatte mich mit sich nach draußen genommen, hatte mir die Hand hingehalten und ich, ich hatte sie ergriffen.

Der Tod war gekommen und hatte mich mit sich genommen. Hand in Hand gingen wir.

Doch noch war ich nicht erlöst, noch brachte er mich nicht in eine bessere Welt, in ein Paradies. Nein, noch war es nicht so weit.

Er brachte mich nicht ins Himmelreich, an das ich ohnehin nicht glaubte, er brachte mich auch nicht in die Hölle, die viele so fürchten, nein, er brachte mich in seine eigene Welt und die war schlimmer als jede nur irgend denkbare Hölle.

Ich hatte kein Wort mit Tom gesprochen als wir in das Zimmer apparierten und einen Moment hatte er mich überrascht angesehen, dann jedoch hatte er wieder seine altbekannte Maske aufgesetzt.

„Ich werde ihm jetzt seine Erinnerung verändern“, hatte er angekündigt, während ich mich von ihm fort drehte und stumm auf das Sofa setzte. „Er wird glauben, dass er alleine in diese Hütte gekommen ist. Er wird nicht mehr wissen, was vorgefallen ist. Angesichts dessen was er mit dir getan hat, wird dir das nur Recht sein, denke ich.“

Tom war hinter mich getreten. Ich konnte seine Wärme im Nacken spüren und fröstelte, zitterte so sehr.

Er entzündete stumm ein Feuer im Kamin, dann legte er seinen Umhang vor mir ab.

„Zieh ihn an, es ist kalt“, wies er mich an und seine Stimme duldeten keinen Widerstand. Natürlich nicht, das tat sie ja noch nie.

Ich schwieg, rührte mich nicht, da trat er vor mich. Sein Schatten hüllte mich ein. Ich senkte den Kopf um ihn nicht ansehen zu müssen und so ging er vor mir in die Knie und war plötzlich so nah, dass mir der Atem stockte. Was war das nur?

Er hob seinen Finger und strich damit über mein nacktes Knie.

Ein Eiszapfen bohrte sich in meinen Oberschenkel, genau dort, wo er mich berührte.

Ich hörte ihn atmen, dann hob ich das Gesicht und sah ihn ausdruckslos an, starrte ihm in die Augen, fest und furchtlos.

Er starrte zurück und schien wieder einen Augenblick lang überrascht zu sein. Seine Augen glitten milde über mein Gesicht, suchten, suchten, fanden nichts.

„Ich tue ihm nichts“, sagte er ruhig. „Keine Sorge.“

Ich zog spöttisch die Augenbrauen hoch.

„Du bist sehr großzügig“, sagte ich und senkte den Blick gespielt unterwürfig zu Boden.

Tom runzelte die Stirn.

„Nein, ganz und gar nicht“, sagte er laut und klar und erhob sich. „Ich möchte nur ungern mein Druckmittel verlieren.“

Lächelnd sah er auf mich herab.

„Druckmittel genau“, sagte ich nur nachdenklich. „Gut dass du noch einmal erwähnst, warum ich das hier alles überhaupt mit mir machen lasse.“

Zu meiner grenzenlosen Überraschung lachte Tom nur. Nicht höhnisch, sondern ehrlich amüsiert. Er trat zurück, ließ mich aber keine Sekunde aus den Augen.

„Schön, dass du nicht vollkommen willenlos geworden bist. Du solltest mich schließlich unterhalten und das kannst du nur, wenn du so bist wie immer“, meinte er und seine Mundwinkel zuckten.

Blitzschnell erhob ich mich und schnellte auf ihn zu.

Nähe. Nähe. Um Himmels Willen... seine Nähe. Ich berührte ihn fast und zu meinem Erschrecken weiteten sich seine Augen schockiert.

Entschlossen hob ich den Kopf und sah zu ihm auf, ignorierte das Brüllen in seinen Augen.

„Wenn Flynn in Sicherheit ist, dann...“, begann ich, doch da war Tom schon zurückgewichen, als hätte ich ihn verbrannt.

„In Sicherheit?“ Seine Stimme klang rau. Er schnaubte und trat langsam noch weiter von mir zurück, als wäre ich das Raubtier und er die Beute.

Zum ersten Mal erkannte ich, dass es manchmal, ganz selten, tatsächlich so war.

Manchmal, manchmal, da hatte er, er, Tom, Tom Riddle nämlich Angst vor mir.

Der Mann, von dem man sagte er kenne keine Furcht, keinen Schmerz, kein Gefühl- dieser Mann kannte all das, fand es versammelt in mir.

Toms Nasenflügel weiteten sich.

„Glaubst du er wird jemals in Sicherheit sein?“, fragte er und tat interessiert, ehe er nachdenklich über seinen Stab strich und Sekunden später mit einem ungewöhnlich leisen Knall aus dem Raum apparierte.

Und nun saß ich alleine dort und war ihm, seinen Launen, seiner Gier und seinem Wahnsinn ausgeliefert. Aber wenn er dachte, ich würde mir seine Behandlung gefallen lassen, dann hatte er sich geirrt. Dann hatte er sich so sehr geirrt.

Er brauchte nicht lange um wiederzukehren und ich hatte kaum Zeit zu überlegen, was ich nun tun würde.

Ich hörte ihn durch die Tür eintreten, hörte seine festen Schritte, die doch so schleichend waren wie die eines Jägers.

Ich verschränkte die Arme und starrte stumm an die Wand. Ich wartete und er wartete auch.

Ich spürte seinen Blick auf mir, als würde er mir ein Messer an den Hals halten.

Er kam auf mich zu, blieb nah hinter mir stehen. Viel zu nah stand er dort.

„Wie ich sehe hast du keine Angst vor mir“, ließ er sanft verlauten und ich wusste, dass er auf den Mantel starrte.

„Nein“, sagte ich nur und drehte mich nicht um.

„Schade.“ Er ging um das Sofa herum und setzte sich mit übereinandergeschlagenen Beinen vor mich auf einen alten Stuhl.

Seine Augen beobachteten mich mit der Neugier und Genauigkeit eines Forschers, der sein Labortier zu analysieren versucht.

„Angst ist aber doch so ein großartiger Antrieb“, erklärte er, fast ein wenig wehmütig, aber ich schnaubte nur und starrte ihn ebenso unverschämt an, wie er mich.

„Ich bin sicher, du kennst noch andere Möglichkeiten, dir Menschen gefügig zu machen“, spottete ich kalt.

Er lächelte beinahe liebevoll, was so falsch und grausam aussah bei ihm, dass es schien, er würde gegen ein Naturgesetz verstoßen, wenn sein Gesicht sich so verzerrte.

„Oh, die kenne ich tatsächlich. Aber bei dir setzte ich auf etwas anderes.“ Toms Augen blitzten auf. „Etwas noch viel wirkungsvolleres.“

„So?“ Ich zog die Augenbraue hoch. „Das da wäre wenn ich fragen darf?“

„Natürlich darfst du Gwendolyn. Es ist... etwas, das ich nicht benennen kann. Aber es ist da, weißt du und es macht, dass du mich nicht vergessen oder ignorieren kannst. Du bist... oder wirst, wenn ich das recht durchgegangen bin... abhängig.“

„Ich soll abhängig sein, von dir?“ Ich konnte gerade noch verhindern, dass meine Stimme verriet, was in mir vorging, aber dennoch hatte ich die dunkle Ahnung, dass er es bereits wusste.

Er schwieg, lehnte sich zurück und legte nur die Finger an sein Kinn. Er starrte mich unerbittlich an.

Seine Augen wanderten brennend über mich und meinen Körper, der noch immer so spärlich bekleidet war. Natürlich tat er das mit Absicht. Ich hatte ihm schließlich nicht gehorcht. Ich hatte den Mantel nicht angezogen und das störte ihn. Störte ihn so sehr.

Manchmal gestatte ich mir heute daran zu denken, dass er vielleicht vermeiden wollte, mich so zu sehen. Weil er es nicht gewohnt war, solche Gefühle in sich zu haben. Er war es nicht gewohnt, dass ihn andere Menschen derartig interessierten, war es nicht gewohnt, dass er einen anderen Menschen wollte.

Mir sträuben sich heute die Haare, wenn mir klar wird, wie gut er mich schon damals kannte. Er kannte mich viel besser, als ich ihn, als ich ihn jemals kennen würde.

Er lächelte, als ich mich unbehaglich wand unter diesem kalten Eisblick.

Dann räusperte er sich und lehnte sich mir plötzlich entgegen. Mit einem Mal wirkte er sehr unnahbar, abwesend, nachdenklich, aber keine Sekunde ließen seine Augen mich in die Freiheit, die ich so sehr gebraucht hätte.

„Gwendolyn“, begann er langsam. „Gwendolyn ich weiß, dass du gerade wütend auf mich bist und weil ich ganz gewiss nicht vorhabe mit einem schweigsamen, langweiligen Mädchen meine Zeit zu verschwenden habe ich eine kleine Idee.“

Ich strich mir mit der Zunge über meine trockenen Lippen und Toms Blick wurde unwillkürlich dunkler.

„Ich weiß, dass du nichts mit mir zu tun haben willst, was natürlich klar ist, schließlich bist du nicht an mich gewöhnt. Noch nicht. Aber du hast sehr viel Zeit dafür glaub mir. Die nächsten Tage gehöre ich ganz dir und du ganz... mir... und du wirst mit der Zeit mit allem neuen klarkommen.“

Während er gesprochen hatte, hatte ich trotz der Kälte langsam meine angezogenen Knie losgelassen und mich aufgesetzt. Mein nacktes Bein berührte das seinen, aber keiner von uns zog seines fort.

Ich lehnte mich ihm entgegen und sah ihn ganz offen und wahrhaftig an, ehe ich zu sprechen begann.

„Was willst du von mir?“, fragte ich in aller Ruhe, klar, deutlich und langsam.

Seine Augen verengten sich, wurden undurchdringlich und zum ersten Mal überhaupt sah ich so etwas Ähnliches wie Ratlosigkeit aus ihnen schreien.

Eine Sekunde nur, aber sie reichte, um mir klarzumachen, dass er keine Ahnung hatte, was er hier tat, was er wollte. Das gab mir Mut.

Toms Kiefer spannten sich an, sein ganzes ausdrucksloses Gesicht war plötzlich wie von Drähten durchzogen. Unwillkürlich erinnerte er mich an eine schöne Marmorstatue, kalt und hart, aus Stein. Zu keinem Gefühl, zu keiner Wärme fähig.

„Ich möchte eine Bekanntschaft“, sagte er dann nach reichlichem Überlegen.

Seine Worte wirkten, als hätte er sie sorgsam ausgewählt, er sprach, bemüht darum, jedem Wort einen bestimmten Klang zu geben und ja keinen anderen.

Meine Augen weiteten sich und ganz unmerklich war ich näher an ihn gerutscht.

„Mit mir?“, fragte ich und konnte nicht verhindern, dass meine Stimme ins Fassungslose glitt, was ihn wiederrum zum Schmunzeln brachte.

„Mit wem sonst?“, fragte er mit langsamer Stimme. „Wohl kaum mit deiner dümmlichen Freundin, die mir fast genauso sehr misstraut, wie du.“

„Tut mir leid, dass es mich wundert, dass du, ausgerechnet du, tatsächlich Interesse daran hast, mich näher kennenzulernen.“ Ich schüttelte den Kopf. „Das ist absurd.“

„Warum das? Ich bin nur neugierig auf dich. Das ist schon alles.“

„Das verstehe ich nicht“, sagte ich ehrlich und biss mir auf die Lippe.

Tom nickte langsam und rutschte mir ein kleines Stück entgegen. Sein zweites Bein berührte meines und er starrte hinunter auf die Stelle, an der meine nackten, blassen Beine an seiner Hose lagen.

„Nun ja, dass du Interesse an mir hast, das verstehe ich. Aber umgekehrt...“ Er hielt inne, dann blickte er mich durch seine dichten, schwarzen Wimpern hinweg an. Seine Augen lagen auf der Lauer und ich nahm mich in Acht.

„Du könntest mich in deinen Kopf sehen lassen“, sagte er plötzlich sanft, streichelte mit seiner Stimme meine Seele. Er zuckte mit den Achseln. „Vielleicht bin ich dann befriedigt, wer weiß.“

„Nein“, sagte ich heftig noch ehe er fertig gesprochen hatte. „Niemals wieder, verstanden!“

Toms Augen verengten sich. Sie waren tiefschwarz.

„Na schön, so wäre es zwar einfacher, aber wenn du nicht willst... also, dann eben anders.“

Ich starrte auf meine Finger, dann holte ich tief Luft, beugte mich vor und nahm seinen Umhang zögernd in die Hand. Seine Augen folgten jeder meiner Bewegungen.

Vorsichtig schlüpfte ich in die viel zu langen Ärmel und raffte den Stoff schützend vor meiner Brut zusammen.

„Danke“, sagte Tom und sah mich ruhig an.

„Du sagst das nur, weil du weißt, dass du dich verstellen musst, damit du von mir bekommst was du willst.“

Er lächelte.

„Natürlich“, stimmte er mir ohne zu zögern zu. „Aber wie ich sehe funktioniert meine altbewährte Strategie. Immerhin bist du nicht mehr zornig.“

Ich lachte hell auf, woraufhin er mich aufmerksam anstarrte.

„Ach, so gut ist deine Menschenkenntnis dann wohl doch nicht. Du kannst dir gar nicht vorstellen, WIE zornig ich bin“, sagte ich und lehnte mich mit dem Oberkörper wieder zurück an die Lehne des Sofas.

Meine Augen verengten sich, als ich sah, dass er leicht, ganz leicht nur, mit seinem Oberkörper meiner Bewegung folgte. Ich glaube nicht, dass er das bewusst tat, ich glaube nicht einmal, dass er es merkte. Ich aber merkte es.

„Eine Bekanntschaft also“, begann ich langsam. „Keine Freundschaft, keine... engere... Beziehung. Richtig?“

„Richtig“, bestätigte er und seine Augen begannen zu glühen.

„Und du rührst nie wieder meine Freunde an? Du lässt sie in Ruhe. Ich lebe mein Leben, du deines, und den klitzekleinen Rest der da dann noch bleibt, den leben wir zusammen?“

Tom nickte.

„Einverstanden“, sagte er und genau da sah ich es in seinem Gesicht: Er hatte von Anfang an ganz genau gewusst, wie es kommen würde. Er hatte keine Sekunde gezweifelt, dass er seinen Willen bekommen würde. Er hatte genau geplant, wie er mit mir sprechen musste, um zu bekommen was er so sehr wollte.

Das alles aber erschien mir nicht im Geringsten erschreckend. Es war mir schlicht und einfach egal. Ich war zu stolz um mir einzugestehen, dass er die Fäden in den Händen hielt.

Nun, so war es jedenfalls dazu gekommen, dass Tom Riddle alle Türen in mein Leben, mein Herz, meine Seele offenstanden.

Und von diesem Augenblick an dauerte es auch nicht mehr lange, bis er sich das zu Nutze machte.

Es dauerte von dort an auch nicht mehr lange, bis wir uns eingestehen mussten, dass es bei einer Bekanntschaft nicht bleiben würde können.

Mir schaudert es noch heute, wenn ich an jenen Abend denke, an dem er bemerkte, wirklich registrierte, was mit ihm passierte. Er war so wütend gewesen auf mich in jener Nacht und ich weiß heute, dass er in mir die Schuldige sah, für dieses neue Gefühl in ihm.

Ich war das Monster mit den Fangzähnen, den großen Klauen, das ihn verschlungen hatte und nicht mehr frei gab.

Ich musste bezahlen. Natürlich musste ich das. Das musste ich immer. Für alles. Er musste es nie. Bis heute musste er niemals bezahlen.

Tom erhob sich und sah auf mich herunter.

„Eine Sache noch, bevor du schlafen gehst“, begann er und bedeutete mir ungeduldig aufzustehen.

Ich sah ihn nur mit hochgezogener Augenbraue an.

„Wenn du wirklich willst, dass wir beide uns in Zukunft verstehen, dann solltest du aufhören mich herumzukommandieren.“

Tom presste die Kiefer aufeinander und wie so oft trat dieser Ausdruck in seine Augen, vor dem man sich nicht retten kann.

Ich wundere mich noch heute, warum er mir nicht wehtat, wenn ich so mit ihm sprach. Ich kann es nicht sagen, aber ich glaube, dass es ihn unglaublich reizte, wenn ich ihm nicht gehorchte. Es war sein Kitzel, sein Spiel. Wie gesagt, ihm wurde schnell, sehr schnell langweilig, er hatte wenige Interessen und ich war sein einzig Dauerhaftes.

Tom schwieg und starrte mich an, bis ich mich schließlich seufzend erhob, die von den viel zu langen Mantelärmeln verdeckten Hände in die Hüften stemmte und ich auffordernd ansah.

„Also, was?“, fragte ich und wartete geduldig.

Tom trat einen winzigen Schritt auf mich zu.

„Du hast mich vor einigen Stunden geschlagen, wie du sicher noch weißt. Ich finde, dass ich es dir im gleichen Maße heimzahlen sollte“, erklärte er mir freundlich.

„Wie bitte?“ Überrascht sah ich ihn an. „Du willst mich schlagen?“ Meine Hände fielen an meinen Seiten herab. Meine Augen waren größer geworden, dann verengten sie sich.

„Ist das dein Ernst, Tom?“

Zufrieden bemerkte ich, wie er zusammenzuckte. Sein Gesichtsausdruck versteinerte und plötzlich, da war er wieder so nah. Er beugte sich herunter zu mir, sodass sein Gesicht mit meinem auf gleicher Höhe war. Sein Mund lag ganz nah bei meinem Ohr und ich bin mir heute sicher, dass sein Atem zitterte, als er sprach.

„Ich will dich nicht schlagen, wo denkst du hin“, hauchte er. Moleküle prallten auf meine Haut. Plötzlich spürte ich alles. Ich spürte die Welt.

Toms Stimme erreichte eine neue Stufe. Eine neue Kälte, wie ich sie bisher noch nie gespürt hatte. Arktische Kälte. Klirrende Kälte. Zersplitternde Kälte. „Ich will dich nur genauso sehr demütigen, wie du mich gedemütigt hast. Es soll wieder unentschieden sein, das Spiel“, flüsterte er sanft. Sanft entschlafen.

Ich fröstelte, wollte ihn fortschieben, konnte ihn aber nicht anfassen. Ich hatte Angst davor, ihn anzufassen und das, das wusste er. Und er wusste auch, wie er mich am besten in die Schranken wies.

Das erste Mal, als wir uns geküsst hatten, hatten wir uns nicht richtig berührt. Dieses Mal packte er mein Gesicht rechts und links mit seinen Händen, denn er wusste, dass ich mich wehren würde. Dieses Mal, für mich das erste Mal, dieses Mal würde er mir die Erinnerung, diese Erinnerung der Demütigung, lassen.

Dieses Mal tat der Kuss sehr, sehr weh.

Ein Mädchen, das Berührungen und Nähe und andere Menschen, Intimität nicht aushielt, wie tat man ihm mehr weh, als mit einem erzwungenen Kuss?

Seine Bewegung war zu schnell, zu unvorhersehbar, als dass ich sie kommen hätte sehen können, als dass ich ihr ausweichen hätte können. Ich hatte niemals damit gerechnet, dass er so weit gehen würde, nur für ein Spiel.

Seine Hände waren wie ein Schraubstock um mein Gesicht gelegt. Einen Moment wartete er, sah mir in die Augen, genoss diesen Augenblick der Überlegenheit, den Augenblick der Panik, der Erkenntnis, was nun kommen würde, den Augenblick, in dem ich zu erschrocken war, um meinen Ausdruck zu kontrollieren.

Er saugte alles auf, was in diesem Moment in meinem Gesicht zu lesen war und die Freude darüber in seinen Augen war unbändig.

Dann presste er seine Lippen unsanft gegen meine.

Wie kann eine Erinnerung an eine so gewaltsame Zärtlichkeit mir heute so unendlich viel bedeuten? Wie kann sie noch heute in mein Hirn gebrannt sein, wie können so alte, verbrauchte Lippen noch nach so vielen Jahren einen Kuss derartig wieder aufleben lassen? Wie kann sich ein so altes Herz an jedes Gefühl erinnern dass in diesem Augenblick in ihm pulsierte? Wie ist das möglich? Wie ist das nur möglich und wie kann es noch heute so sehr wehtun?

Ich bekam keine Luft, blieb einen Moment zu Eis erstarrt stehen, dann riss ich die Hände hoch und versuchte ihn fortzustößen, doch er war mir körperlich genauso haushoch überlegen, wie in jeder anderen, denkbaren Art und Weise.

Seine Zune drang in meinen Mund und ich erstarrte wieder, riss die Augen auf und begegnete seinem übermütigen Strahlen in den Augen. Er brannte mich nieder mit seinem Blick, während seine Zunge dasselbe mit dem Rest von mir tat.

Er kostete jede Minute der Rache aufs Köstlichste aus und ich wusste mir nicht anders zu helfen, als ihn mit seiner eigenen Waffe zu schlagen.

Er hielt meinen Körper gut eine handbreit von sich und so überwand ich mich, alles in mir und presste mich gegen ihn, seine harte, so kalte Gestalt.

Ich zuckte, er zuckte, sein Körper zuckte. Seine Augen flackerten auf, weiteten sich, suchten in meinen eine Antwort auf mein Verhalten. Ein undefinierbares Geräusch kam aus seinem Mund.

„Ich weiß, was du tust“, zischte er zornig, an meinen Lippen, von denen er sich aber keine Sekunde löste. Auch schob er mich nicht fort, so wie ich gehofft hatte.

Ich erschrak, wollte mich lösen, zurück, in Sicherheit weichen, weg vom Abgrund.

Aber er hielt mich, so sehr ich mich auch wand, er hielt mich.

„Lass mich lo...“, zischte ich zurück, doch noch ehe ich fertig gesprochen hatte, lag meine Unterlippe zwischen seinen Zähnen. Er zog daran, biss mich, bis ich Blut schmeckte.

Ich keuchte, wurde aber einen Moment von dem Kuss abgelenkt, als ich seinen heftigen Herzschlag an meiner Brust fühlte.

Damals wusste ich nicht warum ich plötzlich so irritiert war. Heute weiß ich es- ganz unbewusst hatte ich ihn damals immer als eine Art Statue aus Stein gesehen, ein Roboter, unverwundbar, ohne lebenden Körper. Deshalb und weil es so kraftvoll schlug, deshalb war ich so irritiert.

Meine Hände an meiner Seite zitterten, und dann endlich ließ er unvermittelt von mir ab. Seine Hände fielen von meinem Rücken, schoben mich resolut zurück.

Er sah auf mich herab und ich sah ihn an und in seinen Augen, da lag außer der Zufriedenheit noch etwas anderes, das ebenfalls durch den Kuss hervorgerufen worden war. Etwas, das ihm hoffentlich genauso Angst machte, wie mir.

Ich wischte mir über den Mund und bemühte mich um ein ausdrucksloses Gesicht.

„Zufrieden?“, fragte ich leise und schluckte.

Tom blinzelte.

„Nicht annähernd so, wie ich erwartet hatte“, sagte er zutiefst nachdenklich, während er mich anstarrte wie noch niemals zuvor.

Ich räusperte mich, hielt es nicht mehr aus und wandte mich ab und ging einige Schritte fort von ihm. Ich hörte nur noch sein Atmen, das schneller ging als sonst.

Gleichstand im Spiel also wieder. Gleichauf.

Ich verstand die Welt nicht mehr. Zwei Küsse an einem Tag. Der eine hatte eine Freundschaft zerstört, der andere eine Eisschicht um ein Herz. Ich wusste nicht, was verehrender war.

Die Fensterscheiben vor mir klirrten, draußen piff der Wind, begleitet von Nadelspitzentropfen von Schnee. Das Feuer flackerte und Toms Schatten an der Wand erschien plötzlich noch größer und gewaltiger als zuvor.

Er stand ganz still, wie ein Dämon über mir. Seine Hand fuhr plötzlich über seinen Mund, als versuchte er etwas fortzuwischen, dessen Spuren aber zu hartnäckig waren.

Ich schloss die Augen und als ich mich endlich getraute mich wieder umzudrehen und sie wieder öffnete, da war er fort und der Raum leer.

Ich atmete aus und es fühlte sich an, als hätte ich das seit Tagen nicht mehr getan, dann schlüpfte ich aus seinem Umhang, dessen Geruch mich wie Nebel eingehüllt und halb wahnsinnig gemacht hatte. Aus meiner Tasche zog ich ein frisches, weißes Hemd und einen braunen Rock. Ich zog mich blitzschnell um, dann ging ich langsam zur Tür.

Vorsichtig streckte ich die Hand nach der Klinke aus, berührte sie so vorsichtig, als könnte sie zerbrechen und mir den Ausgang so versperren, dann drückte ich sie nach unten. Nichts passierte- die Tür war verschlossen. Sie hatte kein Schloss, keinen Schlüssel, nichts. Aber sie war verschlossen und ich gefangen.

Mein Leben lang würde ich das von nun an sein- gefangen, gefangen in der Hölle.

Viele Menschen glauben an eine Hölle wie sie im Buche steht- Feuerbrünste, Hitzelecken, züngelnde Flammen.

An so einen Unsinn glaubte ich niemals und dennoch gab es in meiner kleinen, großen Welt eine Hölle und die, die war da wo er war.

Er war der flammende Dämon, in dessen Flammenmeer ich badete wie in duftendem Rosenwasser. Er war das orangerote Feuer, das nie barmherzig genug war, mich ganz zu verschlingen, das immer nur an meinen Gliedmaßen leckte. Er hielt den spitzen Dreizack in der Hand, der mich aufspießte. Er war es. Nur er und immer er.

Er war meine Hölle.

Monster

*Das Böse, das sollte man nie so dahin sagen
Es ist nur das dunkle Ende von einem breiten Spektrum
Ich spreche von Licht
Niemand kommt in absoluter Finsternis zur Welt
Die meisten von euch leben in der Grauzone
Und die ist groß
Es gibt Eifersucht und Zorn
Aber wirklich böse wird ein Mensch erst,
wenn er ausschließlich böse Dinge tut
Tja, und dann verwandelt der Mensch sich in sowas wie ein Monster
Ein Monster ist eine Kreatur, die kein Gewissen hat
Sie sind extrem selten, aber sie existieren*

An manchen Morgen hat man das lähmende Gefühl, die ganze Nacht durchwacht zu haben. Die Augen brennen, die Lider sind schwer wie Betonplatten und sie sacken in jedem Augenblick, in dem man nicht vollends konzentriert ist über die Pupillen herab und verhindern eine klare Sicht.

Es gibt Morgen, da spürt man es in jedem einzelnen Knochen.

Eine ganz eigenartige Beklommenheit, ein Drücken, ein Fauchen als wäre man ein eingesperrtes Tier, dass nichts tun kann, als die wenigen Quadratmeter seines Gefängnisses abzulaufen, um sich so nur noch beengter und verzweifelter zu fühlen.

An manchen Morgen kommt einem die Welt vor wie ein ewig dauernder, einsamer Winter, dessen eisige Winde in jeden einzelnen Teil des Körpers fegen und ihn leer höhlen.

An manchen Morgen spürt man es ganz deutlich- die Zeit läuft ab, rieselt durch die eigenen Fingern, wie der Sand einer Sanduhr. Rieselt fort, rieselt und rieselt, bis man leer ist.

Anders als andere Menschen habe ich an solchen Morgen nicht das Bedürfnis mich in meinem Bett zu verkriechen und zu warten, dass jemand kommt, der mich rettet oder befreit oder einsperrt oder was auch immer.

Ich habe an solchen Morgen den schmerzhaften Drang mir die Haut vom Körper zu ziehen um aus diesem Gefängnis ausbrechen zu können.

Auch an jenem Morgen in Little Hangleton hatte ich dieses Gefühl in mir.

Ich hatte das knarrende Bett ignoriert und die Nacht zusammengerollt auf dem schmalen Sofa verbracht und selbst im Schlaf hatte ich gefroren, war im Traum durch Eiswüsten gestolpert, durch arktische Meere getrieben, lag begraben unter weiß glitzernden blautichigen Schneemassen, die auf meiner Brust lagen, meine Lunge zusammenquetschten und mich am Atmen hinderten.

Es war fast so, als hätte mein Unterbewusstsein erkannt, was ich selbst noch nicht in der Lage war zu erkennen:

Es begann. Der Anfang vom Ende begann. Mein Untergang begann.

Es war fast so, als würde diese Tatsache in der Luft liegen wie ein Geruch. Wie ein Gas, ein Gift. Und ahnungslos wie ich war, atmete ich es ein. Jeden Tag, jede Minute, jede Sekunde.

Ohne es zu merken.

Mir tat der ganze Körper weh, als ich mich erhob. Es musste bereits Mittag sein, aber draußen war es noch fast dunkel. Das Feuer im Kamin brannte und die Flammen reckten sich mir entgegen als würden sie mich locken wollen.

Komm zu uns. Umarme uns. Spiel mit uns. Liebe uns. Wir halten dich warm.

Mir kroch ein kaltes Hauchen über den Nacken.

War er heute Nacht hier gewesen? Hatte er das Feuer neu entfacht? War er hier gestanden, über mir? Hatte er mich angesehen und sich in meine Träume geschlichen? Hatten seine Eisfinger nach mir gegriffen?

Und hatte ich nicht im Traum seine Hand genommen? Naiv und unschuldig und ahnungslos, wie ein kleines Kind? Hatte ich nicht?

Das Blut, das durch mein Herz floss wurde fast spürbar kälter, wenn ich daran dachte, er könnte über mir gestanden haben, als ich dort schlief, träumte und so ungeschützt war, wie ein Mensch nur eben sein konnte.

Ich setzte mich steif auf, schob mein Hemd mit fahrigem Fingern in den Rock und schlüpfte in meine Stiefel. Ein hastiges Durchfahren meiner wirren Haare später trat ich mit spürbar klopfendem Herz zur Tür und drückte mit einem seltsam beklemmendem Gefühl in der Brust die Klinke nach unten.

Die Tür sprang auf und für eine Sekunde verschwand das Drücken um mein Herz. Für eine Sekunde hatte ich das Gefühl frei und noch immer ich zu sein, aber es war eben nur eine Sekunde und sie reichte nicht aus dafür, dass ich wieder das Gefühl gehabt hätte, der gleiche Mensch zu sein, wie noch vor einigen Tagen.

Auf dem niedrigen Gang draußen war es noch dunkler als im Zimmer und kälter war es. Viel kälter.

Fröstelnd tastete ich mich vorwärts und keinen Augenblick verließ mich die Angst, er könnte hier irgendwo warten, in einer der schwarzen Nischen lauern, darauf wartend, was passieren würde, wenn er mich anfele wie ein Löwe seine Beute.

Zwei verwinkelte, windschiefe Treppen und einen weiterer gewundener Gang später trat ich in eine überhitzte, nach Zigarettenrauch und Schnaps stinkende Stube, in der irgendeine aberwitzige Person Plastikblumen in matten, blassen Farben auf den Tischen aufgestellt hatte. Trotz ihrer bleichen Farben leuchteten sie im Raum, stachen hervor wie schillernde Lichter.

Ihre Blüten konnten zwar nicht verwelken, aber sie waren verknittert, staubig und von Motten zerfressen.

Vielleicht hatte die Person, die sie aufgestellt hatte gedacht, den Raum dadurch freundlicher erscheinen zu lassen und vielleicht kam es manchen Menschen sogar so vor, ich fand den Anblick einfach nur hässlich und armselig.

Ich zuckte zusammen, als ich aus den Augenwinkeln die Person rechts von mir wahrnahm. Es war ein Mann, der mich anstarrte. Er stand hinter der Bar, trug eine Schürze, die wohl vor langer Zeit einmal weiß gewesen sein mochte, klobige Stiefel und ein fleckiges, weißes T- Shirt, das über dem ausladenden Bauch beträchtlich spannte. Eines seiner Augen war blutunterlaufen und halb vom Lid verdeckt, das schwer herunterhing.

Ich betrachte diesen unbedeutenden Mann von damals heute als ein Art Warnung. Eine Warnung die blinkend und leuchtend vor mir stand. Eine Warnung, die ich durchaus sah. Eine Warnung, die ich aber ignorierte und so kann ich niemandem weismachen, ich wäre ahnungslos gewesen.

Das war ich nicht.

Ich war kein Mädchen, das nicht wusste, worauf es sich einließ. Ich war nicht unschuldig, es war kein Zufall, dass ich in diese Welt geraten war. Es war meine Entscheidung. Mir war glasklar, auf welches Grauen ich mich einließ.

Ich bin schuldig. In jeder Beziehung. Das sage ich, weil es die Wahrheit ist. Wenn ich sage, dass Tom Riddle kein guter Mensch ist, dann ist das auch die Wahrheit. Aber wenn ich sage, dass ich ein guter Mensch bin, dann ist das eine Lüge.

Ich bin nicht gut. Denn auch wenn ich am Ende meiner Geschichte das richtige tun werde, ich tue es aus purem Egoismus. Ich tue es für mich. Selbst die ruhmreichste Handlung ist nichts wert, wenn sie aus schlechten Absichten und falschen Gründen heraus begangen wurde. Ich bin also absolut kein guter Mensch.

Der Wirt begrüßte mich freundlich und sein Blick auf mir beherbergte eine Neugierde, die ihn mir sofort zuwider machte.

Ich atmete tief durch und der Wirt verzog das gerötete Gesicht, mit der großen Nase und den roten Bartstoppeln zu einem Lächeln und wünschte mir einen guten Morgen, während er hinter dem Tresen hervortrat und mir einen Stuhl nicht weit von der Bar zurecht rückte.

Er mochte um die Fünfzig sein, sein Gang aber war sicher und schnell und zeugte einerseits von einer fesselnden Bestimmtheit, andererseits aber auch von einer demütigen Unterwürfigkeit, die er sich wohl im Laufe der Jahre angeeignet hatte, um seinen Gästen hier ein Gefühl von Zufriedenheit vermitteln zu können.

Zögernd verlangte ich nach Tee, den er mir in einer blau- gepunkteten Tasse mit Sprung servierte.

„Ihr Begleiter ist schon seit heut’ Morgen fort. Er wollt Sie nicht wecken, hat er gesagt“, berichtete mir der Mann, als er dann wieder hinter dem Tresen stand und mit einem recht schmutzigen Lappen Krüge abzuwischen begann.

Ich nickte nur und versuchte seine nur allzu offensichtliche Neugierde zu ignorieren so gut ich das konnte.

„Was verschlägt euch beide denn um diese Jahreszeit hierher?“, dröhnte seine Stimme nach einer Weile wieder durch die Stube.

Ich blickte auf und räusperte mich, während ich mit meinen kalten Fingern die heiße Tasse umfasste.

„Wir... besuchen Verwandte“, sagte ich und bemühte mich ums möglichste, so desinteressiert an einem Gespräch mit diesem Mann zu wirken, wie es eben ging.

Entweder er bemerkte das nicht, oder es war ihm egal, denn er sprach weiter, als hätte ich nichts gesagt.

„Verwandte... soso“, meinte er und seine kleinen Knopfaugen leuchteten auf. „Dein Begleiter sieht jemandem sehr ähnlich, der mal hier gewohnt hat. Er ist glaub ich letztes oder vorletztes Jahr gestorben. Mysteriöse Sache musst du wissen.“

Der Wirt trat begierig an meinen Tisch und beugte sich ein wenig zu mir herunter. Er roch nach Erbrochenem und kaltem Zigarettenrauch, doch ich wich nicht zurück.

„Eines Tages kommt da dieses Hausmädchen in meinen Pub gerannt“, begann er mit leiser, sehr heiserer Stimme. „Sie ist ganz aufgelöst, das arme Ding, stottert irgendwas von wegen ‚Sie sind tot. Alle tot. Tot’. Türlich haben wir sofort gewusst, von wem sie geredet hat. Von den Riddles nämlich. Für die hat sie gearbeitet, weißt du.“

Ich zuckte beim Namen Riddle zusammen. Der Wirt aber bemerkte dies nicht.

Mir kam der Gedanke, dass er womöglich nur sehr wenig von dem mitbekam, was seine Umwelt tat und dachte.

„N’ Paar von den Stammgästen sind gleich rauf zum alten Herrenhaus am Rand vom Dorf und ham nachgesehen und wirklich, die warn alle tot.“

Ich hob den Kopf und der Wirt schien zu merken, dass er ganz plötzlich meine volle Aufmerksamkeit hatte. Er zog sich einen Stuhl vom Nachbartisch heran und ließ sich ächzend darauf nieder.

„Wer waren sie?“, fragte ich, als wüsste ich es nicht.

Die Augen des Wirts begannen fiebrig zu glänzen.

„Die Riddles?“, fragte er. „Na das waren Tom Riddle und seine beiden Eltern. Sag mal, ist dein Cousin mit denen verwandt gewesen? Er ist Tom Riddle wie aus dem Gesicht geschnitten, mal ehrlich.“

„Wie merkwürdig“, meinte ich nur, dann räusperte ich mich und blickte von der Tischplatte auf. „Könnte ich Zucker haben?“, fragte ich und starrte gegen die Wand hinter dem Wirt.

Dieser stand schnell auf.

„Türlich“, meinte er, dann verschwand er und kam Sekunden darauf mit einer Tasse voll Zucker zurück. Er stellte sie vor mir ab und ließ sich dann wieder an dem Tisch mir genau gegenüber nieder.

„Das allermerkwürdigste an der Geschichte hast du noch gar nicht gehört“, setzte er seine Erzählung wieder fort.

„Die Riddles nämlich waren zwar tot, aber niemand konnte, da konnte keiner sagen an was die gestorben waren. Einfach tot umgefallen sind se alle. Mysteriöse Geschichte, nicht wahr?“

Da. Da. Das war sie. Die Warnung.

Das erste, was ich dachte, ich weiß nicht wieso ich darauf kam, war: Er hat sie umgebracht. Es war er. Ich traute es ihm zu, obwohl ich ihn noch nicht kannte, obwohl er ein Schüler an meiner Schule war, obwohl ich ihn schon als Zwölfjährigen gekannt hatte, praktisch dabei gewesen war, wie er aufwuchs.

Obwohl er erst siebzehn war konnte ich ihn mir vorstellen, wie er die beiden Worte aussprach, die die Macht hatten Leben zu nehmen.

Ich weiß nicht wieso ich diesem Instinkt nicht traute. Ich weiß nicht wieso mein Gehirn den Gedanken, er könnte es gewesen sein, aus meinem Kopf verschwinden ließ, kaum dass er gedacht war.

Ich schluckte fest, und meine Finger rutschten von der Tasse auf die Tischplatte. Einen Moment entglitt mir sämtliche Kontrolle über meinen Körper. Es war der Moment, in dem ich ihn mir als Mörder vorstellte.

Aber der Moment zog vorbei und kam erst viel später wieder zu mir zurück. So viel später, dass es längst zu spät gewesen war.

„Niemand konnte sagen, an was sie gestorben sind?“, fragte ich leise und starrte in die roten, kleinen Augen des Mannes mir gegenüber.

Er nickte.

„Aber ja. Niemand konnt das. Man hat nur gesagt, dass sie alle ausgesehen hätten, als wäre ihnen Satan höchstpersönlich begegnet. Mehr ham die nicht sagen können.“

„Und... haben sie den Schuldigen gefunden?“

Der Wirt schnaubte auf und schlug mit seinem schmutzigen Lappen gegen das Tischbein.

Klatsch.

Klatsch

Klatsch, im dreiviertel Takt.

„Ja, verhaftete ham sie schon einen, den Gärtner der Riddles nämlich, den verschrobenen Kerl, aber nichts nachweisen ham se ihm können und da ham sie ihn wieder laufen lassen diese Trottel. Dabei wars der ganz sicher. Es ist immer der Gärtner, das weiß doch jeder.“

Klatsch.

Der Wirt spuckte auf den Boden und ich zuckte zusammen, weil seine Stimme so laut geworden war.

Klatsch

„Und Sie sind sich sicher, dass keine Todesursache festgestellt werden hat können?“, fragte ich ein weiteres Mal.

Der Wirt nickte.

„Aber ja, ja ganz sicher“, meinte er, dann trat plötzlich wieder ein beinahe irres Funkeln in seine Augen. Ich rutschte unruhig auf meinem Stuhl vor und dann wieder zurück.

Klatsch, machte es wieder.

„Es gibt da noch eine Geschichte, die ganz schön für Gerede gesorgt hat in unsrem kleinen Dorf. Wieder wars dieser Tom Riddle“, begann der Wirt von neuem. „Er ist mit der kleinen Gaunt durchgebrannt, von einem Tag auf en anderen warn die weg und Monate später kommt der wieder und quasselt was von Hexen und von wegen er sei betrogen worden.“

Der Wirt grinste breit und offenbarte eine große Zahnücke dort, wo eigentlich der Schneidezahn hätte sein müssen. „Jaja die Riddles. Die waren schon so eine Klasse für sich. Reich wie Könige, aber geizig und hochnäsiger warn die... wennse mich fragen wollte der einfach nicht mehr für das Mädchen aufkommen. Das arme Ding, die war doch so verliebt in ihn gewesen.“

Klatsch, Klatsch.

Ich wagte nicht den Blick zu heben und starrte nur in meine Tasse. Er sprach von Tom Riddles Mutter, dieser Mann. Und ich wollte mehr hören über die Vergangenheit von diesem Menschen, der mir so unbegreiflich war.

„Was wurde aus ihr?“, fragte ich.

Ich spürte den Blick des Wirtes auf mir.

„Aus Merope Gaunt?“, fragte er. „Wir ham hier nie wieder was von ihr gesehen oder gehört. Ist wohl erfroren irgendwo auf den Straßn in London, damals der Winter war ja fast noch kälter als dieser hier. Armes Ding wie gesagt.“

Klatsch, Klatsch, Klatsch

Aber plötzlich hielt der Wirt in der Bewegung inne und starrte auf einen Punkt über meiner Schulter. In seinen Augen, in seiner gesamten Körperhaltung veränderte sich plötzlich etwas.

Etwas nicht zu definierendes. Da war mit einem Mal etwas in seinen Augen, vielleicht war es Furcht, die er sich aber, so denke ich, nicht einmal selbst erklären konnte.

Und ich wusste warum. Ich wusste es sofort. Kalte Finger begannen in meinen Eingeweiden zu wühlen und ich wusste, was das für ein Gefühl war. Wusste, dass er es war, sein Blick war es.

Sein Blick der in mir wühlte, ohne Rücksicht auf Schäden, die er womöglich zurückließ.

Ich beugte mich weiter über meine Tasse und blickte nicht zurück, lauschte nur seinen Schritten, die näher kamen.

Langsam und bedächtig und fest. Ein Raubtier, dass sich sicher war, dass die Beute nicht mehr fliehen konnte, sondern bereits aus allen Wunden blutend am Boden, im Sterben lag.

Ein Raubtier, so schrecklich siegesgewiss.

Der Wirt sprang auf und trat so schnell vom Tisch zurück, dass ich es gar nicht sah. Er ging hinter den Tresen und verschwand durch eine Tür aus dem Raum.

Und Tom und ich, wir waren allein.

Seine Schritte verstummten hinter mir.

„Na, interessantes gehört?“, ertönte seine schneidende Stimme über mir.

Ich frage mich heute, ob er ein Gespür dafür hatte, eine Art sechsten Sinn, wenn irgendwo irgendetwas passierte, das ihn störte. Er hatte das Talent immer genau dann aufzutauchen, wenn ich es am wenigsten ertrug.

Solche Situationen waren ihm die liebsten, denn in ihnen war ich oft nicht die verschlossenen Gwendolyn, sondern einfach nur ein Mädchen, das einmal seine Auszeit von sich und Welt brauchte. Irgendwann brauchte ich die wie jeder andere Mensch auch. Er ließ sie mir nicht und ich schlitterte weiter auf meinem Weg in die schwarze Schlucht.

Ich antwortete nicht. Tom ging gemächlich an mir vorbei und ließ sich elegant auf dem Stuhl nieder, auf dem zuvor der Wirt gegessen hatte.

Er sah so ausgeschlafen und gut aus, wie immer. Mit seinem eleganten, schwarzen Mantel und den perfekt frisierten Haaren passte er nicht in diesen dreckigen Raum. Noch weniger als ich.

Er betrachtete mich sehr aufmerksam und als ich nicht antwortete, steckte er seine Hand in seine Manteltasche und zog, wie ich kurz darauf erkannte, meinen Zauberstab heraus.

„Möchtest du ihn wieder haben?“, fragte er freundlich, aber der Ausdruck in seinen Augen strafte diese plötzliche Freundlichkeit Lügen.

Er beobachtete mit wachenden Augen meine Reaktion und ich konnte es nicht verhindern, dass meine Augen zornig zu ihm aufzuhlen.

„Möchtest du jetzt nett sein?“, fragte ich, wütend darüber, dass er es tatsächlich schon wieder geschafft hatte mich wütend zu machen.

Er lachte nur abfällig.

„Nett?“, fragte er und zog die Augenbrauen hoch. „Ein eigenartiges Wort. Aber nein, ich möchte nicht ‚nett‘ sein. Ich möchte nur, dass du vergisst, was gestern passiert ist. Sagen wir, du bist wegen unserer Abmachung hier und nicht, weil ich dich hierhergebracht habe.“

Toms Augen blitzen und zeigten, wie sehr er sich amüsierte. Sein Spielzeug gefiel ihm wohl.

Ich bleckte die Zähne.

„Dabei hast du mir doch gestern noch klar und deutlich zu verstehen gegeben, dass alles nur aufgrund deines Willens geschieht und nichts weiter. Dass ich eigentlich keinen freien Willen mehr habe und... dir praktisch gehöre?!? Was ist daraus denn geworden?“

Meine Stimme war gegen Ende hin sehr laut geworden.

Zu meiner Überraschung vertiefte sein Lächeln sich nur auf eine beunruhigende, mir die Kehle zuschnürende Art und Weise.

Er fand schon damals gefallen an dieser einen, ganz speziellen Aussage: Ich gehöre dir. Das mochte er. Sogar sehr.

Ich war kein Mensch, ich war ein Ding. Ein Ding das er besaß, über das er bestimmen konnte. Mehr war ich nicht.

Und wäre es so geblieben, dann besäße ich heute noch ein Herz und eine Seele.

Dann besäße ich heute noch Licht und Glauben. Dann hätte ich noch alles erhellende Hoffnung in mir. Dann hätte ich heute noch Tränen und Lächeln, Traum und Schlaf. Und alles, was mich zu dem machte, was ich einst war.

Ja, aber es hatte nicht sollen sein. So war es nicht gekommen. Ich müsste es bedauern, aber ich tue es nicht. Wie auch? Ich habe alles verloren, was mir lieb war, aber noch besaß ich meinen Verstand und meine Erinnerungen, die mir Gefängnis und Paradies zugleich waren.

Schmerzen töten mich, und trotzdem liebe ich sie. Eine Eigenschaft, die nicht viele auf dieser Welt haben: Schmerz zu lieben.

Dabei ist es die beste Eigenschaft, die man haben kann. Mit ihr lebt man ewig.

Werft euch ins Feuer und lacht, während ihr verbrennt. Jubelt während eure Haut versengt. Seid glücklich wenn euer Fleisch sich mit der Asche mengt.

Toms Zähne blitzten.

Er war glücklich, glaube ich. Damals im Winter, an den kalten Tagen, die wir gemeinsam in Little Hangleton verbracht hatten.

Ich habe freilich keinen Beweis dafür, aber ich glaube durchaus, dass er Glück empfinden konnte. Vielleicht würde er es anders nennen, aber ich denke, dass es auch bei ihm so war, wie bei allen Menschen.

Ich sah ihn an und wartete. Wartete gespannt was er sagen würde.

„Oh, das behalte im Hinterkopf“, meinte er schließlich mit langsamer, sehr tiefer Stimme.

Dann beugte er sich mir entgegen.

„Gwendolyn, sag, erkennst du es nicht?“, fragte er beinahe begierig.

Ich runzelte die Stirn und ging mit meinem Oberkörper so unwillkürlich zurück, wie er nach vorne gekommen war.

Tief in mir, da hatte ich es verstanden. Ja, ich hatte.

Toms Gesicht verspannte sich vor Freude.

„Ich gebe dir die Chance es von selbst auf sich beruhen zu lassen“, erklärte er bestimmt. „Nimm den Stab und vergiss oder nimm ihn nicht und ich lasse dich vergessen. Nimm den Stab und bleibe freiwillig hier oder nimm den Stab nicht und ich mache, dass du freiwillig hier bleibst.“

Er strich sich mit der Zunge über die Lippen. „Siehst du? Deine Entscheidung.“

Plötzlich musste ich lachen. Ich konnte es nicht kontrollieren. Es war krank.

„Ich bin nicht dumm Tom. Vielleicht glaubst du das, oder hättest es gerne, aber in welchem Punkt ist das denn meine Entscheidung?“

„In dem Punkt, in dem ich dir die Wahl lasse auf welche Art und Weise ich meinen Willen durchsetzte.“

„Dein Wille, dem ich natürlich unterliege, wie?“

„Natürlich. Nimm ihn oder nicht. Für mich spielt das keine Rolle“, sagte Tom und legte den Stab vor sich auf den Tisch wie eine wertvolle Opfergabe.

Da war ein Glitzern in seinen Augen gewesen, ein Glitzern, wie es auch kleine Kinder in den Augen hatten, wenn sie spielten.

Ein Glitzern, dessen Wahn keine Grenzen kannte.

„Und was ist mit der dritten Option, die du hier so einfach verschweigst?“, fragte ich, während ich schon nach dem Stab griff um ihn vom Tisch zu nehmen.

Ich konnte jetzt einfach nicht still sein und ihn schon wieder gewinnen lassen. Ich konnte nicht schon wieder tun, was er wollte. Nicht schon wieder. Warum nur tat ich es?

Als meine Finger das Holz berührten schoss Toms Hand nach vorne wie ein weißer Blitz. Sie legte sich fest und unnachgiebig um meine.

Seine Finger waren kühl und kräftig und meine Hand verschwand unter der seinen fast vollkommen.

Mit stählernem Blick starrte er mich an.

„Du meinst, die Option nach der du den Stab nehmen und gehen könntest?“, fragte er lauernd mit beinahe aufgeregten Augen.

„Ja“, antwortete ich. „Was macht dich so sicher dass ich wirklich bleibe?“

Wie konnte ich das nur fragen? Es war doch alles so glasklar und einfach, unkompliziert: Er zweifelte keine einzige Sekunde daran, dass ich bleiben würde.

Tom nickte bedächtig, dann fuhren seine Augen Richtung Tisch auf unsere Hände. Langsam und ohne mich anzusehen ließ er mich los, wandte sich um und stand auf.

Es war wie ein Schlag ins Gesicht für mich. Ich war keine Bedrohung. Keine Gefangene. Ich war auf seiner Seite. War wie er.

Mir wäre lieber gewesen er hätte mich gefesselt und geknebelt, festgebunden und gefoltert an jenem Tag. Wie stark und kräftig hätte ich mich da gefühlt.

So aber war ich einfach nur ein zutiefst schwacher Mensch.

Ich rührte mich nicht, ließ meine Hand wo sie war. War wie versteinert, als ich zu verstehen begann.

Er war sich sicher, dass ich nicht gehen würde. Er war sich todsicher. Und, so sehr es mir auch widerstrebt, Tom Riddle hatte Recht. Ich würde nicht gehen. Ich würde bleiben.

„Komm, es wird Zeit“, sagte Tom ohne mich noch einmal anzusehen.

Wir gingen durch das kleine Dorf, vorbei an alten, vom Schnee zugemauerten Häusern, vorbei an morschen, kaum mehr sichtbaren Zäunen, vorbei an hastig über die eisigen Straßen huschenden, tief gebückt gehenden Menschen, die uns misstrauisch aus ihren eingemummelten Gesichtern heraus ansahen.

Er führte mich hinaus aus dem Ort, Richtung der endlosen Hügel und Felder, die um das Dorf lagen und es abkapselten von seiner Umwelt wie tiefe Schlüchte.

Wir passierten einen Friedhof und ich hatte natürlich keinen Schimmer davon, was auf diesem Friedhof in vielen, vielen Jahren geschehen würde. Hatte keine Ahnung von diesem Grauen, dass sich dort abspielen würde.

Nur Tom sah auf die niedrigen Mauern und die schiefen Grabsteine mit den Schneehäubchen, als wüsste er es. Als hätte er eine Ahnung.

Vielleicht erinnerte er sich aber auch nur an den ersten Mord, den er begangen hatte. Vielleicht erinnerte er sich daran, wie er in die Augen seines Vaters blickte, als er ihn tötete.

Vielleicht tat er das, aber ich glaube es nicht. Ich glaube viel eher, dass er nie mehr an seinen Vater gedacht hatte. Ich glaube, dass sein Tod in schon nicht mehr interessierte, als er noch mit erhobenem Stab vor dem toten Körper stand.

Tom ließ seinen Blick über den Friedhof gleiten und da lag einfach nur ein Glitzern in seinen schwarzen Augen, in denen sich die Kreuze und Gedenktafeln in einer wahren Schattenwelt widerspiegelten, aus der es kein Entrinnen gab.

Oft, denke ich an den Tod, wenn ich mich an jenen Moment zurückerinnere. An den Tod und an Tom.

In seinem Leben gab es keine Person, deren Tod ihm nicht egal gewesen wäre.

Es gab niemanden, den er vermisst oder dessen Abwesenheit er bedauert hätte, niemanden, um dessen Verlust es ihm leid getan hätte. Niemandes Tod hätte ihm Schmerzen bereiten können.

Er hätte jeden einzelnen Menschen getötet, wäre ihm dies zu Nutzen gewesen oder auch nur hätte es ihn erheitert.

Er hatte kein Gewissen, empfand keine Reue. Er verschonte nicht und wahre Treue kannte er nicht.

Wer etwas anderes behaupten würde, der würde lügen.

Ich will ihn nicht verteidigen. Tom hatte und hat keinen Funken Gutes in sich.

Er stand an einer Spitze, auf der nicht genug Platz war, als dass da noch ein anderer hätte stehen können.

Man kann also durchaus sagen er war ein Monster.

Aber

Aber

Da gab es dann noch mich.

Und ich war alles in einem. Ich versammelte alles in mir. Sein Gewissen, seine Reue, Treue, Schmerz, Schwäche. Ich war es, deren Tod er gespürt hätte, als wäre es sein eigener.

Tom Riddle, er, dieser andere Name, er war ein Monster. Er tat nichts gutes. Auch mir nicht. Er nahm

keine Rücksicht auf meine Seele, er wollte sie nicht schützen, er wollte mich nicht schützen.

Er wollte, dass ich bei ihm war, am Leben. Ob meine Seele aber tot war, das war ihm egal. Wenn er mir wehtat, auch das war ihm egal. Das Wichtigste war, dass ich einfach nur bei ihm war.

Er war ein Monster. Tom Riddle war ein Monster.

Ich war niemals so verblendet, dass ich gesagt hätte, dass er im Grunde seines Herzens ein gebrochener Mann war, der die Last der Welt auf den Schultern trug. Ich war nie so naiv, dass ich gesagt hätte, man hätte ihn zu dem gemacht, der er war. Ich war nie so dumm, dass ich gesagt hätte er besäße auch nur einen Funken Anstand. Den hatte er nicht.

Er war ein Monster. Das war er wirklich.

Nur konnte dies absolut nichts an der einen alleszerstörenden Tatsache ändern, dass ich ihn liebte wie ein Mensch nur lieben kann.

Als ich am 31. Oktober 1981 erfuhr, dass Tom Riddle gestorben sein sollte, da weinte ich nicht. Ich schrie nicht, trauerte nicht. Fühlte nicht. Gar nicht.

Alles was ich tat, tun konnte, war lachen.

Ich lachte. Ich lachte so sehr. Zu töricht war der Gedanke, dass irgendjemand ihn, meinen Tom, getötet haben könnte.

Wie konnten die Menschen nur glauben sie wären erlöst? Wie konnte jemand nur so voller Dummheit sein? Sie waren alles Narren, die noch bezahlen würden.

Er konnte doch nicht sterben. Schließlich hatte ich einen Teil seiner Seele bei mir und solange ich ihn beschützen würde mit meinem eigenen Leben, solange ich ihn bei mir trug und ohne zu zögern für ihn sterben würde, solange ich mich nicht gegen ihn stellte, solange würde Tom Riddle weiterleben.

Ich lachte und lachte und wusste, dass Tom Riddle in jener Halloweennacht nicht gestorben war. Ich lachte und wusste, dass es nur eine Frage der Zeit war, bis er wieder kehren würde. Es war nur eine Frage der Zeit, bis er zurückkam.

Ich lachte und wusste, dass unvorstellbares Grauen auf die Welt hereinbrechen würde, die in dieser Nacht des 31. Oktobers feierte und sich in Sicherheit wähnte.

Dass es auf eben jenem Friedhof geschehen würde, das wusste ich nicht.

Warum aber lachte ich in jenem Moment? War ich tatsächlich schon so abgestumpft und gefühllos, dass ich mit einem Grinsen im Gesicht der Welt winkte und rief:

Feiere nur. Feiere so lange du kannst. Dein Untergang steht bevor.

Stand ich am Rand der Menschheit und verspottete sie dafür, dass ihre Hoffnung größer war, als ihr Verstand?

Tat ich das?

Ja, das tat ich.

Und ich erwarte nicht, dass man mir das verzeiht, denn auch ich werde nicht verzeihen. Niemals.

Ich lachte damals, aber bei Gott, das bedeutete nicht, dass ich der Welt nicht von ganzem Herzen wünschte, sie würde Recht behalten.

Und nun, muss ich fragen:

Erkennt man es denn, wenn ich heute hier sitze und von meinem Leben berichte? Erkennt man, dass ich ein

schlechter Mensch bin, er ein Monster und die Welt ein grausamer, blutiger Spielplatz ist?

Erkennt man, dass ich selbst Schuld dafür trage, was mir zustieß? Erkennt man, dass ich kein unschuldiges Opfer war? Erkennt man, dass ich ihn liebte? Erkennt man dass ich nicht verblendet und naiv war?

Erkennt man, dass ich ebenso wie jeder andere Mensch, der Tom Riddle gekannt hatte, der Meinung war, dass er ein grauenvoller Mensch war? Erkennt man, dass ich durch die Hölle ging und ihn dafür hasste, was er mir angetan hatte?

Und erkennt man, dass auch er, so unmenschlich und grausam er auch gewesen sein mochte, erkennt man, dass auch er trotz alledem liebte?

Erkennt man das?

Und, versteht man das? Kann man es denn irgendwie begreifen wenn man meine Geschichte hört?

Und dann noch eines, ein letztes:

Kann man begreifen, dass ich ihn liebte?

Ich bin versucht, ihn jetzt bei dem Namen zu nennen, den er zu seinem neuen Namen erwählt hat.

Ich bin versucht es zu tun, um so jedem begreiflich zu machen, dass ich von eben jenem Mann spreche, der die Welt mit sich in den Abgrund zerrte.

Ich bin versucht es zu tun aber es würde mich auseinanderreißen und deshalb nenne ich jenen Namen nicht.

Kann man begreifen dass ich Tom Riddle liebte?

Denn wenn ja, dann ist man schon weiter als ich.

Ich kann und werde es nämlich niemals begreifen.

Geräusche

Hallo an alle

Das hat jetzt aber gedauert. Ich mag es gar nicht euch so lange warten zu lassen, aber zeitlich ging es sich nicht anders aus.

Bei all meinen Geschichten wird es weitergehen. Ich habe nicht vor sie in der Luft hängen zu lassen. Wenn man schon eine Geschichte anfängt, dann verdient sie es auch, dass man sie zu Ende schreibt finde ich.

Ich werde versuchen diese Woche bei meinen anderen Geschichten ebenfalls je ein neues Kapitel hochzuladen.

Ich hoffe ich schaffs, ich bemühe mich jedenfalls.

Danke für eure Reviews. Ich freue mich über jedes einzelne und lese sie mir auch immer mal wieder durch, wenn die Inspiration verloren gegangen ist.

Liebe Grüße und

viel Spaß hier mit dem neuen Finsternis- Kapitel.

Es gibt Geräusche, die man einmal hört und die einen ein ganzes Leben lang nie wieder loslassen.

Geräusche, die sich ins Hirn bohren wie Pfeile. Geräusche, die man ihm Schlaf, im Traum und im Wind hört, im Heulen des Sturms, in dem Rauschen der Wellen, in jedem Zwitschern eines Vogels.

Manchmal sind es Schreie. Schreie von Menschen, die man so sehr geliebt hat und denen man nicht helfen konnte. Schreie, die einem mehr wehtun, als jeder körperliche Schmerz es jemals könnte.

Manchmal ist es ein Lachen. Das Lachen eines Menschen, das zeigte, dass er glücklich war, obwohl die Welt schon so lange so finster war.

Ein Lachen und die Erinnerung daran holen einen ins Leben zurück, wenn man innerlich eigentlich schon lange tot ist.

Manchmal ist es ein Keuchen, ein heftiges Atmen, ein Luftschnappen, das einem zeigt, dass die eigene Nähe einem anderen Menschen die Luft nimmt. Den Atem raubt. Das Herz zum Stillstand bringt.

„Was tust du da?“, hauchte er entsetzt.

Ich nahm all meinen Mut zusammen und trat auf ihn zu.

„Ich küsse dich“, flüsterte ich leise.

Da war etwas zwischen uns, unseren Körpern. Etwas vertrautes, etwas festes, als gehörten sie zusammen.

Als wäre da nicht er zwischen uns, der uns auseinanderriss, wann immer wir uns zu nahe kamen. Da war etwas zwischen unseren Körpern. Ein Sehnen und Drängen so ungreifbar wie Nebel und doch so intensiv und fest wie ein Fels. Unübersehbar, beständig.

Sein Atem beschleunigte, ging heftig und unregelmäßig. Machte mir klar, dass er nichts als das hier gewollt hatte. Nichts.

Machte mir klar, dass ich Schuld war an seinem kaputten Leben, an seinem kaputten Herzen.

„Nein“, presste er hervor, aber er stieß mich nicht von sich, obwohl er das mit Leichtigkeit gekonnt hätte. Meine Lippen bebten an seinen.

„Du wolltest es so“, murmelte ich. „Und jetzt gebe ich es dir. Lass es zu.“

Er erzitterte. Sein Körper begann zu vibrieren.

„Ich will nicht. Nicht mehr. Bitte nicht“, sagte er leise und versuchte seine Stimme fest klingen zu lassen.

Aber sie war nicht fest, sie war brüchig, ganz bröcklig und schrecklich angstvoll.

Ich legte meine Arme in seinen Nacken, presste mich so fest gegen ihn, wie es mir möglich war. Meine Finger streichelten über seinen Rücken und er bebte in meinen Armen. Bewege dich der Berührung entgegen.

„Was soll das?“, hauchte er.

„Ich will, dass du siehst wie es sein könnte. Ich will dass du wieder leben willst.“

„Lass mich ihn töten, dann werde ich das. Es ist mir egal ob du mich danach hasst. Er muss nur tot sein, weg von dir. Er darf dich nicht mehr erreichen.“

„Das wird er aber. Immer. Tot oder lebendig. Flynn, bitte... geh. Bitte bleib am Leben.“

Er versuchte an mir vorbeizusehen, er wollte mir nicht in die Augen sehen, er konnte es nicht, aber ich sah ihn solange an, bis er den Blick fast schon verzweifelt zu mir herabsenkte.

„Sieh mir in die Augen und sag dass du mich nicht liebst“, flüsterte ich.

Er sah mich an. Seine Augen taten weh auf meinen.

„Ich liebe dich nicht“, sagte er sofort.

„Lügner“, sagte ich.

Dann küsste ich ihn und er schlang die Arme um meinen kleinen Körper und schrie und schrie den Schmerz in mich hinein.

Flynn war glücklich und lachte, jubilierte, denn er wusste, dass ich ihn auch liebte. Er war glücklich und das, obwohl er wusste, dass ich ihn nicht genug liebte um bei ihm zu bleiben.

Seine großen, weichen und so warmen Hände fuhren an meinen Seiten hinab zu meinen Hüften, drängten mich gegen ihn.

Es ging alles ganz schnell. Er hatte es so lange schon gewollt und es brauchte schon früher nur eine flüchtige Berührung von mir um ihn zum Erzittern zu bringen.

Ich spürte seine Erregung, sein Beben.

Wir taumelten, krachten gegen die Wand hinter uns. Seine Finger waren schnell, vergruben sich in meinen Haaren, zerrten an meinem Körper, meinen Kleidern, als hätten sie das immer getan.

Er wimmerte, stöhnte in meinen Mund, hob mich hoch und ich schlang ihm die Beine um die Hüfte. So nah. So nah.

Ich war einem Menschen noch nie so nahe gewesen, wie ihm jetzt. Nicht einmal Tom Riddle war mir je so nahe gekommen.

Zwischen ihm und mir hatte seit unserem ersten Treffen eine Kluft geherrscht, die ich nie überwunden hatte und die ich auch nie überwinden würde.

Als wären wir in zwei verschiedenen Welten, er in einer schwarzen Schattenwelt, ich in einem grauen Niemandsland, dazu verdammt wie verirrt umherzuwandern.

Denn die weiße Seite hinter mir, die, auf der Flynn stand, die war noch weiter fort als Toms Finsternis. Das war sie schon immer.

Ich hatte mit Tom Riddle geschlafen. Trotzdem war er so weit von mir entfernt, wie ein Mensch nur von einem anderen entfernt sein konnte, wenn eigentlich nichts mehr zwischen ihnen war.

Ich wusste nicht, wie weit ich Flynn gehen lassen durfte. Denn dass er jetzt aufhören würde, das war nicht

möglich. Ich kannte ihn und mich kannte ich auch.

Es fühlte sich gut an, dass endlich jemand da war, jemand der mehr war, als nur ein tödliches Hauchen. Jemand der mich fest anpackte, jemand der da war, leidenschaftlich, gefühlvoll. Jemand der mir zeigte, wie sehr er mich brauchte.

Seine Hände gruben sich in mein Fleisch, er riss an meinen Knöpfen bis sie in die Finsternis davonkullerten, zerrte mein Hemd über meine Schultern und vergrub sein Gesicht gierig an meinem Hals.

Sein heftiges Atmen verbrannte meine Haut.

Nicht einen Teil von mir wollten seine Finger übersehen, nicht einen Teil wollten sie nicht kennen, nicht berühren. Nicht einen.

Jeden Teil von mir wollte er zu seinem machen. Und jeden Teil von sich wollte er mir geben. Kritiklos.

Da war nichts von Toms Beherrschung, seiner Distanziertheit, seinem Misstrauen und Argwohn. Da war nur mein Flynn.

Ob er wusste, dass er bald sterben würde?

Ich wusste es und ich hatte das Gefühl, dass er es auch wusste. Es war als würde er sich all das jetzt von mir holen wollen, was er nie bekommen hatte. Und er wusste, dass ich ihn jetzt nicht zurückweisen würde. Wie könnte ich? Er war doch schon tot. Ich konnte doch keinen Toten zurückweisen.

Außerdem brauchte ich diesen Kuss jetzt ebenso wie er. Bald würde auch er mir genommen werden. Er, der letzte, der mir noch geblieben war.

Er löste den Mund von mir, hob den Kopf und sah mich an.

„Ich werde ihn trotzdem töten“, murmelte er, während seine Finger die Träger meines Unterhemdes über meine Schultern schoben.

„Ich würde es nicht, wenn er dich nicht zerstören würde, aber er tut es und das kann ich nicht zulassen. Also werde ich ihn töten.“

Wir starrten uns an.

„Und er dich“, sagte ich leise und ließ zu, dass er das Unterhemd an meinem Körper hinab zog.

Sein Blick auf mir war etwas vom schönsten, das ich in meinem Leben je sehen durfte. Etwas vom schönsten, etwas vom schmerzvollsten und etwas vom verstörendsten.

Er sah mich an, als wäre ich das reinste und unschuldigste Geschöpf, das es gab auf dieser Erde. Als wäre ich wunderschön, perfekt.

Dabei war ich nur ein Scherbenhaufen. Sie steckten in meinen Rippen, in meinem Herz, in meinen Augen und meinen Händen. Überall in mir.

Aber sein Blick sah sie nicht. Sein Blick sah nur mich. Mich. Einen zerstörten Menschen. Ein Mädchen. Nur mich, ohne meine ganze schreckliche Geschichte, ohne meine Wunden, ohne meine Fehler. Sein Blick machte mich schön. Machte mich glänzend. Göttlich. Strahlend wie die Sonne.

Mein Herz begann so fest wehzutun, dass ich mich fragte, wie es noch weiter schlagen konnte.

Vielleicht war es eine Bestrafung. Es wollte mir nicht den leichteren Weg, den Weg des Todes, zu gehen ermöglichen.

„Geh, Flynn, wenn du jetzt gehst, dann kann ich es vielleicht verhindern. Aber du darfst niemandem sagen, was du über ihn weißt. Niemandem. Hörst du?“, flehte ich, auch wenn ich wusste, dass er es nicht tun würde.

„Nein“, murmelte er. Fest entschlossen. Nicht einmal meine Nähe konnte das ändern.

Seine Finger schlossen sich um mein Kinn und hoben es wieder an seine Lippen. Sie waren heiß und heftig und erschreckend gierig und unkontrolliert. Ich kannte nur kalte und verschlossene und stets unter strenger Kontrolle gehaltene Lippen, die nie, auch nur eine Sekunde lang unüberlegt handelten. Das hier machte mir Angst, aber es tat gut. Tat so gut.

Ich drehte den Kopf beiseite, aber davon ließ er sich nicht beirren, er ließ seine Lippen einfach über meinen Hals gleiten, während seine Hände den Weg zu meinem Herzen fanden. Ich hielt die Luft an. So hatte mich bisher nur ein Mann angefasst. Der Mann, der diesen Mann töten würde.

„Dann kann ich nichts mehr für dich tun“, stieß ich hervor, aber er ignorierte es.

„Ich hätte dich geliebt, mein ganzes Leben lang. Wusstest du das?“, fragte er, während er mich zu einem der großen Sessel zog.

Er hob mich sanft, ganz vorsichtig auf seinen Schoß. Als wäre ich zerbrechlich. Als wäre ich eine Glaspuppe, die ihm in den Armen zerspringen würde, wenn er zu heftig mit ihr umging.

Kurz zitterte seine Stimme, sein Atem an meinem Hals.

Ich wusste, was er hören wollte und ich wusste was ich sagen musste, damit er mir verzieh. Aber sagen konnte ich es nicht. Nicht einmal jetzt konnte ich ihm den Schmerz nehmen, den ich ihm zugefügt hatte.

Seine Augen verlangten nach der Antwort und ich wusste ich musste ihm sagen, dass ich es nicht gewusst hatte.

Aber ich hatte es gewusst und ich wollte seine Vergebung nicht. Nicht so. Nicht jetzt. Er sollte mich hassen für das was ich getan hatte, denn wenn er das nicht tat, dann war ich ein noch grauenvollerer Mensch.

„Wusstest du das Gwendolyn??“

Ich sah ihn an.

„Ja“, sagte ich leise. „Das wusste ich.“

Er hielt inne und ich sah, wie er begann zu verstehen.

Ja, verstehe es und hasse mich. Hasse mich, töte mich, zahle es mir heim. Hasse mich, um Gottes Willen du musst mich hassen. Sonst ertrage ich es einfach nicht.

Er nickte, so als hätte er begriffen.

Seine großen Hände strichen so sanft über meine nackten Oberschenkel, als hätte ich ihm nicht geade das tote Herz herausgerissen.

Ich packte seine Hände und versuchte sie von mir fort zu zerren, aber er war stärker. Er ignorierte mich und meine Gegenwehr.

„Flynn, nicht“, stieß ich hervor. „Du solltest nie wieder mit mir sprechen. Was ich getan habe, das darfst du mir nicht verzeihen. Flynn! Das darfst du einfach nicht.“

Er lachte heiser auf.

„Ja, das wäre einfach für dich“, spottete er mit bitterkaltem Lächeln. „So, so einfach, nicht?“

Er packte mein Gesicht links und rechts und zog es zu sich.

„Gwen, ich liebe dich“, sagte er fest. „Ich würde dir alles verzeihen. Alles.“

„Flynn, nicht...“, brachte ich hervor, doch er schnitt mir das Wort ab.

„Doch. Doch Gwendolyn doch! Ich liebe dich und ich verzeihe dir alles. Alles was du getan hast. Und auch das letzte werde ich dir verzeihen!“

„Was meinst du? Was redest du? Ich werde nicht...“

Flynn nahm meine Hände und half mir dabei die Knöpfe seines Hemdes zu lösen.

„Doch, du wirst. Wenn du nicht willst dass er stirbt, dann wirst du.“

Seine Augen glühten und brannten und litten. Aber mit jeder meiner Berührungen machte ich das Leiden stärker.

Ich löschte kein Feuer. Ich löste es aus. Und genau das wollte er. Er wollte brennen. Er wollte verbrennen. Und das würde er. Und ich würde Schuld daran sein.

Ich klammerte mich an ihn, wohl wissend, dass die Schatten stärker sein würden, ihn mir entreißen würden.

Er stöhnte und drückte sich meinen Fingern entgegen, als ich über seine Brust strich. Er krallte sich in meine Haut und zerrte an meinen Unterwäschetragern.

„Wenn du nichts über ihn verrätst wird er dich nicht töten“, wisperte ich. „Flynn, wenn du leben willst dann versprich mir dass du Dumbledore nichts verrätst.“

Flynns Zunge fuhr über mein Schlüsselbein, über meine Schulter, meinen Hals. Ich atmete schwer.

„Ich werde es verraten, sonst wird niemand ihn töten können.“

„Dann kann ich dich nicht gehen lassen. Flynn. Er... kommt.“

Flynn hielt inne.

Kurz sah er mich an, dann presste er mich plötzlich heftig an seine Brust. Ein letztes verzweifeltes Anklammern an das Leben. Ein letztes Greifen nach einer Hand, die sich ihm gnadenlos entziehen würde. Meine Hand. Sie würde ihn loslassen. Und er würde fallen.

„Ich verzeihe dir“, murmelte er in mein Haar und ich hörte ein leises, glockenhelles, unglaubliches, Atemraubendes Klingen in meinen Ohren.

Dann kam Tom.

Es gibt Geräusche, die man einmal hört und die einen ein ganzes Leben lang nie wieder loslassen.

Geräusche, die sich ins Hirn bohren wie Pfeile. Geräusche, die man ihm Schlaf, im Traum und im Wind hört, im Heulen des Sturms, in dem Rauschen der Wellen, in jedem Zwitschern eines Vogels.

Manchmal ist es ein Schreien, manchmal ein Lachen, manchmal ein Keuchen.

Und manchmal ist es ein klingendes, wunderschönes und sehr tödliches Reißen.

Das Brechen eines Herzens. Es ist das schlimmste Geräusch, das es gibt auf dieser lieblosen Welt.

Besonders, wenn man selbst es ist, der es ausgelöst hat.

Diamant

Bitte Lesen!

Dieses Kapitel ist etwas anders, als die anderen. Um das kurz zu erklären: Die Zukunfts- Gwen befindet sich in ihrem Denkarium.

Sie erlebt diese Szene ein weiteres Mal, aber aus der Sicht ihres heutigen Ichs.

Ich wollte unbedingt, dass man Gwen auch mal von außen betrachtet sieht und Tom einmal aus der Perspektive der Gwen, die durch ihn bereits zerstört worden ist.

Und da die Zukunft- Gwen ein anderer Mensch ist, als die junge Gwen, erschien es mir so am besten.

Lasst mich wissen, wie ihr das findet. Ich hoffe es spricht euch an. Ist mal was anderes. Mir hat es jedenfalls sehr gefallen, das so zu schreiben.

Vielen vielen Dank für eure tollen Reviews.

Liebe Grüße

Sie gehen durch das dicht verschneite Dorf mit den wenigen Bewohnern, die so ablehnend gegenüber Fremden sind.

Sie gehen nebeneinander her. Er neben ihr, aber immer mit einem Abstand zwischen ihnen, der zeigt, dass sie einander nicht vertraut sondern fremd sind und diese Fremdheit nie überwinden werden.

Er ist größer als sie. Übertagt sie um gut einen Kopf. Er sieht sie nicht an. Und sie weiß auch nicht, dass seine Gedanken bei ihr liegen.

Sie gehen Richtung Wald. Die Bäume sind anders, als die Bäume die sie kennt.

Sie sind kleiner, die Äste hängen dichter und tiefer und da ist kein Nebel, der den Boden bedeckt, sodass man nicht einmal den Schnee sehen kann.

Der Wald wirkt vielleicht im Sommer einladend. Jetzt aber, zu dieser kalten Jahreszeit, wirkt er trostlos. Verloren. Leer und kalt. Vielleicht einsam.

Wie die beiden.

Er führt sie sicheren Schrittes über einen zugeschneiten Trampelpfad.

Sie weiß, dass er sie angelogen hat, als er sagte, dass er noch nie hier gewesen ist.

Er war schon einmal hier, vielleicht damals, als er mit fünfzehn hierher gekommen ist um seinen Vater zu töten.

Sein Schritt ist zu sicher und sein Blick zu konzentriert auf sie, als dass er ihr erzählen könnte, er kenne diese Gegend, diesen Wald nicht.

Aber sie spricht ihn nicht darauf an. Sie weiß, dass er lügt. Eine Erklärung dafür zu verlangen, das wäre nicht ihre Art.

Ihr reicht es zu wissen, dass er weiß, dass sie ihn durchschaut hat. Mehr will sie nicht.

Sie weiß, dass er darauf wartet, dass sie ihn fragt, ob er seinen Vater getötet hat. Aber sie wird ihn nicht fragen. Nicht, weil sie Angst vor der Antwort hat.

Nein, die Antwort kennt sie bereits. Tief in ihrem Inneren. Nur weiß sie das noch nicht.

Es ist, weil sie ihm diese Genugtuung nicht geben will sie ein weiteres Mal anzulügen.

Sie schweigen lange, während sie sich quälend langsam durch den Schnee vorwärts schieben.

Sie weiß nicht, dass sie schön aussieht. Jung. Anders. Besonders. Sie weiß nicht, was für eine Wirkung sie haben kann. Eine Tatsache, die sie noch mehr von den anderen abhebt.

Sie weiß auch nicht, wie er sie ansieht. Sie weiß nicht, dass sein Blick von einer Neugierde zeugt, die nicht gesund sein kann. Sie sieht das nicht, aber sein Blick ist wie ein Spiegel. Er könnte ihr etwas zeigen, was sie

nicht sehen darf. Etwas sehr Dunkles, Tödliches und sehr Gefährliches. Etwas Verbotenes.

Sein Blick ist ein Spiegel. Er hat die Macht das schlechteste in einem Menschen zum Vorschein zu bringen. In ihrem Fall ist das Schlechteste aber wunderschön. Er sieht das, sie nicht. Noch nicht.

Sie sieht nicht, wie schön sie aussehen. Wie strahlend. Zwei kalte Eisstatuen. Glitzernd im Licht. Blendend in der Sonne.

Sie gehen durch einen tief verschneiten Wald und trotzdem hebt ihre Kälte sie ab vom Eis.

Sie kann nicht verstehen, wieso die Leute sie anstarren, wenn sie zusammen sind. Aber da ist etwas, was sie nicht sehen kann.

Sie agieren gemeinsam. Wie ein eingespieltes Team. Zwei Magneten. Eine Naturgewalt.

Sie treten auf eine lichte Stelle im Wald. Dort steht ein Haus. Eine Hütte. Eingefallen, eingeschneit und verwildert.

Aber er sieht nicht die Hütte an. Er sieht sie an. Beobachtet sie. Er ist neugierig auf sie, aber das sieht sie nicht.

Er will sehen, wie sich ihre Mimik verändert, er will sie verstehen lernen. Aber sie ahnt davon nichts.

Sie betreten die Hütte.

Er hält ihr die Tür auf, wie ein Gentleman. Er lächelt sie an. Seine Zähne blitzen weißer als der Schnee durch das dämmrige Licht.

Sie weiß, dass er nur spielt.

Dennoch geht sie darauf ein. Reagiert auf ihn. Obwohl sie weiß, dass er der Jäger ist und sie die Beute.

Sie sieht sich um, geht durch die Räume und bemerkt dabei gar nicht, dass er nur sie ansieht. Nur sie.

Er studiert ihre Bewegungen, jede Regung ihres Gesichtes und jedes Blitzen ihrer dunkelbraunen Augen.

Sie weiß nicht, dass er so interessiert an ihr ist. Sie hat keine Ahnung.

Er steht immer hinter ihr, über ihr. Verfolgt sie wie ein Schatten. Aber er ist geschickt, hat Erfahrung darin. Erfahrung in der Jagd.

Er weiß wie er sich verhalten muss, damit sie nicht merkt, wie sehr er darauf brennt, zu wissen, was in ihrem Kopf vorgeht.

Er ist gierig. Nach ihr. Seine Augen glitzern gefährlich. Sie aber merkt das nicht. Erkennt es nicht. Sein Spiel ist zu perfekt, seine Maske undurchschaubar.

Er ist ein Meister der Manipulation.

Er ist der Tod. Und er folgt ihr. Noch schlägt sie seine Hand aus, aber die Zeit wird kommen wo sie bereit ist, mit ihm zu gehen.

Er streicht sich mit der Hand über das Kinn, sieht ihr dabei zu, wie sie in einigen Briefen blättert, die verdreckt und zerrissen auf dem mit Müll bedeckten Tisch zwischen Gläsern und Pfannen liegen.

Sie findet den Brief, den er dort hingelegt hat. Den Brief der die Lüge, er wäre nicht Schuld am Tod seines Vaters, zu Papier gebracht hat. Der Brief der sagt, es wäre sein Onkel gewesen, der Bruder seiner Mutter.

Sie liest ihn. Er fragt sich, ob sie es glaubt. Was bleibt ihr anderes übrig als diese Lüge zu glauben?

Sie dreht sich zu ihm um. Das erste Mal seit sie den Wald betreten haben spricht sie.

Ihre Stimme ist ungewöhnlich tief. Sie klingt dunkel, ein wenig rauchig.

Sie fragt ihn, ob es wahr ist, dass sein Onkel seinen Vater getötet hat.

Er muss lächeln, tritt näher an sie und nimmt ihr den Brief aus der Hand. Er achtet darauf, sie nicht anzufassen.

Aber er macht das so nebenbei, dass es niemandem auffallen kann, der ihn nicht bestens kennt und bewusst darauf achtet.

„Ja“, sagt er.

Sein Kopf legt sich schief.

Er fragt sich, ob sie weiß, dass er lügt.

Sie hebt den Kopf und sieht hoch zu ihm. Das mag er. Er mag, dass sie so klein ist und er so groß.

Sie sieht ihn an. Mehrere Sekunden lang als wolle sie prüfen, ob er die Wahrheit sagt. Sie weiß, dass er seine Gedanken verbergen und ihre manipulieren kann. Dennoch versucht sie mithilfe ihrer Menschenkenntnis seine Fassade zu durchbrechen.

Das wird ihr aber nicht gelingen. Er ist ein Meister des Versteckspiels und solange er nicht gefunden werden will, wird er auch nicht gefunden.

Das ist ihr klar. Deshalb nickt sie und sieht sie zur Seite. Sie geht einige Schritte fort von ihm. Sie tritt ans Fenster. Sein Blick folgt ihr.

Wenn sie geht, dann schwingt ihr Zopf auf ihrem Rücken hin und her. Ihre Haare sind kupferfarben, aber im kalten Licht, das nur spärlich durch die verdreckten Fenster fällt, sehen sie fast grellrot aus. Wie Flammen. Züngelnd.

Sie sieht sehr stolz aus. Sie bewegt sich, verhält sich und geht so. Sie kann durchaus freundlich aussehen, höflich, aber sie ist distanziert und unnahbar, wie eine Eiskönigin.

Da liegt ein Hauch von Arroganz in ihren Augen, ein Funkeln, das einen errahnen lässt, wie würdevoll sie ist.

Sie kann auch herablassend sein, wenn sie will. Manchmal ist sie es aber, ohne es zu merken. Deshalb ist es so schwierig mit ihr umzugehen.

Tief in sich weiß sie, dass sie anders ist. Sie weiß, warum sie nicht dazu gehört.

Sie ist die Art von Mensch, die ihr Leben lang einsam sein wird und nie einen Menschen finden wird, den sie an sich lassen kann.

Die Art von Mensch, die nicht geschaffen ist für Nähe. Die Art von Mensch, die irgendwie nicht richtig da hineinpasst. Ins Leben.

Sie wirkt irgendwie angeknackst, so, als wüsste sie das schon. Sie ist wie ein Diamant. Aber dem Diamanten ist etwas zugestoßen. Er ist ein klein wenig kaputt, da ist ein Fehler tief in ihm. Ein Fehler, der von seiner Schönheit überdeckt wird.

Wenn Licht auf ihn fällt, dann bricht es nicht mehr richtig. Es teilt sich nicht mehr schön gleichmäßig. Es strahlt durcheinander. Ein verirrtes Bündel Licht.

Dennoch strahlt er, der Diamant und noch immer sind seine Kanten scharf. Wer ihn nicht mit Bedacht hochhebt, der wird sich schneiden.

Aber er weiß, wie er mit ihr umgehen muss. Er weiß, wie er sich verhalten muss, damit er bekommt, was er will. Das weiß er ganz genau.

Nur, noch weiß er selbst nicht, was er eigentlich will. Was er von ihr will. Noch weiß er das nicht. Das stört ihn.

Sie setzt sich auf das Fensterbrett, sein Blick liegt lauernd, mit krankhafter Neugierde auf ihr.

Aber in seinen Augen ist es zu dunkel, als dass sie das erkennen könnte.

Sie sehen sich an. Sie sprechen nicht, aber das brauchen sie auch nicht. Sie sind in einer anderen Welt, in der es keine Worte gibt. Sie sind in einer Welt, aus der es kein Zurück mehr gibt.

Als sie am frühen Abend in den Gasthof zurückkehren hat sich etwas verändert zwischen ihnen. Keiner der beiden mag es bemerkt haben, aber wer diesen Tag mit ihnen erlebt hat als Außenstehender, der weiß das.

Etwas hat sich entwickelt. Vielleicht ist es Alles- Zerstörend? Vielleicht ist es Alles- Rettend? Wer weiß...

Er bringt sie hoch in ihr Zimmer.

Sie stehen voreinander.

Er lächelt. Ein schönes Lächeln, das steht außer Frage.

„Gute Nacht“, sagt er und will gehen.

„Ich könnte morgen nicht mehr da sein.“

Da ist Trotz in ihren Augen und er weiß, dass sie das nur sagt, weil sie sich nicht geschlagen geben will.

Das gefällt ihm, auch wenn er ihr zeigen muss, dass sie schon lange verloren hat. Es ist nicht seine Art sie sich in Sicherheit wähnen zu lassen. Er will die Angst und Ohnmacht in ihren Augen sehen. Das braucht er.

Er fühlt sich wohl, wenn andere sich nicht wohl fühlen. Das ist seine Welt. Sie gehört ihm.

Er dreht sich um zu ihr. Wieder lächelt er. Da ist Schalk in seinen Augen. Lässt ihn jünger und weniger hart aussehen.

Dennoch, er ist böse. Daran kann dieses Aufblitzen von Jugend und Witz nichts ändern.

Er ist grausam. Man sieht es in jeder seiner Handlungen. Was er auch tut.

„Wetten wir?“, fragt er und hält ihr seine Hand hin.

Sie starrt sie an. In ihren Augen wird es dunkler.

Sie ist sehr zornig auf ihn, das weiß er. Aber das gefällt ihm. Er mag es, wenn sie sich klein fühlt.

Er genießt es zu wissen, dass er mit ihr tun kann, was immer er will. Dass sie ihm ausgeliefert ist. Auf Gedeih und Verderb.

„Wenn ich gewinne, was bekomme ich dann?“, fragt sie und man sieht in seinen Augen, dass es ihn freut, wenn sie auf seine Spielchen eingeht. Das freut ihn immer.

Er tritt näher an sie, aber nicht zu nahe. Nur so nahe, dass er weiß, dass sie sich bedrängt und bedroht von ihm fühlt.

„Alles“, flüstert er.

Seine Stimme klingt verheißungsvoll. Das macht er bewusst. Er lockt sie, obwohl er weiß, dass sie sich nicht locken lässt. Sie nicht.

Dennoch kann er nicht widerstehen. Das ärgert ihn.

Ihr Mund verzieht sich.

„Verlockend“, murmelt sie und er weiß, dass er gewonnen hat.

Sie wird bleiben. Natürlich.

„Gute Nacht“, sagt sie, dreht sich um und verschwindet im Zimmer hinter ihr. Seine Hand hat sie nicht angefasst. Noch nicht. Noch schlägt sie sie aus.

Aber der Tag wird kommen, an dem sie nach ihr greifen wird. Und dann wird er sie mit sich nehmen und er wird sie nicht wieder hergeben.

Kurz bleibt er vor ihrer Tür stehen, er hört, wie sie tief Luft holt, hinter der Tür. Lautlos muss er lachen.

Er will etwas von diesem Mädchen. Das weiß er. Nur, was es ist, das kann er nicht sagen.

Aber der Tag wird kommen, an dem er es weiß. Und wenn es soweit ist, dann wird er es auch bekommen.

Das steht absolut außer Frage.